

DIE SELBSTTHEMATISIERUNG DES WISSENSCHAFTLICHEN MILIEUS  
IN DER DEUTSCHEN LITERATUR DES 20. JAHRHUNDERTS

Inaugural-Dissertation  
zur Erlangung des Grades Dr. phil.,  
vorlegt im  
Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften  
der Bergischen Universität – Gesamthochschule Wuppertal

von  
Victoria Stachowicz  
aus Wuppertal

Wuppertal, im Januar 2001

Gedruckt mit Genehmigung des Fachbereichs  
Sprach- und Literaturwissenschaften der  
Bergischen Universität - Gesamthochschule Wuppertal

Gutachter: Prof. Dr. Rüdiger Zymner  
Privatdozent Dr. Andreas Meier

Tag der mündlichen Prüfung: 11. Mai 2001

# Inhaltsverzeichnis

<b>1.</b>	<b><u>Einleitung</u></b> .....	1
1.1	<u>Zum Textkorpus</u> .....	4
1.2	<u>Formen der Thematisierungen von Wissenschaft und Universität in der deutschen Literatur</u> .....	6
<b>2.</b>	<b><u>Begriffsklärungen</u></b> .....	16
<b>3.</b>	<b><u>Universitätsromane als Beispiel für die Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus</u></b> .....	24
3.1	<u>Dietrich Schwanitz: Der Campus</u> .....	28
3.1.1	<u>„Das Ballett der Intrige“</u> .....	38
3.1.2	<u>Sicht von innen</u> .....	57
3.2	<u>Michael Zeller: Follens Erbe</u> .....	69
3.2.1	<u>Forschung</u> .....	77
3.2.2	<u>Wissenschaftliches Milieu und politisches Milieu</u> .....	90
3.3	<u>Thea Dorn: Berliner Aufklärung</u> .....	101
3.3.1	<u>Sicht von außen</u> .....	107
3.3.2	<u>Berliner Aufklärung als akademischer Kriminalroman</u> .....	121
3.4	<u>Der deutsche Universitätsroman: Strukturen und Elemente</u> .....	129
<b>4.</b>	<b><u>Weitere Formen der Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus</u></b> .....	142
4.1	<u>... und die Darstellung der wissenschaftlichen Arbeit des Einzelnen</u> .....	143
4.1.1	<u>Pascal Mercier: <i>Perlmanns Schweigen</i></u> .....	143
4.1.2	<u>Ein Mensch in Auseinandersetzung mit einer Theorie</u> .....	148
4.2	<u>... in Kriminalgeschichten</u> .....	158
4.2.1	<u>-ky: <i>Burnout</i></u> .....	159
4.2.2	<u>Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu</u> .....	163
4.3	<u>... und die Studentenbewegung</u> .....	169
4.3.1	<u>Uwe Timm: <i>Heißer Sommer</i></u> .....	169
4.3.2	<u>Die Darstellung der Studentenbewegung</u> .....	177
4.4	<u>... in autobiographisch-erzählenden Texten</u> .....	186
4.4.1	<u>Gisa Funck: <i>Echt fertig!</i></u> .....	187
4.4.2	<u>Erzählende Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben des wissenschaftlichen Milieus</u> .....	194
4.5	<u>Ein Mosaik</u> .....	200

<b>5.</b>	<b>Das wissenschaftliche Milieu in Satire und Parodie</b> .....	205
<u>5.1</u>	<u>Thomas Meuser: <i>Promo-Viren</i></u> .....	207
<u>5.3</u>	<u>Satirisch-parodistische Texte über das wissenschaftliche Milieu</u> .....	212
<b>6.</b>	<b><u>Schlußbetrachtung: Wissenschaft – Literatur – Wissenschaft</u></b> .....	223
<b>7.</b>	<b>Literaturverzeichnis</b> .....	240
<u>7.1</u>	<u>Primärliteratur</u> .....	240
<u>7.1.1</u>	<u>Universitätsromane</u> .....	240
<u>7.1.2</u>	<u>Sonstige selbstthematisierende Texte des wissenschaftlichen Milieus</u> .....	240
<u>7.1.3</u>	<u>Satiren und Parodien</u> .....	241
<u>7.1.4</u>	<u>Weitere erwähnte oder benutzte Texte</u> .....	243
<u>7.1.5</u>	<u>Erwähnte fremdsprachige Universitätsromane</u> .....	245
<u>7.2</u>	<u>Sekundärliteratur</u> .....	245
<u>7.2.1</u>	<u>Rezensionen</u> .....	255
<u>7.2.2</u>	<u>Nachschlagewerke</u> .....	256
<b>8.</b>	<b>Anhang: Briefe der Autoren</b>	

## 1. Einleitung

Solange die Universität klüglich davon absieht, sich selbst zum Gegenstand jener wissenschaftlichen Kritik zu machen, mit der sie seit Jahr und Tag alle Bereiche der bundesdeutschen Gesellschaft überzieht – solange müssen wir Romane lesen.<sup>1</sup>

Romane lesen, um zu erfahren, wie es in deutschen Universitäten aussieht? Wie Wissenschaftler sich selbst und ihre Arbeit erleben? Wie Mitglieder einer Hochschule diese Institution schildern? Genau dies wird in der vorliegenden Arbeit gemacht; literarische Texte über den Wissenschaftsbetrieb werden vorgestellt und die literarische Darstellung der Institution Universität untersucht.<sup>2</sup>

Ziel der Arbeit ist es, zu zeigen, wie das wissenschaftliche Milieu in der selbstthematizierenden Literatur dargestellt wird, welche Formen der Darstellung es gibt, welche Themen die Erzähler aufgreifen, und ob und inwieweit eine Entwicklung des Themas im 20. Jahrhundert auszumachen ist.

Das Interesse an einer Analyse der literarischen Beschreibungen des Wissenschaftsbetriebs beruht auf zwei Überlegungen:

Zum einen handelt es sich bei den Texten um stark selbstbezügliche, selbstreferentielle Texte, in denen Autoren ihre eigene Lebenswelt thematisieren. Daß sich dabei überraschende Ergebnisse hinsichtlich der dargestellten Themen ergeben – nicht die Forschung oder die Auseinandersetzung mit Wissenschaft steht in den meisten Texten im Mittelpunkt, berichtet wird vielmehr von Intrigen, von den Zwängen der Institution Universität und von den Befindlichkeiten des Einzelnen –, macht eine genauere Analyse dieser Texte interessant.

Zum zweiten sind die Texte Zeugnisse dafür, wie Autoren, die sich häufig selbst wissenschaftlich mit Literatur oder Kommunikation auseinandersetzen, literarisch schreiben. Die meisten der Autoren sind Geisteswissenschaftler, häufig Philologen. Die Tatsache, daß die Autoren in ihren Texten über das wissenschaftliche Milieu trotz oder wegen dieser Herkunft kaum literarisch anspruchsvolle oder gar innovative Texte vorlegen, daß auf die sprachliche Gestaltung wenig Wert gelegt

---

<sup>1</sup> Glaser, H.A.: *Der Sturz des Professors Hackmann*. In: *Forschung und Lehre* (8/1995): 450.

<sup>2</sup> Genaue Begriffserklärungen finden sich im Kapitel 2. Für die Einleitung ist ein vorwissenschaftliches Verständnis der Begriffe ausreichend.

wird, läßt nach den gewählten Schwerpunkten der literarischen Beschreibungen fragen.

Bei der Untersuchung können drei Hauptformen der literarischen Thematisierung festgestellt werden, die den folgenden Aufbau sinnvoll machen: Nach einem historischen Überblick (1.2) und Definitionen der häufig gebrauchten Vokabeln im zweite Kapitel beschäftigt sich das dritte Kapitel mit Universitätsromanen, also mit Romanen, deren konstitutives Element eine Hochschule ist. Drei Universitätsromane, die ganz unterschiedliche Handlungen erzählen und zu verschiedenen Zeiten an unterschiedlichen Hochschulen spielen, werden zunächst einzeln analysiert. An ihnen werden dann jeweils relevante Fragen für die Gattung ‚Universitätsroman‘ diskutiert.

Im vierten Kapitel werden andere fiktionale Erzähltexte über das wissenschaftliche Milieu untersucht. Im Unterschied zu Universitätsromanen ist die Universität als solche hier nicht das konstitutive Element der Handlung, sondern es sind einzelne Aspekte des Lebens als Wissenschaftler oder Studierender. Das Themenspektrum dieser Romane ist breit, es reicht von Texten, die die Auseinandersetzungen des Einzelnen mit seiner wissenschaftlichen Arbeit schildern, über Kriminalromane, die im wissenschaftlichen Milieu spielen, bis hin zu Texten über die Studentenbewegung. Dieses Kapitel ist so aufgebaut, daß zunächst ein Werk, das für die Darstellung des jeweiligen Themas repräsentativ ist, analysiert wird und danach die Bearbeitung des Themas in anderen Texten untersucht wird.

Kapitel 5 schließlich beschäftigt sich mit satirischen und parodistischen Texten über das wissenschaftliche Milieu. Diese Art der Selbstthematization ist relativ beliebt, wobei auffällt, daß die hier aufgegriffenen Themen sich kaum von denen fiktionaler Erzähltexte unterscheiden. Auch hier wird wieder zunächst ein exemplarischer Text untersucht und danach der Fokus auf ähnliche Texte erweitert.

Am Schluß steht die Untersuchung der wissenschaftlichen Thematisierung des Themas und eine Überlegung zu der Frage, warum die Texte so sind, wie sie sind.

Die Tatsache, daß die meisten der hier behandelten Texte noch keine Beachtung in der Literaturwissenschaft gefunden haben, daß nur auf wenig Sekundärliteratur zurückgegriffen werden kann, macht ein stark werkimmanentes Vorge-

hen sinnvoll. Zunächst gilt es, Grundlagen zu schaffen, literarische Texte als solche vorzustellen und scheinbare Selbstverständlichkeiten wie Inhalt, Erzählsituation oder Zeitgerüst zu analysieren. Damit wird die Basis für die spätere Analyse eines bestimmten Themas oder einer speziellen Darstellungsweise geschaffen. Da es sich zum Teil um relativ unbekannte Texte handelt, ist eine solch grundlegende Einführung sinnvoll. So entsteht ein Fundament – für diese Arbeit, um bestimmte Themen, die in verschiedenen Ausgestaltungen immer wieder vorkommen, zu benennen und vielleicht auch für künftige Arbeiten, die auf die Grundlagen zurückgreifen, und – davon ausgehend – mit anderen Ansätzen weitere Ergebnisse erarbeiten können. Verschiedene literaturtheoretische Ansätze werden nur dann miteinbezogen, wenn sich die Autoren dieser erkennbar bedienen. Das heißt zum Beispiel, daß die Systemtheorie dann berücksichtigt wird, wenn Schwanitz seine Romane aus und mit Motiven der Systemtheorie gestaltet. Ansonsten wird eng am und mit dem Text gearbeitet.

Zur Thematisierung der Lebenswelt ‚Hochschule in der Literatur‘ gibt es bislang nur eine Untersuchung, die sich allerdings nicht ausschließlich mit der deutschen Literatur beschäftigt und sich auch nicht, wie die vorliegende Arbeit, ausschließlich auf das 20. Jahrhundert konzentriert<sup>3</sup>. Das Fehlen von weiteren Untersuchungen zu den selbstthematisierenden Texten des wissenschaftlichen Milieus verwundert besonders dann, wenn man dies mit dem Interesse der anglistischen Forschung vergleicht: Englische und amerikanische Universitätsromane etwa sind seit Jahren ein Forschungsfeld, das sich – auch bei deutschen Anglisten – wachsender Beliebtheit erfreut. Insofern will die vorliegende Arbeit eine Lücke schließen und über die Formen, Varianten und Konstanten dieser in Deutschland (angeblich) seltenen Literatur Auskunft geben.

---

<sup>3</sup> Vgl. Nischik, R.: *Uni literarisch* (2000).

## 1.1 Zum Textkorpus

Die Untersuchung beschäftigt sich mit der Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus. Das bedeutet, daß nur solche Texte zu Grunde gelegt werden, deren Autoren selbst zu diesem Milieu gehören. Romane von Professoren, Doktoranden oder auch von Studenten sind in der deutschen Literatur nicht selten. Gerade in jüngster Zeit erreichen ihre Texte eine verstärkte Aufmerksamkeit in den Medien, man denke etwa an Hans-Ulrich Treichel, der mit seinem Roman *Tristanakkord* schnell bekannt geworden ist oder an Bernhard Schlinks *Der Vorleser*<sup>4</sup>. Darüber hinaus gibt es eine Vielzahl von Wissenschaftlern, die Gedichte oder andere literarische Texte verfassen und die Karl Riha und Peter Gendolla 1990 in einer Einladung zu einem Kolloquium über eben dieses Thema als „Schriftstellerwissenschaftler“<sup>5</sup> bezeichnen. Doch die Texte dieser Autoren werden in der vorliegenden Arbeit nur dann berücksichtigt, wenn ihr Thema das wissenschaftliche Milieu ist. Ähnlich verhält es sich mit den Texten, deren Protagonisten Studenten oder Professoren sind. Diese werden dann einbezogen, wenn deren Autoren dem wissenschaftlichen Milieu angehören. Das hat zur Folge, daß z.B. *Die Physiker* von Friedrich Dürrenmatt oder *Die Mutter der Weisheit* von Henry Benrath unberücksichtigt bleiben.

Texte von Autoren, die zum wissenschaftlichen Milieu gehören und den Wissenschaftsbetrieb präsentieren, werden in dieser Arbeit behandelt, gleichgültig, ob es sich um Universitätsromane handelt oder um andere Textsorten. Eine Beschränkung auf epische Texte war nicht vorgesehen, ergibt sich aber aus den mir bekannten Texten: Ein Drama, das den Wissenschaftsbetrieb darstellt, wurde nicht gefunden, mit *BWL in Mannheim* liegt nur ein Film vor, der die hier zugrunde gelegten Kriterien erfüllt: Das Drehbuch wurde von Justus Peter, einem Studenten der Universität Mannheim verfaßt, der auch Regie führte<sup>6</sup> (auch die Darsteller sind sämtlich Studierende). Ein dramatisch strukturierter Text ist auch -kys Hörspiel *Burnout*, das er später auch zu einer Kriminalerzählung umarbeitete; diese wird in Kapitel 4.2 untersucht.

---

<sup>4</sup> Beide Autoren sind Professoren, Schlink für Öffentliches Recht und Rechtsphilosophie an der Humboldt-Universität in Berlin, Treichel am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig.

<sup>5</sup> Siehe dazu den Tagungsband Gendolla, P. und Riha, K.: *Schriftstellerwissenschaftler* (1991).

<sup>6</sup> Justus Peter: *BWL in Mannheim* (1999). Auch Schwanzitz' Roman *Der Campus* ist verfilmt worden, mit den Unterschieden zwischen filmischer und literarischer Repräsentation beschäftigt sich J. Paech in: Nischik, R. (2000): 235.

Gedichte über die Universität sind im 20. Jahrhundert relativ selten; von René Zey liegt der Gedichtband *Sommersemester – Wintersemester*<sup>7</sup> vor, daneben sind mir einige Texte, vor allem von Studierenden, bekannt. Allerdings ist zu vermuten, daß eine größere Anzahl von Gedichten existiert und als Gelegenheitslyrik in Hochschulen vorgetragen, aber nicht publiziert wird.

Die Untersuchung beschränkt sich daher auf erzählende Texte des 20. Jahrhunderts, die über die Hochschule in diesem Jahrhundert erzählen. Damit ist ein Zeitraum gewählt, in dem die Universitäten signifikante Wandlungsprozesse durchlaufen, und in dem sich auch die literarischen Darstellungen auffällig verändert haben.

Das interessante Feld der Thematisierung des Wissenschaftsbetriebs in der DDR wird in dieser Arbeit nicht berücksichtigt, da es in dem größeren und zugleich spezifischeren Kontext der DDR-Literatur zu untersuchen ist. Zudem entstand dort eine spezielle Form des Universitätsromans, der weniger als ein Dokument der Selbstthematisierung als ein Instrument der Ideologisierung zu werten ist. Hier wurde das studentische (nicht das wissenschaftliche) Milieu in einer Unterhaltungsliteratur dargestellt,

deren Schema etwa das folgende ist: Ein Student entwickelt zunächst Zweifel an seiner Situation, Unzufriedenheit mit sich selbst usw., was sich meist im Abbruch des Studiums äußert. Erst der Kontakt mit der Wirklichkeit der sozialistischen Gesellschaft [...] läutert den Abtrünnigen und bringt ihn zur Erkenntnis des richtigen Weges und damit auf die verlassene Bahn zurück.<sup>8</sup>

Insofern ist die vorliegende Arbeit exemplarisch, als sie diese Romane ausschließt, die von der komparatistischen Forschung in einen größeren Zusammenhang gestellt werden müßten<sup>9</sup>.

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß Universitätsromane und andere Texte über die Lebenswelt Universität nicht im luftleeren Raum entstehen, sondern innerhalb eines kulturellen und gesellschaftlichen Umfelds, das sie prägt. Die zu analysierenden Texte werden deshalb nicht als isolierte ästhetische Phänomene verstanden, sondern in ihrer Eingebundenheit in den soziokulturellen

---

<sup>7</sup> René Zey: *Sommersemester – Wintersemester* (1980).

<sup>8</sup> Grützmaker, C. (1974): 773.

<sup>9</sup> Untersuchungen dazu liegen bislang noch nicht vor; mit dem Universitätsroman der DDR beschäftigt sich Grützmaker, C. (1974), die Erwartungen an die Gattung werden deutlich in Auer, A. (1955).

Kontext betrachtet. Auch werden alle mir bekannten Texte berücksichtigt, gleichgültig, ob sie hohen literarischen Ansprüchen genügen oder nicht. Eine Orientierung an der sogenannten Höhenkammliteratur wäre bei dem Thema aufgrund des dann sehr schmalen Textkorpus ohnehin nicht möglich.

## 1.2 Formen der Thematisierungen von Wissenschaft und Universität in der deutschen Literatur

Im folgenden wird ein kurzer Überblick über die Darstellung von Wissenschaft und Wissenschaftlern in literarischen Texten vor dem 20. Jahrhundert gegeben. Dieser Abschnitt dient lediglich dazu, die historische Einordnung der folgenden Untersuchung zu erleichtern, erhebt aber als Darstellung von Formen der Thematisierung des wissenschaftlichen Milieus keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Drei eingeführte Darstellungsformen von Wissenschaft, Wissenschaftlern und Studenten werden hier exemplarisch vorgestellt.<sup>10</sup>

Die Gelehrtsatire, der Bildungsroman und der Studentenroman sind drei in der deutschen Literatur relativ häufig verwendeten Gattungen, deren Gattungsbezeichnung eine Auseinandersetzung mit Wissenschaft respektive Wissenschaftlern vermuten läßt<sup>11</sup>.

(1) Bei der Gelehrtsatire handelt es sich um eine Gattung, die schon seit der Antike eingeführt ist<sup>12</sup> und im deutschen Sprachraum in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine wichtige Stellung einnimmt<sup>13</sup>. Auffällig ist dabei, daß die wis-

---

<sup>10</sup> Die im 19. Jahrhundert bekannten und beliebten ‚Professorenromane‘ sind keine Beispiele für Beschreibungen von Wissenschaftlern und dem Wissenschaftsbetrieb, es handelt sich vielmehr um eine, wie Wilpert feststellt, „im Grunde wertfreie Bezeichnung für einen von einem Professor verfaßten Roman“, die in der Praxis aber abwertend gebraucht wird. (Wilpert, G. von (1989): 712).

<sup>11</sup> Selbstverständlich findet sich auch in anderen Texten die Darstellung von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus. Neben dem wohl bekanntesten Vertreter des Gelehrtenstands, Faust, ist z.B. auch Karl Moor in Schillers *Die Räuber* ebenso Student wie die Protagonisten in Arnims Drama *Halle und Jerusalem*. Auch der Protagonist der Binnengeschichte (Dr. Selten) in Thomas Manns *Gefallen*, Schnitzlers Prof. Wegrath oder Jean Pauls Dr. Katzenberger sind als Professorenfiguren zu nennen.

<sup>12</sup> Die folgenden Ausführungen lehnen sich vor allem an Grimms *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland und Letternkultur* an, in denen sehr ausführlich und detailliert die Entwicklung der Literatur von und über Gelehrte vom Barock bis zum Sturm und Drang dargestellt wird.

<sup>13</sup> „Die vergleichsweise dominierende Stellung, welche die Satire in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einnahm, muß als Folge des sich anbahnenden Normenwandels verstanden werden.“ Grimm, G. E. (1983): 721. Jedoch sind auch aus früheren Zeiten schon Wissenschaftssatiren bekannt, man denke etwa an die *Epistulae virorum obscurum*.

senschaftliche Ausrichtung der karikierten Gelehrten zunächst nicht berücksichtigt wird. Kritikpunkte, die satirisch aufs Korn genommen werden, sind z.B. die Sprache der Gelehrten, ihr Aussehen und ihr von der gesellschaftlichen Norm abweichendes Verhalten, das häufig als skurril geschildert wird. Diese Topoi und Motive sind nicht nur in der deutschen Literatur üblich, auch in der italienischen findet sich Vergleichbares; so ist hier etwa der Typus des „Pedante“ zu finden, „eines schulmeisterlichen, nur lateinisches Kauderwelsch von sich gebenden Pseudogelehrten.“<sup>14</sup> Für die englische Literatur beobachtet Weiss ähnliche Klischees:

Die Zurückgezogenheit des Gelehrten, die Unverständlichkeit seines Tuns und die Angst vor dessen Wissen erzeugten schließlich die vielen Varianten literarischer Gelehrtenporträts, in denen in einer sich immer stärker an den sozialen Werten der Arbeit und des ökonomischen Nutzens orientierenden Gesellschaft der Gelehrte bald als fauler und unnützer Müßiggänger, bald als wichtigtuerischer Pedant oder aber als gefährlicher dämonischer Einzelgänger vorgestellt wurde.<sup>15</sup>

Neben der Kritik an der unverständlichen, weil zumeist lateinischen Sprache der Gelehrten werden immer wieder das „Geldvertun“, „Nichtsverdienen“ und Neid und Haß zu typischen „Lastern“ der Gelehrten erklärt. Typische Sprichwörter der Zeit wie „Je gelehrter, je verkehrter“ oder „Die gelehrten, die verkehrten“<sup>16</sup> belegen diese Stereotype.

Neben die Gelehrtensatire tritt in der Aufklärung die Gelehrsamkeits-Polemik. Kritisiert werden nicht mehr nur die Gelehrten und ihr Tun, nun werden auch die Wissenschaftsparadigmen einer satirischen Betrachtung unterzogen. Grimm unterscheidet fünf Gruppen der Paradigmenkritik, und zwar die Kritik an (1) scholastischer und an (2) humanistischer Gelehrsamkeit, die an der (3) Polyhistorie und die an (4) politisch-galanter wie an (5) demonstrativer Gelehrsamkeit<sup>17</sup>. Der größte Teil der Satiren wendet sich gegen die humanistische Gelehrsamkeit, wobei vor allem der übertriebene Gebrauch der lateinischen Sprache, die fehlende Nützlichkeit des Wissens und der Hang zu „mikrologischen Abhandlungen, deren Themen allein von der Belanglosigkeit der Ausführungen Zeugnis able-

---

<sup>14</sup> Grimm, G. E. (1998): 35.

<sup>15</sup> Weiss, W. (1994): 25.

<sup>16</sup> Vgl. hierzu *Deutsches Sprichwörterlexikon* Wander (1963): 1531ff. Deutlich wird bei diesen Einträgen auch, daß es sich um internationale Stereotype handelt, verweist Wander doch auf polnische, böhmische oder lateinische Varianten des Wortes.

<sup>17</sup> Vgl. Grimm, G. E. (1998): 193.

gen<sup>18</sup>, aufs Korn genommen werden. Ein Beispiel für eine solche Satire ist Lichtenbergs Streitschrift *Über die Pronunciation der Schöpse*<sup>19</sup>. Die einzelnen Textgruppen sind allerdings nicht scharf zu trennen, so findet sich etwa in Lessings *Der junge Gelehrte* sowohl die Verspottung humanistischer Gelehrsamkeit<sup>20</sup> als auch eine satirische Darstellung der Polyhistorie<sup>21</sup>.

Bei all dieser Kritik bleibt aber immer festzustellen, daß lediglich die Auswüchse der Wissenschaft und ihrer Vertreter kritisiert werden,

nicht jedoch die Gelehrsamkeit überhaupt und de[r] Gelehrtenstand als ein[en] solche[r]. Nichts liegt der frühaufklärerischen Kritik und Satire ferner als eine existentielle Infragestellung des Standes, von dem sie die größten Fortschritte in Sachen Vernunft und Wissenschaft erwartet.<sup>22</sup>

Des weiteren fällt auf, daß es sich bei all dieser satirischen Kritik fast immer um Kritik von außen handelt, in der feste Topoi übernommen und variiert werden. Die Paradigmenkritik ist die einzige, die sich (scheinbar) inhaltlich mit der Wissenschaft auseinandersetzt – jedoch bleiben auch diese Texte an der Oberfläche und können keine wirkliche Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Inhalten leisten. Auch eine generelle Beschäftigung mit dem Milieu, wie sie in den Texten des 20. Jahrhunderts interessieren wird, findet sich nicht. Da Paradigmenkritik zumeist Kritik an wissenschaftlichen Lehrmeinungen und somit an bestimmte Vertreter gebunden ist, wird sie oft zur Personalsatire. Dies ist in Frankreich an den Satiren Charles de Saint-Evremonds<sup>23</sup> ebenso zu beobachten wie in Deutschland, wo Christian Ludwig Liscow mit seinen Satiren einzelne bekannte Gelehrte angreift. Bekanntestes Opfer von Liscows Satiren ist Johann Ernst Philippi, Rhetorikprofessor in Halle. Der Inhaber des einzigen deutschen Rhetoriklehrstuhls der Zeit ist für Liscow das Musterbeispiel eines Gelehrten, der nicht nach Maßstäben der Vernunft denkt und handelt, sondern sich statt dessen auf

---

<sup>18</sup> Grimm, G.E. (1998): 199f.

<sup>19</sup> Lichtenberg, G. Chr.: *Über die Pronunciation der Schöpse des alten Griechenlands verglichen mit der Pronunciation ihrer neueren Brüder an der Elbe oder über Beh, Beh und Bäh, Bäh, eine literarische Untersuchung von den Konzipienten des Sendschreibens an den Mond* In: Lichtenberg (1972): 296ff.

<sup>20</sup> Damis behandelt „Kritische Kleinigkeiten“, statt eine Untersuchung über die Monadenlehre zu verfassen.

<sup>21</sup> So hat der junge Gelehrte seine Preisarbeit philosophisch, etymologisch, antiquarisch und historisch angelegt.

<sup>22</sup> Grimm, G. E. (1998): 217.

<sup>23</sup> Hier ist z.B. die *Comédié Des Akadémists Pour Réformation De La Langue Françoise* (1659) zu nennen, vgl. dazu Grimm, G. (1998): 162ff.

das Evangelium bezieht. Dementsprechend beginnt Liscow die Satire *Briantes der Jüngere* (1732) mit den Worten:

Die Gesellschaft der kleinen Geister hat Ähnlichkeit mit der unsichtbaren Kirche. Sie ist auf der ganzen Welt ausgebreitet, und doch kann niemand sagen, hie oder da ist sie.<sup>24</sup>

Liscows Angriffe auf Philippi zeigen eine so starke Wirkung, daß dieser nach jahrelangem Kampf gegen Liscows Satiren, die er als Diffamierungen empfindet, um seine Entlassung aus dem Staatsdienst bittet und schließlich 1740

auf hohen Befehl in die Anstalt Waldheim (eigentlich ein Gefängnis) eingewiesen [wird], nicht als Übeltäter, sondern als Narr, das Gnadenbrot zu genießen.<sup>25</sup>

Insgesamt ist die Personalsatire aber sehr viel weniger üblich als die allgemeine Gelehrtensatire, die mit festen Topoi arbeitet. Hierbei ist auch keine Abhängigkeit vom einzelnen Autor zu beobachten, es handelt sich vielmehr um ein gattungstypisches Phänomen. Auch Autoren wie etwa Lessing bedienen sich in ihren Satiren der üblichen Motive und Topoi. Dieser verwendet in seinem Jugendwerk *Der junge Gelehrte* von 1747 ein solches stereotypes Bild eines Gelehrten. Er selbst weist allerdings bei der Ausgabe seiner Schriften 1754 darauf hin, daß sein Bild eines Gelehrten nicht auf die literarische Tradition, sondern auf eigenes Erleben rekurriere:

Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte. Unter diesem Ungeziefer aufgewachsen, war es ein Wunder, daß ich meine ersten satirischen Waffen wider dasselbe wandte?<sup>26</sup>

Mit der Aufklärung endet die Gelehrtensatire als eigenständige literarische Gattung. Möglicherweise hängt dies mit dem Übergang vom Gelehrten zum Wissenschaftler zusammen. Die Gelehrten waren bei aller Unterschiedlichkeit doch eine recht homogene Gruppe, die als solche relativ einfach literarisch dargestellt werden konnte<sup>27</sup>. Wissenschaftler dagegen waren durch die spezialisierte Bildung als Gruppe heterogener<sup>28</sup>. Die seit dieser Zeit tradierten Klischees über Gelehrte,

---

<sup>24</sup> Liscow, Chr. (1968): 30.

<sup>25</sup> Liscow, Chr. (1968): 35.

<sup>26</sup> Lessing, G. E. (1989): 1054.

<sup>27</sup> Vgl. dazu Grimm, G. (1998): 2ff.

<sup>28</sup> Dies ist auch heute noch zu beobachten, wo vielfach über einzelne Disziplinen bzw. deren Angehörige feste Bilder die Wahrnehmung bestimmen, also etwa davon gesprochen wird, wie ‚die Mathematiker‘ oder ‚die Philosophen‘ seien. ‚Die Wissenschaftler‘ scheinen keine feste Gruppe zu sein, wenn sie als solche betrachtet werden, dann wird zumeist von Naturwissenschaftlern ausgegangen.

die Typisierungen, bleiben allerdings – zumindest in Teilen – bis in dieses Jahrhundert hinein bestehen. Nach wie vor ist der zerstreute Professor in der öffentlichen Meinung ein gängiges Bild und eben nicht nur in der Literatur.

Universitätssatire und Gelehrtentragödie liegen in *Faust I* und *II*, und besonders im *Urfaust* vor. Die Universitätssatire illustriert die „frustrierende Realität des Lehrbetriebs“ und dient der „schärferen Konturierung von dessen Wissenschaftsverständnis.“<sup>29</sup> Faust hat als Wissenschaftler alles vom Menschen Wißbare erfahren, kann sich aber mit diesem nicht zufrieden geben und geht deshalb – mit Hilfe der Magie – über seine Grenzen hinaus.

Im *Urfaust* ist die Wissenschafts- und Universitätssatire<sup>30</sup> in der Schülerszene noch stärker ausgeführt, so ‚berät‘ Mephisto den Schüler nicht nur im Hinblick auf die Fakultäten, wie im *Faust I*, sondern berichtet ihm auch über das studentische Leben (inklusive Mensa und Logis).<sup>31</sup> Diese Ausführlichkeit entfällt im *Faust I*, hier dient die Wissenschaftssatire dem „runden Anschluß der ersten, ganz auf die Gelehrtensphäre konzentrierten Hauptpartie des Dramas“<sup>32</sup>, hat daneben aber auch

die Funktion, das Gelehrtenwesen, das am Anfang den Anlaß für Fausts leidenschaftlich-subjektive Klagen bot [...] aus dieser Sphäre vollends zu begründen.<sup>33</sup>

Ähnlich wie im Anfangsmonolog, als Faust alle Fakultäten und damit das institutionalisierte Wissen seiner Zeit benennt<sup>34</sup>, werden auch in dieser Szene alle Fakultäten vorgestellt. Die satirische Darstellung von Wissenschaft ist keine Besonderheit von Goethes Bearbeitung des Stoffes, sondern findet sich auch schon in früheren Bearbeitungen, etwa bei Marlowe.<sup>35</sup>

---

<sup>29</sup> Jeßing, B. (1995): 83.

<sup>30</sup> Darauf, daß es sich um beides handelt, weist Trunz hin: „Das Schülergespräch ist nicht nur Wissenschaftssatire, sondern auch Universitätssatire, die auf die Verhältnisse des Studentenlebens eingeht [...]“ (Anmerkungen zu Goethe, J.W. (1994): 747).

<sup>31</sup> Vgl. Goethe, J.W. von (1994): 374ff.

<sup>32</sup> Schmidt, J. (1999): 141.

<sup>33</sup> Schmidt, J. (1999): 141.

<sup>34</sup> „Habe nun, ach! Philosophie, /Juristerei und Medizin, /und leider auch Theologie [...]“ (Goethe, J.W. von (1994): 20).

<sup>35</sup> Vgl. dazu Wilpert, G. von (1998): 314f.

(2) Der Bildungsroman ist eine in der deutschen Literatur eingeführte Gattung. Hier durchläuft der Protagonist einen Prozeß der Selbstfindung und zugleich der Orientierung in der Welt:

Typische Erfahrungen des Bildungshelden sind die Auseinandersetzung mit dem Elternhaus, die Einwirkung von Mentoren und Erziehungsinstitutionen, die Begegnung mit der Sphäre der Kunst, erotische Seelenabenteuer, die Selbsterprobung in einem Beruf und zuweilen auch der Kontakt zum öffentlich-politischen Leben.<sup>36</sup>

Nun ließe sich vermuten, daß die Universität als Stätte der Bildung, als ‚Erziehungsinstitution‘ im weiteren Sinne, in diesen Romanen thematisiert, daß ihre Rolle für die Entwicklung des Helden dargestellt wird. Doch eben diese Beschreibung des Lebens an Universitäten, der wissenschaftlichen Ausbildung der Protagonisten von Bildungsromanen, fehlt fast völlig. ‚Der grüne Heinrich‘, Heinrich Drendorf, oder Theobald Nolten als bekannte und die Gattung prägende Protagonisten deutscher Bildungsromane kommen mit Universitäten nicht in Berührung. Hans Castorp hat zwar studiert, seine Studienzeit liegt aber vor der Zeit auf dem ‚Zauberberg‘ und damit auch vor der Zeit des dargestellten Bildungsprozesses. Dies hat zur Folge, daß sich die Suche nach Darstellungen des wissenschaftlichen Milieus in Bildungsromanen als vergeblich erweist. Zugleich kann hierin ein Hinweis auf das deutsche Bildungsverständnis und die Stellung der Universitäten gesehen werden, denn im Gegensatz zur deutschen Tradition sind z.B. in der englischen Literatur Universitätsroman und Bildungsroman eng miteinander verknüpft<sup>37</sup>. In den anglo-amerikanischen Darstellungen eines Bildungsprozesses wird zumeist auch vom Leben an einer Hochschule erzählt. Dies hat unter anderem zur Folge, daß der Universitätsroman

stets integraler Bestandteil der [...] Erziehungs- und Bildungsdiskussion [war] und [...] diese Funktion auch nach dem zweiten Weltkrieg wieder wahr[nahm].<sup>38</sup>

(3) Studentenromane sind wohl die Gattung, die das Bild des Studenten in der Literatur am stärksten geprägt haben<sup>39</sup>:

---

<sup>36</sup> Jacobs, J. und Krause, M. (1989): 37.

<sup>37</sup> Vgl. dazu etwa Borchardt, C. (1997).

<sup>38</sup> Antor, H. (1996): 622.

<sup>39</sup> Die folgenden Ausführungen schließen sich in erster Linie an Kleissel, R. (o.J.) und von Ruckteschell, K. (1990) an, auch wenn gerade bei Kleissel die Eingeschränktheit seiner Sicht und das unkritische Herangehen an die Texte auffallen. Dennoch bietet er aber einen sehr ausführlichen Überblick über die Primärliteratur. Auch bei Ruckteschell fällt die zum Teil einseitige Betrachtungsweise der untersuchten Texte auf, nichtsdestotrotz bietet die Arbeit über die Tradition des Studentenromans einen materialreichen Abriss.

Im Studentenroman herrscht die Jugend. Sie gibt den Ton an. Der Studentenroman erzählt stets aus der Jugendzeit des Helden oder der Heldin und schildert uns die Widerstände, die Hemmnisse, die sich den jungen Leuten in den Weg stellen und gegen die sie mit wechselndem Glück ankämpfen.<sup>40</sup>

So faßt Kleissel in seiner um 1932 erschienenen Dissertation *Der deutsche Studentenroman von der Romantik bis zum Ausbruch des Weltkrieges* die Merkmale der Gattung zusammen. Der pathetische Ton ähnelt dabei stark dem Ton der Studentenromane selbst. Anders als z.B. bei Universitätsromanen kann bei Studentenromanen eine zeitliche Begrenzung festgestellt werden: Diese Subgattung beginnt in der Romantik, wo der Studentenroman viele Züge des Picares-Romans<sup>41</sup> trägt, in dem er wohl eine seiner Wurzeln hat, und endet kurz nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, die Verbindungen verboten bzw. in nationalsozialistischen Bünde zusammenführten. Danach wurden keine Studentenromane mehr verfaßt<sup>42</sup>. Auch nach dem Wiederaufleben der Verbindungen in den fünfziger Jahren sind keine weiteren Studentenromane entstanden, die alten Romane nicht wieder aufgelegt.<sup>43</sup> Typisch für Studentenromane sind, wie oben erwähnt, die autobiographischen Züge:

Der Held [eines Studentenromans] trägt gewöhnlich einige Züge des Autors. Jugenderinnerungen des Autors flechten sich in die Erzählung.<sup>44</sup>

Die Autoren gehören allerdings in den seltensten Fällen dem wissenschaftlichen Milieu an, und dieses ist in den Studentenromanen als solches auch nicht von Interesse. Es geht vielmehr um die Darstellung einer verlängerten Adoleszenz und ihres Abschlusses.<sup>45</sup> Die Handlungsstruktur ist trivial: Ein junger Mann verläßt zum ersten Mal sein Elternhaus und geht in eine fremde Stadt. Dort tritt er einer Verbindung bei, in der er verschiedene Stationen durchläuft, erste Bekanntschaften mit Frauen macht und am Ende, erwachsen geworden, die Universität verläßt und in das Berufsleben eintritt. Die Figuren sind eindeutig in ein

---

<sup>40</sup> Kleissel, R. (o.J.): 334.

<sup>41</sup> Vgl. dazu Jacobs, J. (1983). Nach den Freiheitskriegen und durch die veränderte politische Situation ändert sich auch das Bild des Studenten in der Literatur: Die Picares-Elemente treten in den Hintergrund, statt dessen werden nun die Verbindungen und Korps thematisiert.

<sup>42</sup> Vgl. dazu Krause, P. (1997): 181ff.

<sup>43</sup> Einzige Ausnahme ist Karl Mays Roman *Der blaurote Methusalem*.

<sup>44</sup> Kleissel, R. (o.J.): 334.

<sup>45</sup> Auch Krause stellt fest, daß im Studentenroman „alles und jedes aus dem couleurstudentischen Leben beschrieben [wird], nur vom Studium (das eben nicht spektakulär ist) ist fast nie die Rede.“ Krause, P. (1997): 144.

Schema von Gut und Böse zu teilen, der Held dient als Identifikationsfigur. Trotz aller Trivialität hatten diese Romane bis nach dem Ersten Weltkrieg große Erfolge, erreichten hohe Auflagen bzw. wurden häufig als Theaterstücke aufgeführt<sup>46</sup> und auch vielfach verfilmt<sup>47</sup>. Die Studentenromane zeichnen ein Bild des Studentenlebens, wie es sich die Studenten für die Realität wünschen. Dies kommt in einer Aussage von Walter Benjamin in *Das Leben der Studenten* zum Ausdruck:

Das deutsche Studententum ist, bald mehr bald minder, von der Idee besessen, es müsse seine Jugend genießen. Jene ganz irrationale Wartezeit auf Amt und Ehre mußte irgendeinen Inhalt aus sich herausgebären, und das mußte ein spielerischer, pseudo-romantischer, zeitvertreibender sein. Es ist ein furchtbares Stigma auf aller gerühmten Heiterkeit der Kommerslieder, auf der neuen Burschenherrlichkeit. Es ist die Angst vor dem Kommenden und zugleich ein gemütsruhiges Paktieren mit dem unvermeidlichen Philistertum, das man sich als ‚alten Herrn‘ sehr gerne vor Augen hält.<sup>48</sup>

Neben den Studentenromanen, die das Leben in Korps und Burschenschaften beschreiben, findet sich auch eine Reihe von Texten, in denen sich die Autoren mit den Erfahrungen, die Frauen im Studium machen, auseinandersetzen. Hier wird nicht eine romantische Geschichte der Studienzeit erzählt, sondern die spezifische Problematik der ersten studierenden Frauen in den Mittelpunkt der Handlung gerückt. Diese Texte sind häufig von Frauen verfaßt, tragen vielfach autobiographische Züge und zeichnen ein zum Teil erschreckendes Bild von den Schwierigkeiten und Problemen, die eine studierende Frau auf sich nehmen mußte. Dabei sehen sich die Protagonistinnen immer zwischen die Wahl von Familie oder Studium gestellt, es wird beschrieben, daß die Frauen nach dem Abschluß des Studiums das Gefühl haben, etwas versäumt zu haben. Kleissel faßt die Überzeugung, die aus allen diesen Texten spricht, zusammen:

Wohl kann die studierte, geistig geschulte Frau ihrem Mann eine unersetzliche Stütze in seinem Schaffen bedeuten; wohl mag der gegenseitige Gedankenaustausch des Mannes Arbeit förderlich sein, doch das, was der Mann in der Frau sucht, das Weib, das wird und kann er niemals finden; die weiblichen Eigenschaften, das zarte Empfinden, das feine Einfühlungsvermögen, das geschmeidige Sichanpassen an den Charakter des Mannes, das Einswerden mit dessen Seele, all

---

<sup>46</sup> Ruckteschell weist darauf hin, daß z.B. Wilhelm Meyer-Försters Drama *Alt-Heidelberg*, das auf seinen Roman *Karl-Heinrich* zurückgeht, allein in einer Saison 1258 Aufführungen im Berliner Theater erlebte. Noch heute wird es bei den Heidelberger Schloß-Spielen regelmäßig aufgeführt. (Vgl. Ruckteschell, K. (1990): 57f.).

<sup>47</sup> Als Filme über das Studentenleben sind zu nennen: *O alte Burschenherrlichkeit* von Rolf Rendolf, die Ernst-Lubitsch Produktion *Alt Heidelberg*, *Student sein* von Heinz Paul, *Ich war zu Heidelberg Student* und *Ein Burschenlied aus Heidelberg*.

<sup>48</sup> Benjamin, W. (1977): 75.

das musste sie ihrer Freiheit zum Opfer bringen. Liebe und Wissenschaft sind zwei unvereinbare Welten in der Seele des Weibes.<sup>49</sup>

Als dritte Linie der Studentenromane sind schließlich noch die politisch motivierten Romane zu nennen. Ruckteschell bezeichnet sie als „Burschenschaftsromane“, die „ihren Ursprung in nationalhistorischen Ereignissen“ haben:

Mit Ausnahme der frühen reaktionären Tendenzromane, propagieren die Autoren anhand der historischen Begebenheiten die verlorengegangenen Werte von Freiheit, Demokratie und Vaterlandsliebe.<sup>50</sup>

Einen Beitrag zum Thema dieser Arbeit leisten die Burschenschaftsromane aber insofern nicht, als es auch hier nicht um eine Darstellung des wissenschaftlichen Milieus geht, die von einem Angehörigen desselben verfaßt wurde.<sup>51</sup>

Die Quantität der Aussagen, die in Gelehrtsatiren, Bildungsromanen und Studentenromanen über das Leben der Wissenschaftler, das Milieu gemacht werden, ist also eher gering. Nur die Gelehrtsatire beschäftigt sich mit den Inhalten von wissenschaftlicher Arbeit, die anderen Gattungen beschränken sich entweder auf die Darstellung eines Bildungsprozesses, der einer universitären (Aus-)Bildung nicht bedarf, oder auf die Beschreibung des Lebens in einer Verbindung. Das heißt, daß die Autoren den Wissenschaftsbetrieb offensichtlich nicht in einer Weise wahrnehmen, die Anreiz zu dessen fiktionaler Gestaltung gibt. Das heißt auch, daß die Thematisierungen des wissenschaftlichen Milieus im 20. Jahrhundert kaum auf eingeführte Traditionsstränge zurückgreifen können, sieht man von festen Typen wie dem ‚zerstreuten Professor‘ oder dem ‚faulen Studenten‘ ab. Andererseits haben Wissenschaft und Literatur über viele

---

<sup>49</sup> Kleissel, R. (o.J.): 240.

<sup>50</sup> Ruckteschell, K. (1990): 63.

<sup>51</sup> Ein wichtiger früher Text über das akademische Milieu, der sich nicht unter diesen drei Stichworten einordnen läßt, ist Werner Happels *Der akademische Roman*, der 1690 in Ulm erschien. Happel beschreibt ausführlich das Leben an Universitäten seiner Zeit, wobei – wie im barocken Roman üblich – eine Vielzahl von Diskursen über die unterschiedlichsten Themen eingeflochten wird. In der *Vorrede* erklärt er, er wolle über alles berichten, „was auf den Universitäten passieret, was für Exzesse die Studenten oft begehen und was man von dem akademischen Leben wissen mag.“ (Happel, E. (1962): *Vorrede*) Wenngleich dieser Text kulturhistorisch auch heute noch interessant ist, so ist doch unstrittig, daß er literarisch kaum von Belang ist und keine Nachfolger fand (vgl. dazu W. Weiss (1994): 3 und Antor, H. (1996): 3). Von den Texten Happels ist *Der akademische Roman* auch nicht derjenige, der zu seiner Zeit ein großes Lesepublikum anzog; für die meisten Leser waren seine galanten Romane oder die Kriegsromane ansprechender (Vgl. dazu auch Ukena, P. in Schöne, A. (1974): 510).

Jahre eine engere Verbindung, als dies im 20. Jahrhundert zu beobachten ist.

Schönert weist darauf hin, daß über lange Jahrhunderte

das Erzählen, die ‚narratio‘ unterschiedlicher Art, als ein wichtiges Mittel für die Organisation, Vermittlung und Beglaubigung des Wissens und zugleich als Ort für das Hervorbringen, für das Gewinnen von Wissen [ist].<sup>52</sup>

Dies ist, die vorliegende Arbeit wird es zeigen, in der selbstthematisierenden Literatur im 20. Jahrhundert genau umgekehrt: Nicht mehr Wissenschaft wird nun durch die Literatur vermittelt, nicht mehr die Inhalte der Arbeit sind für die Autoren von Interesse, sondern die Institution Universität und ihre Auswirkung auf den Einzelnen.

---

<sup>52</sup> Schönert, J. in: Richter, K. et al. (1997): 42.

## 2. Begriffsklärungen

In dieser Arbeit wird immer wieder von ‚Wissenschaft‘, ‚Selbstthematization‘, ‚Milieu‘ usw. die Rede sein, deshalb ist es notwendig, diese Vokabeln hier zu definieren. Dabei soll keine Allgemeingültigkeit angestrebt werden, Ziel ist es, eine Terminologie zu schaffen, die im Rahmen dieser Arbeit Gültigkeit hat und die Verständigung über die Themen ermöglicht.

Zunächst sei auf einige technische Schwierigkeiten hingewiesen, die sich bei der Untersuchung des Themas ergeben: Die deutsche Universität hat sich im zwanzigsten Jahrhundert im organisationellen Aufbau stark verändert. Dies hat auch Auswirkungen auf die Bezeichnungen, die die einzelnen Hochschulen für ihre Organisationsstrukturen verwenden, diese sind von Universität zu Universität verschieden. So wird in der einen Einrichtung von Seminar, in der nächsten von Institut und in der dritten von Fachbereich gesprochen. Diese Bezeichnungen sind Rechtsunterscheidungen und als solche nicht völlig äquivalent; im Rahmen der Arbeit ist es aber belanglos, ob etwas Seminar oder Fachbereich heißt, und wie sich das eine vom anderen unterscheidet. Die Bezeichnungen, die die Autoren in ihren fiktionalen Texten wählen, sind wohl diejenigen, die ihnen geläufig sind; sie werden meist übernommen. Eine weitere Schwierigkeit liegt in der Benennung von Angehörigen des akademischen Mittelbaus; diese werden hier, in Abgrenzung von Professoren, als Dozenten bezeichnet.

Andere Begriffe zu definieren, ist aufwendiger und erfordert mehr Raum; deshalb werden die Schlüsselbegriffe der Arbeit im folgenden in jeweils eigenen Abschnitten erklärt, wobei zugleich auch auf die Dimension, die hier von Belang ist, genauer eingegangen werden kann. Zudem soll es nicht um die bloße Definition gehen, von Interesse sind an dieser Stelle vielmehr die Beziehungen zwischen den Begriffen, die ja auch grundlegend für die leitenden Fragen dieser Arbeit sind.

### Zum Begriff ‚Wissenschaft‘

Wissenschaft definiert die *Brockhaus Enzyklopädie* als den

Inbegriff menschlichen Wissens einer Epoche, das systematisch gesammelt, aufbewahrt, gelehrt und tradiert wird, eine Gesamtheit von Erkenntnissen, die sich auf einen Gegenstandsbereich beziehen und in einem Begründungszusammenhang stehen.<sup>53</sup>

Versucht man, die so definierte Wissenschaft in fiktionalen Texten wiederzufinden, stellt sich diese Definition erstens als zu allgemein und zweitens als zu losgelöst von solchen Institutionen, die sich mit der Erzeugung und Verwaltung von wissenschaftlichem Wissen beschäftigen, heraus. Daß Wissenschaft auch ein soziales Gefüge ist, kommt in der für literaturwissenschaftliche Zwecke besser geeigneten, pragmatischen Definition von Richter et al. heraus:

Wissenschaft ist das, was eine Epoche für ‚Wissenschaft‘ hält, was wiederum voraussetzt, daß ein Begriff von ‚Wissenschaft‘ Bestandteil des kulturellen Wissens der Epoche ist.<sup>54</sup>

Damit ist der Wahrheitsanspruch der Wissenschaften zu verschiedenen Zeiten charakterisiert, und die Definition von Wissenschaft als „sozialer Praxis“ tritt hinzu:

Die komplexe soziale Praxis ‚Wissenschaft‘ kann beschrieben werden als ein im kulturellen Wissen als ‚Wissenschaft‘ klassifizierter und von anderen Diskursen unterschiedener dynamischer (auf seinen eigenen Wandel angelegter), sich selbst nach historisch variablen Modellen / Paradigmen strukturierender Diskurstyp, fakultativ ausdifferenziert in wiederum kulturell kodierte Einzeldiskurse (‚Wissenschaften‘) und manifestiert in Texten, die untereinander korrelierende Positionen (‚Theorien‘) im epistemischen Modus des Wissens als wahr behaupten [...].<sup>55</sup>

Wissenschaft wird so zu einem eigenen Teilgebiet der Gesellschaft, das nach eigenen Regeln funktioniert – und, das wird die Arbeit zeigen, in spezifischen fiktionalen Texten in einer eigenen Weise thematisiert wird.

Daß Wissenschaft nicht unabhängig von den Menschen, die sie betreiben, funktioniert, bedeutet auch, daß die Darstellung von Wissenschaft kaum möglich ist, ohne die Darstellung derer, die wissenschaftlich arbeiten. Dies und vor allem die Untersuchung der fiktionalen Darstellung des Wissenschaftsbetriebs wird mög-

---

<sup>53</sup> Brockhaus Enzyklopädie (1996): Stichwort ‚Wissenschaft‘.

<sup>54</sup> Richter et. al. (1997): 11.

<sup>55</sup> Richter et. al. (1997): 27.

lich, wenn man abrückt vom engen Begriff der Wissenschaft an sich und das Milieu, in dem Wissenschaft geschieht, mit einbezieht.

### *Wissenschaft als ‚Milieu‘*

Um ein ‚wissenschaftliches Milieu‘ zu definieren, muß man bestimmen, wie es sich zusammensetzt, sich von anderen unterscheidet und wer zu diesem gehört. Definitionen der Vokabel ‚Milieu‘ sind immer schwierig und zumeist recht ungenau, da die Einordnung von Menschen in bestimmte Statusgruppen wenig über ihre Lebenslage und vor allem über die eigene Einschätzung dieser Lage aussagt. Darüber hinaus stellt sich hierbei die Frage, nach welchen Kriterien die Einordnungen vorgenommen werden. Diese Schwierigkeiten werden in der Literatur zumeist auch gesehen, so erklären Bolte und Hradil:

Gemessen und eingestuft werden hier ja nur ‚Ressourcen‘ und ‚Lebensverhältnisse‘, die aber dem jeweiligen Lebensstil entsprechend ganz unterschiedlich genutzt werden und vom Betroffenen und seiner Umwelt ganz unterschiedlich beurteilt werden können.<sup>56</sup>

Materielle Gesichtspunkte scheinen also bei der Eingruppierung in Milieus zwar eine Rolle zu spielen, sind aber sicherlich nicht ausschlaggebend. Ebenso wichtig sind die Sozialisation sowie die in der Gruppe geltenden Normen und Werte<sup>57</sup>. Diese unterschiedliche Bewertung versucht Faltin in ihrer Definition zu berücksichtigen, indem sie knapp feststellt: „Milieus sind Gruppen von Menschen mit gleichen oder ähnlichen Wert- und Normorientierungen.“<sup>58</sup> Eine umfassende Definition des Milieubegriffs liefert Schulze<sup>59</sup>, und eben diese Definition soll dieser Arbeit zugrunde gelegt werden. Schulze definiert soziale Milieus als

Personengruppen, die sich durch gruppenspezifische Existenzformen und erhöhte Binnenkommunikation voneinander abheben.<sup>60</sup>

Besonders die erhöhte Binnenkommunikation kann man für das, was hier als das ‚wissenschaftliche Milieu‘ bezeichnet werden soll, gut beobachten. Denn zu

---

<sup>56</sup> Bolte, K. und Hradil, St. (1984): 256.

<sup>57</sup> So stellt Hartfiel fest, daß das Milieu eine „spezifische Gesamtheit“ ist, „die die jeweilige Sozialisation, die praktischen Erfahrungen und Eindrücke und damit die Art und Weise des Denkens, Wertens, Entscheidens und Verhaltens selektiv beeinflussen.“ (Hartfiel, G. (1982): 496).

<sup>58</sup> Faltin, I. (1990): 73.

<sup>59</sup> Schulze, G. (1996): 174ff.

<sup>60</sup> Schulze, G. (1996): 174.

dieser Binnenkommunikation muß nicht nur das spontane persönliche Aufeinandertreffen, sondern auch eine schriftlich fixierte Kommunikation gerechnet werden, die soziale Milieus zu „segmentierten Wissensgemeinschaften“<sup>61</sup> macht. Dies ist ein Aspekt, der kennzeichnend für das Milieu Wissenschaft ist: die ständige, wenn auch zumeist in Form von schriftlichen Publikationen vorhandene Kommunikation untereinander. Hier stößt man allerdings auf die Grenzen des Begriffs, wenn sich z.B. die Frage stellt, ob tatsächlich eine erhöhte Binnenkommunikation zwischen einem Biologen und einem Romanisten zu beobachten ist. Beide gehören, sofern sie sich mit Forschung und Lehre befassen, zum Milieu; eine Kommunikation über die jeweiligen Fachgebiete ist aber nur im seltensten Fall zu beobachten. Was allerdings vorliegen kann und wird, ist eine Kommunikation über die äußeren Strukturen. Und eben über diese können sich nicht nur Wissenschaftler untereinander, sondern etwa auch Wissenschaftler mit Studenten, Publizisten mit Privatgelehrten verständigen, denn ihnen allen sind diese Strukturen und im Milieu geltende Konventionen bekannt. Diese Kommunikation grenzt das System Universität nach außen gegen die soziale Umwelt ab.

Trotzdem kann man nicht bei allen, die z.B. an einer Hochschule tätig sind, von der Zugehörigkeit zum Milieu sprechen. Wichtig ist darüber hinaus das subjektive Empfinden, dazu zu gehören, gekoppelt mit dem Empfinden der anderen, daß der Betreffende ebenfalls zum Milieu gehört. Bei Schulze wird dies unter dem Stichwort der „Beziehungswahl“ ausgeführt, die die Beziehungsvorgabe früherer Zeiten, die u.a. durch einen räumlich beschränkten Aktionsradius entstand, abgelöst hat:

Milieus werden den Menschen in einer gesellschaftlichen Situation, wie sie für Nationen mit einem hohen Lebensstandard charakteristisch ist, nicht einfach vom Schicksal verordnet. Man kann wählen, mehr noch: Man muß wählen, wenn man überhaupt noch irgendwo dazugehören möchte.<sup>62</sup>

Und, so kann man wohl ergänzen, man muß von denen, zu denen man gehören will, als zugehörig akzeptiert werden. Die Beziehungswahl, die für die Zugehörigkeit notwendig ist, wird durch milieuindizierende Zeichen vereinfacht. Als solche sind nach Schulze etwa Sprache, Umgangsformen, Kleidung und Stil zu nennen. Auch hier stößt man wieder, will man diese Einschränkung auf das Milieu ,Wis-

---

<sup>61</sup> Schulze, G. (1996): 174.

<sup>62</sup> Schulze, G. (1996): 177.

senschaft' beziehen, auf Probleme. Denn wie oben festgestellt wurde, handelt es sich um eine heterogene Personengruppe, um Menschen, die sich zwar alle auf die eine oder andere Weise mit Wissenschaft beschäftigen, daneben aber noch ganz andere Interessen und unterschiedliche Lebensformen haben<sup>63</sup>. Am ehesten wird das milieuindizierende Zeichen der Sprache zutreffen, denn auch wenn sie im einzelnen stark differiert, so wird doch immer ein elaborierter Code beherrscht und meist auch gebraucht. Besitz und Kleidung dagegen sind als milieuindizierende Zeichen in diesem Fall nicht verwendbar, da z.B. Studenten ebenso wie Professoren zum Milieu gehören können, die sich gerade in diesen Punkten in der Regel stark voneinander unterscheiden. Auch das Alter ist deshalb in diesem Fall kein brauchbares Zeichen; und das sonst übliche Zeichen der Bildung ist hier schlecht anwendbar, da eine hohe Bildung zwar als Voraussetzung für die Zugehörigkeit genannt werden kann, eine solche aber nicht in jedem Fall die Zugehörigkeit gewährleistet. All diese Gesichtspunkte ermöglichen sicherlich keine harte Definition des Milieus ‚Wissenschaft‘, für die Zwecke dieser Arbeit handelt es sich aber um eine hinreichend präzise Begriffsbestimmung. Festzuhalten bleibt also als Arbeitsgrundlage folgende Definition des Milieus ‚Wissenschaft‘: Zum Milieu Wissenschaft gehören alle diejenigen, die sich (1) hauptsächlich auf hohem Niveau mit Wissenschaft im Sinne von Forschung und Lehre beschäftigen, die dies (2) als einen wichtigen Teil ihres Lebens begreifen, (3) mit den anderen Zugehörigen durch eine erhöhte Binnenkommunikation verbunden sind und (4) sowohl in der Eigen- als auch in der Fremdwahrnehmung als zum Milieu zugehörig betrachtet werden.

### *Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus*

Untersucht man die Frage, wie das wissenschaftliche Milieu in der deutschen Literatur dargestellt wird, so kann man auf zwei Arten der Beschreibung stoßen: Das eine ist eine Darstellung von außen – ein Autor, der nicht zu dem dargestell-

---

<sup>63</sup> Trotzdem wird und wurde häufig die Einigkeit des Milieus betont, etwa wenn Horkheimer 1952 sagt: „Sie [die Universität] soll ausgezeichnet sein dadurch, daß man in ihr leidenschaftlicher ums Ganze bemüht und freier von Illusionen ist als anderswo, vor allem aber dadurch, daß ihre Mitglieder, Professoren und Dozenten, Studentinnen und Studenten, bei aller Verschiedenheit der Auffassung miteinander verschworen sind im gemeinsamen Glauben, daß es trotz allem eine Zukunft gibt [...]“. Horkheimer, M. (1972): 156.

ten Milieu gehört, selbst nicht an einer Hochschule studiert hat, beschreibt dieses, z.B. nach Recherchearbeiten oder indem er Stereotype und Klischees übernimmt. Die zweite Möglichkeit ist die der Darstellung aus der ‚Innenperspektive‘ – ein Autor, der dem wissenschaftlichen Milieu angehört, stellt dieses in fiktionalisierter Form dar. Dann handelt es sich nicht um eine Fremd-, sondern um eine Form der Selbstthematization. Die erste Form, die der Fremdthematization, ist theoretisch vorstellbar. In der Praxis liegen solche Texte aber nicht vor, alle Autoren der hier zu untersuchenden Romane, Erzählungen usw. haben selbst eine gewisse Zeit an einer Hochschule verbracht und in den meisten Fällen auch über einen längeren Zeitraum als nur über den eines Studiums. Fremdthematizationen werden deshalb im folgenden vernachlässigt. Über die Gründe, warum solche Fremdthematizationen des wissenschaftlichen Milieus nicht existieren, kann nur spekuliert werden: Möglicherweise nehmen Außenstehende das wissenschaftliche Milieu als zu heterogen wahr, sehen stärker die Unterschiede zwischen Professoren und Studenten als das sie Verbindende. Diese Wahrnehmung könnte dazu führen, daß das Milieu nicht von außen beschrieben wird – anders als etwa das medizinische Milieu, bei dem wohl auch Außenstehende das Verbindende zwischen z.B. Ärzten und Krankenschwestern wahrnehmen und deshalb ‚Arztromane‘ bzw. ‚Krankenhausgeschichten‘ verfassen.

Die zweite Form, die Selbstthematization, weist bei genauerer Betrachtung einige Schwierigkeiten auf:

(1) Da ist zunächst das Problem der Abgrenzung, die Frage, wann ein Mensch zum wissenschaftlichen Milieu gehört, wann nicht. In einigen Fällen ist dies klar zu bestimmen: Bei Professoren, an der Universität angestellten wissenschaftlichen Mitarbeitern oder bei (aktiven) Studenten kann man von Milieuzugehörigkeit sprechen, vor allem dann, wenn zu der formalen Zugehörigkeit noch das Kriterium der Beziehungswahl hinzutritt. Bei Personen, die dem Milieu über eine Zeit hinweg angehört haben und nun formal nicht mehr Mitglied einer Hochschule sind, ist die Zuordnung schwieriger. Handelt es sich, sofern solche Autoren einen Roman oder eine Erzählung schreiben, um eine Variante der Selbstthematization?

(2) Selbstthematization wird in der Literatur üblicherweise als Thematization des eigenen Lebens gesehen und kann in der Literatur wie in der Wissenschaft auf vielfältige Weise geschehen. Zunächst wird man wohl an Autobiographien,

Gebete, Gedichte und Ähnliches denken. In diesen Formen macht sich ein Subjekt selbst zum Thema seiner Äußerung oder Mitteilung, in der Autobiographie etwa wird „Lebenserfahrung organisiert“<sup>64</sup>. Einzelne Menschen beschreiben, zu-  
meist im Alter, ihren Lebensweg entweder, weil sie diesen als repräsentativ erleben, gestaltend in das Leben anderer Menschen eingegriffen haben und nun in der Rückschau ihre Motivationen o.ä. erklären möchten<sup>65</sup> oder, weil sie in nahem Kontakt zu bekannten Personen der Zeit Erinnerungen an diese Personen nun dokumentieren möchten<sup>66</sup>. Im letzteren Fall müßte man allerdings eher von Fremdthematization als von Selbstthematization sprechen, denn hier ist der Autor kaum Subjekt des Textes, wenngleich die Tatsache, daß überhaupt ein solcher Text verfaßt wird, einiges über das Selbstverständnis des Autors aussagt.

Die Autobiographie ist sicherlich die häufigste Form von Selbstthematization, zumindest ist sie diejenige Form, in der das schreibende Subjekt unumwunden zugibt, sich selbst zum Thema zu haben. Sloterdijk bezeichnet das Autobiographische als „Grundstruktur des Menschen“, der Wunsch, sich selbst zu thematisieren, ist demnach ein genuin menschlicher:

Die gemeinsame Grundstruktur der publizierten autobiographischen Äußerungen besteht darin, daß der Berühmte über den Inhalt und Gegenstand seines Ruhms, das heißt seine Persönlichkeit, sub specie der besonderen Leistungen in den Gebieten der Künste, Wissenschaften und „Taten“ Rechenschaft ablegt. In diesen Texten verbinden sich Leistungsprinzip, Ruhmesmotivation, Individualisationsdruck, Konkurrenz und Selbstdarstellung zu einem soziostrukturell und psychologisch markanten Netz von Bedingungen [...].<sup>67</sup>

Eine Gruppe von Menschen, in der der Wunsch, das eigene Leben in schriftlicher Form darzustellen, offenbar häufig ist, sind Gelehrte:

Die Gelehrtenautobiographik schließlich als Geschichte der Studien, Werke und Berufungen reproduziert sich wie eh und je und steht in einer Tradition, die mindestens bis ins sechzehnte Jahrhundert aufsteigt.<sup>68</sup>

(3) Der Begriff der Selbstthematization verleitet dazu, den Autor in den Vordergrund zu rücken. Dieses soll hier eben nicht geschehen, es geht in erster Linie

---

<sup>64</sup> Sloterdijk, P. (1978): 5.

<sup>65</sup> Dies wäre etwa im Fall von Autobiographien von Politikern zu sehen.

<sup>66</sup> Man denke nur z.B. an Eckermanns *Gespräche mit Goethe* oder die vielen anderen schriftlich dargelegten Erinnerungen an Begegnungen mit ihm.

<sup>67</sup> Sloterdijk, P. (1978): 38.

<sup>68</sup> Sloterdijk, P. (1978): 38.

um die Untersuchung der Darstellungsformen des wissenschaftlichen Milieus. Die Frage, warum ein Autor das wissenschaftliche Milieu, dem er selbst angehört, in fiktionaler Form thematisiert, tritt hinter die Frage, wie er dies tut, zurück. Die Untersuchung der Begründung, die eine biographische Analyse erforderlich machen würde, würde zu weit aus dem hier zu untersuchenden Feld hinausführen. Zudem wäre diese Untersuchung hochgradig spekulativ oder würde einen ‚literaturpsychoanalytischen‘ Ansatz nötig machen. Da hier ein Thema im Mittelpunkt der Untersuchung steht und nicht die Biographie des einzelnen Autors, wird dieser Ansatz vermieden.

### 3. Universitätsromane als Beispiel für die Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus

Im folgenden Kapitel soll es um die bekannteste Form der Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus gehen, um den Universitätsroman. Anders als im anglo-amerikanischen Raum, wo der Universitätsroman eine eingeführte Gattung und die Bezeichnung ‚campus novel‘ oder ‚university novel‘ in den einschlägigen Nachschlagewerken nachgewiesen ist<sup>69</sup>, wird der Begriff in deutschen Literaturlexika nicht berücksichtigt<sup>70</sup>. Deshalb ist es nötig, zunächst eine genauere Definition des Begriffes vorzunehmen und ihn vor allem vom Studentenroman, der zumeist ein Korpsstudentenroman ist, abzugrenzen<sup>71</sup>. Der Universitätsroman wird hier als eine eigene Gattung innerhalb der Epik verstanden, die sich (abgesehen von ihrer Zugehörigkeit zur Epik) inhaltlich bestimmt<sup>72</sup>. Während im Studentenroman die Universität meist nur Schauplatz, nicht aber Handlungselement ist, sollen unter die Bezeichnung „Universitätsromane“ solche fiktionalen Erzähltexte fallen, in denen die Universität zum konstitutiven Element der Handlung wird. Das heißt, daß es sich um Romane handelt, in denen in erster Linie eine literarische Thematisierung des Lebens an der Institution Universität vorgenommen wird. Wesentliche Merkmale dieser Institution werden nicht nur beschrieben, sondern prägen und beeinflussen den Verlauf der Handlung. Damit trifft die Aussage von Weiss über den anglo-amerikanischen Universitätsroman, daß dieser sich „jeweils explizit auf die Institution Universität in der gesellschaftlichen Wirklichkeit bezieht [...]“ und „wesentliche Züge dieser Institution [...] in den fiktionalen Gesamtentwurf der Handlungswelt des Romans eingebracht werden“<sup>73</sup>, auch auf die Romane zu, die als deutschsprachige Universitätsromane verstanden werden.<sup>74</sup>

---

<sup>69</sup> So wird im *Cambridge Guide to Fiction in English* unter dem Stichwort *university / campus novel* erklärt: „A type of novel dealing with academic life [...]. It differs from novels dealing with students life and its aftermath [...]“. Ousby, I. (1998): 64.

<sup>70</sup> Weder *Metzlers Literaturlexikon* von 1990 noch das *Sachwörterbuch der Literatur* führen den Begriff auf.

<sup>71</sup> Als Korpsstudentenromane werden solche bezeichnet, die das Leben des Helden als Mitglied eines studentischen Korps bzw. einer Verbindung darstellen. Zum Studentenroman vgl. Ruckteschell, K. von (1990).

<sup>72</sup> Zur Problematik der Einteilung Gattungseinteilung literarischer Werke vgl. Hempfer, K. (1973).

<sup>73</sup> Weiss, W. (1994): 20.

<sup>74</sup> Auf die Einschränkungen bezüglich der in der DDR entstandenen Universitätsromane wurde bereits hingewiesen.

Zudem soll hier ein weiter Literaturbegriff zugrunde gelegt werden. Die Frage nach der literarischen Qualität der Romane ist zunächst zweitrangig (vgl. auch 1.2), sie werden in erster Linie als kulturhistorische Dokumente ihrer Zeit verstanden. Die Frage: ‚Wie nehmen Angehörige des wissenschaftlichen Milieus eine fiktionale Beschreibung desselben vor?‘ interessiert stärker als die nach dem literarischen Wert dieser Beschreibungen. Hinzu kommt, daß es sich in Deutschland nach wie vor nicht um eine eingeführte Gattung handelt, seit dem Anfang des Jahrhunderts konnte ich lediglich sechzehn Romane nachweisen, die als Universtitätsromane im hier definierten Sinn gelten können. Der 1690 von Eberhard Happel veröffentlichte *Akademische Roman* konnte keine Gattung begründen; im 19. und auch noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gibt es zwar eine Reihe von Romanen, in deren Mittelpunkt Studenten stehen, Universtitätsromane im definierten Sinne sind es aber nicht (vgl. dazu auch 1.2). Mews weist darauf hin, daß

[i]m Gegensatz zu den überaus zahlreichen Vertretern des Genres in England und Amerika [...] in der deutschen Literaturgeschichte Campus-Romane weithin unbekannt [sind].<sup>75</sup>

Ob und inwiefern die Autoren von Universtitätsromanen sich mit der Tatsache auseinandersetzen, daß sie etwas Unübliches tun, vielleicht sogar gegen (ungeschriebene) Regeln verstoßen, soll am Ende des Kapitels geklärt werden.

Da Universtitätsromane selbstthematizierend sind, d.h. Angehörige der Universtität diese in fiktionalisierter Form darstellen, ist die Gefahr einer Vermischung von Realität und Fiktion auf Seiten des Lesers sehr groß. Dies führt unter anderem dazu, daß diese Romane häufig als Schlüsselliteratur gelesen werden, als

literarische Werke, in denen wirkliche Personen, Zustände u[nd] Ereignisse meist der Gegenwart des Autors hinter fiktiven oder histor[ischen] Namen mehr oder weniger verborgen sind.<sup>76</sup>

Dieser Gefahr soll hier nach Möglichkeit dadurch entgangen werden, daß die Romane zunächst als literarische Kunstwerke betrachtet und erst in einem zweiten gesonderten Schritt ihre Verbindungen mit der Realität untersucht werden.

---

<sup>75</sup> Mews, S. (1987): 221.

<sup>76</sup> Schweikle, G. und I. (1990): 415.

Die grundsätzliche Frage nach der Fiktionalität literarischer Werke soll hier nicht behandelt werden<sup>77</sup>.

Im folgenden wird davon ausgegangen, daß die Romane von etwas erzählen, das real sein könnte, daß sie, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung, nach dem Modell der „wirklichen Welt“, der Realitätserfahrung bzw. -wahrnehmung konzipiert sind. Unumstritten ist in der Forschung, daß literarische Werke Realitätselemente enthalten können<sup>78</sup>, eine griffige Formulierung gebraucht Genette, wenn er darauf hinweist, daß

der ‚Fiktionsdiskurs‘ ein *patchwork* ist, ein mehr oder weniger homogenisiertes Amalgam von heterokliten, zumeist der Realität entnommenen Elementen. So wie der Löwe, nach Valéry, kaum mehr als ein verdautes Lamm ist, so besteht die Fiktion fast ausschließlich aus einem fiktionalisierten Realen.<sup>79</sup>

Daß Universitätsromane im Deutschen keine etablierte Gattung sind, wird auch darin deutlich, daß nicht einmal die Bezeichnung eindeutig definiert ist. Dies fällt zum einen bei den Romanen selbst auf, die Untertitel wie ‚Campus-Roman‘<sup>80</sup> oder ‚Hochschul-Roman‘<sup>81</sup> tragen; und auch in der Literatur über diese Texte wird vom ‚Campus-Roman‘<sup>82</sup> oder vom ‚Universitäts-Krimi‘<sup>83</sup> gesprochen. Hier soll die einheitliche Bezeichnung ‚Universitätsroman‘ beibehalten werden, da diese erstens den Vorteil eines relativ hohen Bekanntheitsgrades hat und sie zweitens den Sachverhalt trifft. Denn alle Romane, die das Leben an Hochschulen thematisieren, sind Universitätsromane im Wortsinn, da sie stets an Universitäten loziert sind<sup>84</sup>. Die Bezeichnung ‚Campus-Roman‘ ist zudem insofern irreführend, als die wenigsten deutschen Universitäten wirkliche Campus-Universitäten sind und die Universitätsromane nicht ausschließlich dort spielen. Die

---

<sup>77</sup> Dazu sei auf die einschlägige Literatur verwiesen. Mit der Frage nach der Fiktionalität literarischer Werke setzten sich etwa Hamburger, K. (1968), Weinrich, H. (1971), Gabriel, G. (1975), Searle, J. (1990) und Genette, G. (1992) auseinander. Einen ersten Überblick über die verschiedenen Modelle bietet z.B. Vogt, J. (1990).

<sup>78</sup> Sowohl Hamburger als auch Weinrich oder Searle betonen bei aller Differenz der theoretischen Ansätze doch, daß fiktionale Texte stets als Konglomerate von „Wirklichkeitsaussage und Fiktion“ (Hamburger), „besprechenden und erzählenden Sätzen“ (Weinrich) oder „ernsthaften und nicht-ernsthafte Behauptungen“ (Searle) anzusehen sind.

<sup>79</sup> Genette, G. (1994): 60.

<sup>80</sup> Nolte, D. (1998).

<sup>81</sup> Tholpek, H. (1987).

<sup>82</sup> Z.B. K. Adam in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 21.1.1999 oder M. Stitz in *Flensburger Tageblatt* 25.3.1999.

<sup>83</sup> Weiss, W. (1994): 166.

<sup>84</sup> Als Ausnahme ist hier lediglich der Roman *Die Klette* von -ky zu nennen, der an der Fachhochschule für Öffentliche Verwaltung angesiedelt ist.

Bezeichnung ‚Uni-Krimi‘ dagegen beschreibt eine beliebte Untergattung des Universitätsromans bzw. des Kriminalromans, auf die später auch noch genauer eingegangen werden soll (vgl. dazu 3.3). Unterschieden werden kann zwischen studentenzentrierten Universitätsromanen und solchen, die professoren- bzw. dozentenzentriert sind. Während im ersten Fall die Studierenden im Mittelpunkt der Handlung stehen, sind es im zweiten die Professoren oder wissenschaftlichen Mitarbeiter. Je nachdem, welcher Gruppe der Protagonist des Romans angehört, ergeben sich spezifische Sichtweisen auf die Institution, die sich auch auf die Darstellung der Universität im Roman auswirken.

Um einen Überblick über deutsche Universitätsromane zu bekommen, wird die Gattung im folgenden anhand von drei exemplarischen Romanen vorgestellt. Mit Dietrich Schwanitz‘ *Der Campus*, Michael Zellers *Follens Erbe* und Thea Dorns *Berliner Aufklärung* wurden Romane ausgewählt, deren Protagonisten jeweils einer unterschiedlichen Gruppe von Hochschulmitgliedern angehören, die an unterschiedlichen Universitäten spielen und zu unterschiedlichen Zeiten entstanden sind. An ihnen soll beispielhaft die Gattung Universitätsroman untersucht werden, wobei selbstverständlich immer wieder auf entsprechende oder andersgeartete Universitätsromane hingewiesen wird. Dadurch wird sich am Ende des Kapitels ein Bild der Darstellung des wissenschaftlichen Milieus im deutschen Universitätsroman ergeben, zugleich wird so auch deutlich, ob und inwiefern die einzelnen Romane repräsentativ für spezielle Untergattungen der Gattung Universitätsroman sind.

Um eine sinnvolle Bearbeitung dieser Romane zu ermöglichen, werden alle drei Texte zunächst im Hinblick auf ihren Inhalt und ihre Erzähltechnik, d.h. die Erzählsituation, die Erzählweisen, das Zeitgerüst und die Figurencharakterisierung untersucht. Dabei wird eine traditionelle Erzähltheorie, wie sie vor allem von Stanzel bekannt ist, zugrunde gelegt<sup>85</sup>. Zwar werden neuere erzähltheoretische Ansätze, wie etwa der von Genette, international diskutiert, nichtsdestotrotz ist Stanzels Ansatz nach wie vor gerade in der deutschen Literaturwissenschaft ein-

---

<sup>85</sup> Eine gute Zusammenfassung von Stanzels Erzähltheorie in Verbindung mit einer grundlegenden Einführung in Fragen der Figurencharakterisierung und dem Zeitgerüst des Romans bietet Vogts *Aspekte erzählender Prosa*. Neben einem anwendbaren Modell von Erzähltechnik und Romantheorie diskutiert er auch konkurrierende erzähltheoretische Ansätze kritisch und vermeidet jede Verabsolutierung des von ihm gewählten Ansatzes.

flußreich und hat sich als prägend erwiesen<sup>86</sup>. Zudem ist die Praktikabilität dieses Ansatzes ausgesprochen hoch und bietet eine gute Grundlage, auf der die Romane untersucht werden können. Eine Einführung in die Erzähltheorie Stanzelscher Provenienz soll an dieser Stelle nicht gegeben werden, dazu sei auf die einschlägige Literatur verwiesen<sup>87</sup>. Dort, wo es notwendig ist, wird in den Kapiteln, die die Erzähltechnik in den einzelnen Romanen analysieren, auf die theoretischen Grundlagen verwiesen.

Nach der exemplarischen erzähltheoretischen Erläuterung der drei Romane werden spezielle Themen von Universitätsromanen untersucht. Dabei wird, ausgehend von dem zunächst untersuchten Roman, der Fokus auch auf die anderen Vertreter der Gattung erweitert und ein spezielles Thema so in verschiedenen Ausgestaltungen untersucht.

### 3.1 Dietrich Schwanitz: Der Campus

Der 1995 erschienene Roman *Der Campus* löste in Deutschland ein starkes (Medien-)Echo aus und machte den Hamburger Anglisten Dietrich Schwanitz einer breiten Öffentlichkeit bekannt<sup>88</sup>. Erzählt wird die Geschichte des angesehenen Soziologieprofessors Hanno Hackmann, der nach einer Affäre mit einer Studentin des sexuellen Mißbrauchs bezichtigt wird. In Verbindung mit einer sensationsgierigen Presse und machtbewußten Politikern gelingt es der Universitätsleitung schließlich, Hackmann aus der Universität auszuschließen, wobei deutlich wird, daß es keinem der Beteiligten um die Sache, sondern lediglich um den Erhalt der eigenen Macht und die Steigerung der Reputation geht. Der Roman ist an der Hamburger Universität angesiedelt und zeichnet ein Portrait einer heruntergekommenen und von Vetternwirtschaft zersetzten Hochschule.

---

<sup>86</sup> „Stanzels typologische Klassifikation von drei typischen Erzählsituationen stellt den umfassendsten, flexibelsten und im dt. Sprachraum einflußreichsten Versuch dar, die grundsätzlichen Möglichkeiten der Mittelbarkeit des Erzählens zu beschreiben.“ Nünning, A. (1998): 132.

<sup>87</sup> Dies sind neben Stanzel, F.K. (1990), Lämmert, E. (1980), Vogt, J. (1990) und Fricke, H./Zymner, R. (1996).

<sup>88</sup> Zu dem Erfolg des Romans trug nicht zuletzt auch die Verfilmung von Sönke Wortmann 1998 bei, zu der Schwanitz selbst das Drehbuch schrieb. Das Verhältnis von Roman und Film untersucht Joachim Paech in Nischik, R. (2000): 235ff.

Die erzählte Zeit des Romans ist mit zirka fünf Wochen recht kurz, hinzu kommt ein kurzer Epilog, der von dem Befinden der Hauptfiguren neun Monate nach dem Ende der eigentlichen Vorgänge erzählt. Genau ist die erzählte Zeit nicht festzustellen; die Zeitangaben beginnen erst nach dem ersten Drittel des Romans. Aus der Handlung geht aber hervor, daß es sich nur um wenige Tage handeln kann. Die erste genauere Zeitangabe findet sich auf der Seite 124<sup>89</sup>, wenn erwähnt wird, „daß es immer noch Montag war“, kurz darauf folgt die Angabe: „Am nächsten Morgen“ (138), dann wird der „Samstag abend“ (174) erwähnt, und danach werden die Zeitangaben häufiger und regelmäßiger, d.h. die Abstände zwischen den geschilderten Tagen werden geringer. Dabei wird zeitraffend erzählt, immer wieder finden sich Zeitsprünge, werden einzelne Tage übergangen. Die Zeitraffung wird dabei fast ausschließlich durch die sogenannte Sprungraffung vorgenommen, d.h. die Tage, die für die Handlung nicht relevant sind, werden übersprungen. Durative Raffungen wie „Den ganzen Tag war Hanno in seinem Auto über Land gefahren“ (328) finden sich nur selten, iterative Raffungen überhaupt nicht. Auffällig ist zudem auch das in der Mitte des Romans gehäuft auftretende Erzählen simultaner Vorgänge, das durch Wendungen wie „Zur gleichen Zeit“ (207) „Wenig später“ (208) „In der gleichen Minute“ (212) „Um die gleiche morgendliche Stunde“ (214) usw. eingeleitet wird. Notwendig wird dieses Erzählen simultaner Vorgänge bzw. Gedankengänge durch die Aktivitäten der verschiedenen Mitglieder der Universität, die alle der gleichen Zeitbeschränkung unterliegen, da sie alle an einem Termin, nämlich der Anhörung Hackmanns durch den Disziplinarausschuß der Universität, ihre Anliegen vorbereitet haben müssen. Für alle stellt dieser Termin eine Art Stichtag dar, da alle den Ausschuß nutzen wollen, um die eigenen Interessen zu sichern.

Mit seinen zumeist kurzen Darstellungen der Handlungen und Gedanken der Figuren erinnert der Roman im Aufbau an ein Drama bzw. einen Film. Aus diesem Grund soll auch hier von „Szenen“ gesprochen werden, womit weder die einzelnen Kapitel noch deren Unterabschnitte bezeichnet werden sollen. Gemeint sind vielmehr die Textpassagen, in denen an einem Stück von einer Figur an einem Schauplatz erzählt wird, also etwa der Romananfang, der von Hack-

---

<sup>89</sup> Die Seitenangaben beziehen sich auf die Ausgabe von 1995. Im folgenden wird so verfahren, daß die Seitenangaben, die sich auf das in dem Kapitel besprochene Buch beziehen, im Text in Klammern vermerkt sind, alle anderen Seitenzahlen stehen in den Fußnoten.

manns Vorbereitungen auf einen Vortrag erzählt. Diese Darstellung umfaßt zwei längere Absätze, im dritten Absatz beginnt dann eine neue Szene, in der Hackmann und seine Frau bei ihrer Fahrt mit der U-Bahn geschildert werden. Betrachtet man den Roman unter dieser Einteilung, wird zweierlei deutlich<sup>90</sup>: zum einen die Beschränkung auf relativ wenige Hauptfiguren, die in nahezu jeder Szene präsent sind, und zum zweiten die strikte Trennung zwischen diesen Figuren. Der Protagonist des Romans, Hanno Hackmann, trifft mit seinem Widersacher Bernd Weskamp während des Verlaufs der Geschichte nur einmal zusammen. Die zweite Begegnung findet bei der Anhörung vor dem großen Disziplinarausschuß statt, zu der Weskamp Hackmann vorlädt. Ähnlich verhält es sich auch mit anderen Figuren: Der ehemalige Student und Journalist Martin Sommer beispielsweise, der in einem hohen Maße an der Kampagne gegen Hackmann beteiligt ist, trifft ihn zum ersten Mal bei der besagten Anhörung. Diese Art der Darstellung ermöglicht dem Erzähler die Konzentration auf wenige Figuren, die alle zunächst unabhängig in einzelnen Erzählsträngen geschildert werden. Der Leser kann dabei verfolgen, wie sich viele Fäden der Intrige gegen Hackmann langsam zusammenspinnen und am Schluß zu Hackmanns Sturz führen. Deutlich werden durch diese Art der Darstellung auch die unterschiedlichen Motive und Interessen der Einzelnen. Die Einteilung des Romans in einzelne Szenen läßt zudem die Beschleunigung erkennen, die die Handlung in der Mitte des Romans erfährt. Zu Beginn des Romans dauern die einzelnen Szenen relativ lang, die Beschreibungen sind ausführlich, zudem wird eine Figur über mehrere Szenen hinweg beschrieben<sup>91</sup>. Etwa ab der 28. Szene ändert sich die Länge, die einzelnen Szenen werden kürzer, gehen zunächst über vier bis sechs, dann

---

<sup>90</sup> Die Einteilung in Szenen sieht folgendermaßen aus (in Klammern wird nach den Seitenangaben immer der Protagonist der Szene genannt H – Hackmann, W – Weskamp, MS – Martin Sommer, A – Andere): 1. 5-10 (H), 2. 10-17 (H), 3. 17 – 23 (H), 4. 23-26 (H), 5. 27-32 (B), 6. 32-38 (B), 7. 38-50 (B), 8. 51-54 (H), 9. 54-71 (H), 10. 72-83 (H), 11. 84-92 (B), 12. 92-99 (B), 13. 100-107 (H), 14. 108-123 (A), 15. 124-127 (MS), 16. 127-132 (MS), 17. 132-138 (B), 18. 138-140 (H), 19. 140-145 (B), 20. 145-152 (MS), 21. 152-165 (B), 22. 165-174 (A), 23. 174-178 (B), 24. 178-188 (MS), 25. 188-194 (B), 26. 194-200 (MS), 27. 200-206 (H), 28. 206-207 (A), 29. 207-208 (A), 30. 208-210 (B), 31. 210-211 (A), 32. 211-212 (A), 33. 212-214 (H), 34. 214-217 (MS), 35. 217-220 (A), 36. 220-225 (H), 37. 226-228 (H), 38. 229-232 (B), 39. 232-238 (A), 40. 239-245 (H+B), 41. 245-252 (B), 42. 252-266 (H), 43. 266-271 (H), 44. 272-287 (B), 45. 287-299 (H), 46. 299-300 (H), 47. 301-304 (B), 48. 305-307 (MS), 49. 307-313 (H), 50. 313-314 (B), 51. 314-317 (H), 52. 317-325 (B), 53. 325-328 (H), 54. 328-333 (H), 55. 333-339 (H), 56. 339-354 (MS), 57. 354-361 (H), 58. 361-369 (H), 59. 369-375 (H), Epilog.

<sup>91</sup> So sind die ersten vier Szenen solche mit Hackmann im Mittelpunkt, danach folgen drei Szenen mit Weskamp und wieder drei mit Hackmann. Vgl. Fußnote 1.

auch über nur eine Seite. Inhaltlich ist die 28. Szene ein Höhepunkt der Handlung, da hier zum ersten Mal durch die Zeitungen der Vorwurf der Vergewaltigung gegen einen zu diesem Zeitpunkt noch unbekanntem Professor bekannt gemacht wird. Die Überraschung, die dies bei den meisten Figuren auslöst, wird auch in der schnellen ‚atemlosen‘ Erzählweise deutlich. Zudem finden sich in diesem Teil die oben erwähnten simultanen Szenen. Erst gegen Schluß des Romans verlangsamt sich die Erzählgeschwindigkeit wieder, wenn die Anhörung Hackmanns ausführlich und aus mehreren Blickwinkeln beschrieben wird. Hierbei ist allerdings keine Korrespondenz zu dem festzustellen, was Stanzel als „Dynamik des Erzählvorganges“<sup>92</sup> bezeichnet. Dieser ergibt sich für ihn aus dem

Verhältnis der narrativen Teile des Romans zu den nicht-narrativen Teilen, Dialog und dramatisierter Szene [...] und zwar von den rein quantitativen Relationen der beiden zueinander und von ihrer Distribution.<sup>93</sup>

Vielmehr ist festzustellen, daß alle Szenen relativ viele Dialoge und innere Monologe enthalten. Das, was hier Erzählgeschwindigkeit genannt wird, ergibt sich aus der Kürze in der Abfolge der einzelnen Szenen.

Auch in diesem Wechsel der Erzählgeschwindigkeit, der Aufeinanderfolge von Beschleunigung der Handlung und retardierenden Momenten, werden Parallelen des Romans zu einem Drama deutlich. Der Aufbau entspricht in etwa dem des klassischen fünfaktigen Dramas, das, dem Freytagschen Dreieck zufolge, aus Exposition, erregendem Moment, Höhepunkt, fallender Handlung, retardierendem Moment und Katastrophe besteht<sup>94</sup>. Auf die langsam und ausführlich erzählte Exposition, in der die einzelnen Figuren der Handlung vorgestellt werden, folgt mit der Verführungsszene zwischen Hackmann und der Studentin das erregende Moment. Dem Höhepunkt im klassischen fünfaktigen Drama, entspricht im Roman die Veröffentlichung der Anklagen in der Zeitung. Hieraus ergibt sich die Peripetie, der Entschluß der Hochschulleitung, den Fall nicht wie geplant auf sich beruhen zu lassen. Dies führt in die Katastrophe, dem Ausschluß Hackmanns aus der Universität. Eine weitere Parallele zum Drama wird deutlich, betrachtet man die Handlungsführung: Dem Haupthelden und seinem Gegenspieler, die die

---

<sup>92</sup> Stanzel, F.K. (1995): 95

<sup>93</sup> Stanzel, F.K. (1995): 95.

<sup>94</sup> Vgl. Freytag, G. (1912). Grundlegend zum Drama auch Pfister, M. (1988).

Handlungsführung im Drama übernehmen, entsprechen Hackmann und Weskamp.

Erzählt wird in der Er-Form, zum Teil auktorial, zum Teil auch personal<sup>95</sup>. Der Erzähler macht sich selbst beim Erzählen nie deutlich, d.h. rekurriert nie auf das von ihm Erzählte, macht den Akt des Erzählens nicht bewußt und nimmt auch keine Vorausdeutungen vor. Lediglich einige Kommentare finden sich, wie etwa die Aussage: „Mit Köbele vollzog sich eine erstaunliche Wandlung“ (45), bei der es offensichtlich der Erzähler ist, der die Wandlung als „erstaunlich“ kommentiert. Auch in der Szene, in der Weskamp und Hackmann zum ersten Mal zusammentreffen, wird auktorial und mit Kommentaren des Erzählers erzählt, denn er vergleicht das Verhalten der beiden mit einem Schachspiel: „[...] eröffnete Weskamp die Partie mit einem weißen Bauern. [...] Hanno zog einen schwarzen Bauern. [...] Zweiter weißer Bauer ein Feld nach vorne.“ (241) und kommentiert und erklärt das Verhalten auch mit „Schwarzer Bauer, um den weißen Läufer herauszulocken. (Herv. d. Verf.)“ (241) Die kausale Verknüpfung „um ... zu“ leitet die Erklärung des Erzählers ein. Daß dennoch, wenn auch nicht aus Hackmanns Blickwinkel, so doch mit Schwerpunkt auf seine Wahrnehmungen und Empfindungen erzählt wird, wird durch seine Nennung beim Vornamen deutlich.

In den meisten Passagen wechselt die Erzählsituation zwischen auktorialer und personaler Erzählweise. Die Szenen beginnen zumeist mit kurzen Beschreibungen durch den Erzähler: „Bernie stieg keuchend die letzte Treppe zum Sitzungssaal des Fachbereichs hinauf“ (38), und werden dann zu personal erzählten Passagen, in denen die Vorgänge aus der Sicht einer Figur erzählt werden. Eine Figur der Szene, zumeist die Hauptfigur, wird so zum Reflektor, der „denkt, fühlt, wahrnimmt, aber nicht wie ein Erzähler zum Leser spricht.“<sup>96</sup> Die personale Erzählsituation wird schon am Anfang des Romans deutlich, wenn Hackmanns Vorbereitungen für den Vortrag geschildert werden:

---

<sup>95</sup> In der folgenden Darstellung der Erzählweise folge ich weitgehend Stanzel und Vogt und übernehme auch die Terminologie. Als auktorialer Erzähler wird also derjenige bezeichnet, der „außerhalb der Welt der Charaktere steht“ (Stanzel, F.K. (1995):16) und das Geschehen präsentiert und auch kommentiert. In der personalen Erzählsituation dagegen wird „aus dem Blickwinkel einer der Handlungspersonen selbst“ (Vogt, J. (1995): 50) erzählt.

<sup>96</sup> Stanzel, F.K. (1995): 16.

Sie [Gabrielle] war sicher im Bad. Wahrscheinlich noch im totalen Déshabillé. Dabei mußten sie sich beeilen. Er selbst hielt den Festvortrag, da konnten sie nicht zu spät kommen. (5)

In Form der erlebten Rede schildert der Erzähler die Vorgänge aus Hackmanns Sicht und verzichtet auf eigene Kommentare zugunsten der Bewertung und Kommentierung der Situation durch Hackmann. Die personale Erzählsituation wird auch deutlich durch die Benennung der Figuren in den einzelnen Szenen, der jeweilige Protagonist wird vom Erzähler beim Vor- bzw. Spitznamen genannt, die Rede ist also von Hanno, Bernie und Martin. Dies würde an sich nicht weiter auffallen, man könnte sogar davon ausgehen, daß alle Figuren beim Vornamen genannt werden, würde nicht die erste der drei Szenen, die die Anhörung Hackmanns durch den Untersuchungsausschuß schildern, auffallen. Hier heißt es nämlich:

Auch der Stuhl in der Mitte der Tischreihe war noch leer, weil der Vorsitzende Weskamp sich noch vor der Bühne im Auditorium mit Professor Hackmann unterhielt. (340)

Diese Benennung überrascht und macht deutlich, daß, obwohl der Protagonist Hackmann wie auch sein Gegenspieler Weskamp anwesend sind, die Szene nicht aus ihrem Blickwinkel erzählt wird, sondern quasi von außen. Hierbei gibt überwiegend Martin Sommer als Reflektor die Vorgänge wieder: „Weskamp schien jetzt wie Butter zu schmelzen“ (344), oder: „Kein Zweifel, Weskamp wollte diesen Hackmann in die Pfanne hauen.“ (352) Überhaupt fällt die wichtige Rolle auf, die Martin Sommer für die Erzählsituation spielt. Eigentlich nur eine Randfigur, die unbewußt und von anderen manipuliert die Intrige in Gang setzt, bedient sich der Erzähler doch immer wieder dieser Figur, um Vorgänge zu schildern. Der gesamte Roman umfaßt 59 Szenen, 25 davon mit Hackmann, 18 mit Weskamp und immerhin sieben mit Sommer im Mittelpunkt. Damit ist Sommer, trotz seiner Nebenrolle in der Handlung, für die Erzählsituation wichtig.

*Der Campus* ist mit dieser Mischung aus auktorial und personal erzählten Passagen in einer Erzählsituation erzählt, die Stanzel als prototypisch für Romane der Gegenwart erachtet:

[...] die Erzählnorm des Romans der Mitte des 20. Jahrhunderts ist nicht eine auktoriale oder eine autobiographische Ich-ES [Erzählsituation], sondern eine auktorial-personale ES.<sup>97</sup>

Dieser Wechsel der Erzählsituation ist durchaus nicht ungewöhnlich, Stanzel weist darauf hin, daß „die Erzählsituation eines Romans ständig, d.h. von Kapitel zu Kapitel oder von Absatz zu Absatz, Modifikationen unterworfen ist“<sup>98</sup>. Diese Modifikationen sind immer durch die vom Erzähler (als der Erzählinstanz des gesamten Romans) beabsichtigten Wirkungen auf den Leser begründet, durch die personale Erzählsituation wird eine Nähe der Figur zum Leser ermöglicht. Die auktoriale Erzählsituation dagegen ist z.B. aus Gründen der „Erzählökonomie“<sup>99</sup> nötig, denn so können Vorgänge gerafft oder Erläuterungen gegeben werden. Durch eine personale Erzählsituation ist zudem eine Sympathie lenkung des Lesers möglich, d.h. der Leser erlebt eine Situation aus dem Blickwinkel der Figur mit und kann so ihre Motive und Denkweisen besser verstehen. Dies ist im *Campus* gerade bei der Figur Weskamps zu beobachten: Für Hackmann ist er „ein intrigantes kleines Schwein“ (375). Weil aber der Leser ihn relativ gut kennenlernt und erfährt, wie intelligent er seine Intrigen spinnt, entsteht doch eine gewisse Sympathie bzw. Bewunderung für ihn. Indem der Erzähler diese spezielle Erzählsituation für den Roman wählt, verwendet er nicht nur die prototypische Erzählsituation der zeitgenössischen Literatur, er kann auch die unterschiedlichen Vorteile, die die personale und die auktoriale Erzählsituation bieten, nutzen. Die Einschränkung, die die Wahl der personalen Erzählsituation bedeutet, ermöglicht zugleich die Wahrnehmung innerer Vorgänge. Die Verteilung der personalen Erzählsituation auf mehrere Figuren schafft eine Erweiterung in der Einschränkung. Im ausschließlich auktorial erzählten Epilog nimmt der Erzähler eine abschließende Betrachtung vor, kann aus seiner allwissenden Perspektive von allen Figuren berichten und dabei seine Distanz markieren<sup>100</sup>. Hier wird die „Affinität zur humoristischen, ironischen Weltschau und zum Spiel mit den Illusionen

<sup>97</sup> Stanzel, F.K. (1995): 19.

<sup>98</sup> Stanzel, F.K. (1995): 69.

<sup>99</sup> Vgl. Vogt, J. (1995): 64.

<sup>100</sup> Die Distanzierung des Erzählers von der dargestellten Welt ist nach Stanzel eines der Merkmale der auktorialen Erzählsituation: „Das Spannungsfeld, das sich zwischen diesen beiden bedeutungsvoll aufbaut, ist ein entscheidendes Spezifikum seines Sinngefüges. Nicht selten sind die beiden Pole, die Welt des auktorialen Erzählers und die Welt der Charaktere des Romans, gleichzusetzen mit *ordo* und Chaos, mit moralischem Gesetz und moralischer Verirrung, Sein und Schein [...]“ Stanzel, F.K. (1969): 21.

des Lebens und der Kunst“<sup>101</sup> deutlich. Hier tritt der allwissende und nun auch wertende und kommentierende Erzähler hervor. Er spricht vom „biederen Gegenkandidaten“ (376) des Präsidenten, von Hackmann, der „im Zustand gepflegter Vernachlässigung wieder auf dem Campus auftaucht“ (377), er weiß, daß sich die Studentin „nach einigen Therapiesitzungen die Interpretation ihrer Ärzte zu eigen gemacht hat“ (377), und er kann am Ende mit Distanz auf die Figuren wie auf ein Tableau herunter schauen und den Roman mit den Worten „Und so geschah es“ (382) beenden.

Die Figurencharakterisierung des Romans wird auf unterschiedliche Weise vorgenommen, je nachdem ob es sich um eine Nebenfigur oder eine Hauptfigur, also Hackmann und Weskamp, handelt. Explizite Figurencharakterisierung durch die Erzählinstanz finden sich nur bei den Nebenfiguren<sup>102</sup>. Ein Beispiel ist etwa die Beschreibung von Hackmanns Tochter Sarah:

Schlank und hochbeinig hockte sie [Sarah] auf dem Rasen, in ihrer Linken ein altes Honigglas mit Erde und in ihrer Rechten eine Pinzette. Ihre großen braunen Augen hatte sie konzentriert auf die Dohle gerichtet. Für Hanno hatte die Teenagerhübschheit seiner Tochter in letzter Zeit eine neue Färbung angenommen (51)

Ähnlich verhält es sich z.B. auch mit der Beschreibung des Chefredakteurs Hirschberg von der „Abendpost“:

Der grauschopfige Hirschberg hatte seine Rote Grütze zu Ende gelöffelt und tastete seine Jackentasche nach einer Zigarre ab. Sein Bulldoggengesicht vibrierte dabei. Fleischige Taschen hingen in schweren Wülsten von seinen Wangen ab. [...] (267)

Die Erzählinstanz beschreibt die Nebenfiguren, wobei sich die Beschreibungen von Aussehen, Verhalten und Charakter in etwa die Waage halten.

Am häufigsten werden die Nebenfiguren allerdings explizit durch andere Figuren charakterisiert. Dabei sind es fast ausschließlich Weskamp und Hackmann, die

<sup>101</sup> Stanzel, F.K. (1969): 23.

<sup>102</sup> An dieser Stelle muß auf den Begriff der Erzählinstanz zurückgegriffen werden, denn bedingt durch die häufige personale Erzählsituation werden die meisten Figurencharakterisierungen aus dem Blickwinkel von Hackmann oder Weskamp gemacht. Da beide an solchen Stellen immer auch als Reflektorfiguren dienen, kann man die Aussagen weder dem Erzähler des Roman noch der Figur selbst zuschreiben, deshalb soll in solchen Fällen von der Figurencharakterisierung durch die Erzählinstanz gesprochen werden.

eine solche Charakterisierung vornehmen, seltener ausgesprochen als vielmehr durch ihre Gedanken:

Bernie fand alles an ihm [dem Präsidenten] sandig. Die Schafwolle auf seinem Kopf, die Augenbrauen, den Oberlippenbart und die ganze Person. Er war erdfarben wie ein Wüstenfuchs. [...] Und in einem Punkt war Schacht [der Präsident] ausgesprochen amerikanisch: Er glaubte an die unversiegbare Kraft der Reklame. Er verstand es, den Zerfall der Universität hinter einem Schleier von Reklame zu verbergen, denn er wollte wiedergewählt werden. (274)

Auf diese Beschreibung des Präsidenten durch Weskamp greift der allwissende Erzähler im Epilog noch einmal zurück, wenn er erklärt: „Er [der neue Präsident] war genauso sandfarben wie der alte, und er hieß immer noch Hans Ulrich Schacht.“ (376) Das Prinzip in der expliziten Figurencharakterisierung auf der Figurenebene ist meist gleich: Nach einer Beschreibung von Äußerlichkeiten wie Aussehen, Kleidung etc. wird dann eine kurze Beschreibung von Charakter bzw. Verhalten hinzugefügt. Diese Beschreibungen sind zumeist witzig, oft satirisch überzeichnet bis hin zur Boshaftigkeit, wie etwa bei der Beschreibung von Weskamps wissenschaftlicher Mitarbeiterin:

Bernie blickte auf und sah, wie sich durch die geöffnete Tür langsam ein gekrümmter weiblicher Rücken schob. Er gehörte der Traktoristin. Sie wurde so genannt, weil sie so entschlossen dreinblickte wie eine sowjetische Heldin der Arbeit. Aber ihr Kartoffelgesicht mit dem verkniffenen Mund konnte Bernie jetzt nicht sehen. [...] (28)

Weskamp nimmt durch seine Gedanken die Charakterisierung vor, und zugleich wird darauf hingewiesen, daß er mit seiner Einschätzung nicht allein ist, denn „sie wurde so genannt“. Neben Weskamp ist es auch Hackmann, dessen Gedanken zu Charakterisierungen von Nebenfiguren beitragen, wenngleich seltener. Der Aufbau ist aber auch hier vergleichbar, so wird Hackmanns Assistentin von ihm folgendermaßen eingeschätzt:

Da ging die Tür auf, und seine Assistentin, Dr. Veronika Taubert, riß ihn aus seinen Gedanken. Sie hatte ihr rabenschwarzes Haar durch eine strenge Frisur gebändigt und die etwas matronige Gestalt in einen grauen Stoff gehüllt, der ihrer ganzen Erscheinung trotz der fast zigeunerhaften Dunkelheit ihrer Augen eine Qualität gesunder Robustheit verlieh, die von Kernseife und Nesselstoff ausgeht. (64)

Wieder wird zunächst die Beschreibung von Äußerlichkeiten vorgenommen, wobei diese immer auch auf den Charakter hinweisen. Durch die Auswahl dessen, was beschrieben wird, ebenso wie durch die Art der Beschreibung werden beim

Leser bestimmte Assoziationen geweckt. Die „sandige Farbe“ von Präsident Schacht charakterisiert indirekt auch den Menschen, eben als unauffällig, wandelbar, langweilig, ebenso wie die „rabenschwarzen Haare“ und „zigeunerhaften“ Augen Hackmanns Assistentin als wach, dynamisch, intelligent kennzeichnen, selbst wenn ihre Figur „matronig“ ist.

Die explizite Charakterisierung der Nebenfiguren liegt in der Erzählsituation des Romans begründet. Durch die häufig eingenommene personale Erzählsituation geschieht die Figurencharakterisierung zumeist aus der Sicht von Hackmann oder Weskamp. Dies begründet auch die ausgesprochen seltene explizite Beschreibung dieser beiden Figuren. Über ihr Aussehen finden sich, von einer Bemerkung über Weskamp abgesehen<sup>103</sup>, keine Aussagen. Beide werden selten explizit charakterisiert, sondern meist implizit: Der Leser lernt ihre Gedanken vor allem durch ihre Aussagen kennen, erlebt Situationen ‚mit ihren Augen‘. Damit charakterisieren sie sich selbst, wenn auch indirekt: Es werden keine Aussagen darüber gemacht, wie Weskamp oder Hackmann sind, das Bild ergibt sich vielmehr aus Gedanken, Aussagen, Einschätzungen wie aus vielen Mosaiksteinchen. Die seltenen Aussagen des Erzählers über beide tragen dann nur noch zu dem Bild bei, das sich aus den impliziten Charakterisierungen ergibt. So lernt man Weskamp als ehrgeizigen und sehr geschickten Menschen kennen, der strategisch Netzwerke aufbaut und nutzt. Die Erzählercharakterisierung

Zu denen [den Hausmeistern und Putzkolonnen] unterhielt er [Weskamp] gute Beziehungen, denn Bernie war Politiker und wußte, was Betriebsräte und Personalräte in einer SPD-regierten Universität bedeuten. (33)

bestätigt das Bild, das sich aus der impliziten Charakterisierung ergibt.

Bei *Der Campus* handelt es sich um einen formal sorgfältig gebauten Roman, bei dem der Schwerpunkt des Erzählers offensichtlich nicht ausschließlich auf der zu erzählenden Handlung liegt. Vielmehr werden der Aufbau, die Gestaltung der Szenen, ihre Anordnung und die „Erzählgeschwindigkeit“ dazu genutzt, die Handlung zu illustrieren.

---

<sup>103</sup> Als einzige Aussage des Erzählers über Weskamp wird bei dem Zusammentreffen von Hackmann und Weskamp, seine „große, jugenhaft schlaksige Gestalt“ (240) erwähnt.

### 3.1.1 „Das Ballett der Intrige“<sup>104</sup>

Ein Thema, das in deutschen Universitätsromanen häufig dargestellt wird, sind Intrigen. Mit diesem Begriff sollen Komplote bezeichnet werden, mit denen sich eine oder mehrere Figuren zur Durchsetzung eigener Ziele gegen andere verschwören. Ziel ist es, den eigenen Vorteil zu sichern oder einer anderen Figur, gegen die intrigiert wird, zu schaden. Intrigen müssen nicht illegal sein – vorstellbar ist etwa die gezielte Veröffentlichung von diskreditierenden persönlichen Lebensumständen, die einer Person schaden – sie sind aber in jedem Fall unmoralisch<sup>105</sup>. Während in der Realität Intrigen nur retrospektiv beobachtbar sind, ist bei Intrigenschilderungen in Romanen auch die teilnehmende Beobachtung des Intrigenverlaufs durch den Leser möglich<sup>106</sup>.

Der im vorhergehenden Kapitel dargestellte Roman *Der Campus* stellt eine Vielzahl von Intrigen dar. Diese ergeben zusammen ein Intrigennetz, das an sich nicht absichtsvoll geplant ist, sondern nur aus geplanten Einzelintrigen besteht. Die Intriganten koordinieren ihre Aktivitäten nicht, sondern agieren jeweils eigenständig bzw. reagieren auf Entwicklungen. Sie nutzen aktuelle Geschehnisse, deren Gründe ihnen zum Teil selbst nicht transparent sind, in ihrem Sinne. Die Kombination von absichtsvoll geplanten Einzelintrigen zu einem nicht geplanten Intrigennetz hat zur Folge, daß die Entwicklungen letztlich nicht mehr kontrolliert und damit auch nicht aufgehalten werden können. Um diese in ihrer Gesamtheit zu erfassen, ist zunächst eine Untersuchung der Einzelintrigen notwendig.

Bernd Weskamp weiß als Vorsitzender des Disziplinarausschusses schon früh vom Vorwurf der sexuellen Nötigung. Er lehnt jedoch die Untersuchung des Vorgangs zunächst ab:

---

<sup>104</sup> Schwanitz, D. (1998): 31.

<sup>105</sup> Damit entspricht die hier verwendete Definition von Intrigen der in der Literaturwissenschaft gebräuchlichen, die sie als „Komplott, Ränke, Machenschaften, Verwicklungen und Vertauschungen als absichtlich hinterlistig durch e.[inen] Intriganten herbeigeführte Komplikation“ (Wilpert, G. von (1989): 417) definiert, ebenso wie der vorsoziologischen, lexikalisch-literaturwissenschaftlichen, die Utz seiner Analyse voranstellt, wenn er Intrigen als „Phänomene, in denen ein Intrigant absichtsvoll und geheim mittels Täuschung, Lüge, Konfusion oder einer vorgespiegelten Scheinwelt indirekt einen Vorteil für sich und einen Nachteil für ein ahnungsloses bzw. argloses Intrigenopfer bezweckt“ beschreibt. Utz, R. (1997): 19f.

<sup>106</sup> Vgl. dazu Utz, R. (1997): 11.

Bernie legte den Brief langsam auf den Tisch. Erbitterung stieg in ihm auf. Was die Wagner [Frauenbeauftragte] sich einbildete. Er war doch nicht ihr Hilfssheriff, der in ihrem Auftrag hinter den Busengrapschern herschnüffelte. (136)

Daß die Ablehnung Weskamps nicht sachlich begründet ist, wird durch die Wortwahl der erlebten Rede deutlich. Er empfindet die Aufforderung der Frauenbeauftragten als Anmaßung, die ihm eine niedrigere Stellung in der Hierarchie zuweist. Der Ausdruck „Hilfssheriff“ verweist einerseits auf die bloße Assistentenfunktion, die Weskamp – so sein Empfinden – nach dem Wunsch der Frauenbeauftragten einnehmen soll, zudem macht er auch eine Einordnung der Vorgänge, die so als „Wildwestmethoden“ abgewertet werden, deutlich. Die geringe Bedeutung, die Weskamp dem Vorgang zumißt, kommt auch in der gewählten Bezeichnung „Busengrapscher“ zum Ausdruck, ein verharmlosender, euphemistischer Begriff, weiß Weskamp doch, daß es sich um den Vorwurf sexueller Nötigung handelt. Seine Ablehnung ist nicht sachlich begründet; ob ein Professor eine Studentin vergewaltigt hat oder nicht, spielt für ihn zunächst keine Rolle. Seine ablehnende Haltung gilt der Frauenbeauftragten bzw. ihrer Erwartungen an ihn. Auch für die Opposition zur Frauenbeauftragten werden keine sachlichen Gründe deutlich gemacht, sie gründet in einer allgemeinen Ablehnung weniger der Person als vielmehr des Amtes<sup>107</sup>. Aktiv wird Weskamp erst, als der Referent des Präsidenten ihn dazu, auf dessen Anweisung hin, auffordert:

Ich soll dir sagen, du mußt dich darum kümmern. [...] Du sollst ins Soziologische Seminar gehen und da mit dem GD reden. Die sollen sich was ausdenken, wie sie den Typen finden, der diese Studentin vergewaltigt hat. Oder du sollst ihn selber finden – Hauptsache, es passiert was. (231)

Auch hier wird Weskamp nur widerwillig tätig: „Das Mädchen ist derangiert. Die hat die ganze Geschichte erfunden“ (152), lautet seine Einschätzung der Situation. Diese gibt er zwar nicht auf, stellt sie jedoch zurück, als er erkennt, daß für ihn in dem Vorgang eine Karrierechance liegt:

Jetzt schlug Bernies Stunde. Jetzt mußte er seine Karten richtig ausspielen. Er dachte an sein schäbiges Büro und an Rebecca und den Justizsenator. Wenn er diese Chance nicht nützte, würde sich so bald nicht wieder eine bieten [...] (280)

---

<sup>107</sup> Dies wird ex negativo deutlich, wenn Weskamp der Beschreibung der Frauenbeauftragten durch den Leiter der Rechtsabteilung nicht widerspricht: „Naja, [...] für eine Frauenbeauftragte ist sie gar nicht so übel. Aber diese Weiber fühlen sich schnell so omnipotent, daß sie sich für immun halten, weil sie natürlich jeden Widerstand gegen sich als weiteres Beispiel männlicher Unterdrückung denunzieren können“ (97).

Nachdem ihm dies bewußt geworden ist, ist er bereit, sich für die volle Aufklärung einzusetzen und zögert nun auch nicht mehr, die Einladung an Hackmann in den großen Disziplinarausschuß vorzudatieren, „damit bei der vorgeschriebenen Vorlauffrist von einer Woche die Sitzung noch am Freitag dieser Woche stattfinden konnte.“ (301) Nun muß er nur noch der Frauenbeauftragten eine neue Interpretation für sein bisheriges Vorgehen so anbieten, daß sie sie annimmt. Er tut dies mit dem Hinweis:

Ich habe schon verstanden, daß Sie den Eindruck gewinnen mußten, ich verschleppe die Sache. Aber ich schwöre Ihnen, Frau Wagner, ich wollte einfach nur sichergehen. (313)

– und macht am Ende des Gesprächs ein konkretes Kooperationsangebot: „Wir sollten einfach zusammenarbeiten“. (313)

Ebenso wie Weskamp lehnt auch der Präsident zunächst die Untersuchung der (angeblichen) Vergewaltigung ab. Als er sich doch zu Ermittlungen entschließt, sind sie nicht in der Empörung über die Sache selbst begründet, sondern mit der Angst vor den Medien, die die Universität sehr kritisch sehen:

Und ausgerechnet jetzt muß diese Panne mit der sexuellen Nötigung passieren [...]. Hier müssen wir denen den Wind aus den Segeln nehmen. [...] Wir können jetzt nicht mehr anders, wir müssen darauf reagieren. Sonst stellen die uns alle als chauvinistische Frauenschänder hin. (279f)

Auch hier macht wieder die Wortwahl deutlich, wie der Präsident die Situation einschätzt: Es ist als „Panne“ ein kleineres Versehen, ein ärgerlicher, aber nicht entscheidender Fehler. Für ihn liegt in der erfolgreichen Aufklärung des Falles erstens der Vorteil, die Medien ablenken und günstig stimmen zu können, zum zweiten will er seine Reputation verbessern, indem er deutlich macht, daß er gegen Unrecht vorgeht, gleichgültig, wer es begeht. Wie bei der Fallhöhe im antiken Drama gilt auch hier: Je höher der Angeklagte in der universitären und gesellschaftlichen Hierarchie steht, desto besser eignet er sich, öffentlich angeklagt zu werden:

Dann jagen wir nicht ein armes Würstchen, dann führen wir einen großen Kampf; dann ist dieser Skandal ein Symptom eines Gesinnungssumpfes, dann geht es um die ganz großen Fragen. (284)

Derjenige, der den Vorwurf der sexuellen Nötigung an die Öffentlichkeit bringt, ist Martin Sommer, den der Historiker Schäfer auffordert: „Sie müssen sich mit der

Geschichte beeilen, bevor sie vielleicht begraben wird.“ (187) Für Schäfer ist dies lediglich ein Ablenkungsmanöver, mit dem er verhindern will, daß sich Sommer mit den Riezler-Tagebüchern beschäftigt. Sommer greift den „Stoff, aus dem die Sensationen sind“ (187), dankbar und etwas naiv auf. Überrascht stellt er nach der Veröffentlichung fest: „Überhaupt schienen eine Menge Leute ganz unterschiedliche Interessen an diesem Fall zu haben“ (199). Er interessiert sich aber nicht weiter für die Hintergründe.

Hackmann ist Opfer der Situation und sagt zunächst, genau wie alle anderen, nicht die Wahrheit. Indem er das Verhältnis mit der Studentin schlichtweg leugnet, versucht er, sich selbst zu schützen. Sein anfängliches Leugnen macht ihm eine Aufklärung der Situation am Schluß des Romans, im Untersuchungsausschuß, unmöglich, keiner würde ihm mehr glauben. Trotzdem kann er die Zusammenhänge zumindest soweit aufdecken, daß er die Entstehung der Intrige, er nennt es Lüge, aufzeigt. Möglich wird ihm dies durch einen privaten Zwischenfall: Durch einen Unfall seiner Tochter und Hackmanns Angst um sie ändert sich für ihn der Bezugsrahmen. Die Todesangst, die er aussteht, unterbricht die Selbstreferenz und ermöglicht ihm die Vorgänge zu beobachten:

Daß die Interessen aller Beteiligten ihr [der Lüge] erst Leben und Energie verliehen haben: das Interesse der Frauenbeauftragten, in mir die Männer aller Welt zu besiegen, das Interesse des Präsidenten, die Unterstützung der Frauen für seine Wiederwahl zu gewinnen, das Ziel des Vorsitzenden, Vizepräsident zu werden, die Absicht meiner Kollegen, meine Abteilung unter sich aufzuteilen, und ich weiß nicht wie viele kleine und große Interessen noch dazu beigetragen haben, diese Lüge groß zu machen. (374)

Hackmann wählt den Begriff Lüge als Gegenteil von Wahrheit, Aufrichtigkeit, Überzeugung für die Sache. Obwohl es um eben diese Lüge geht, ist sie doch nicht der wichtigste Begriff dieses Textabschnitts, der Schwerpunkt von Hackmanns Aussage liegt eindeutig auf dem Wort „Interesse“, das gleich viermal vorkommt und das ergänzt wird von Wörtern, die hier in ähnlicher Bedeutung verwendet werden wie „Ziel“ und „Absicht“. Die Aufzählung der vier Einzelinteressen, mit dem Hinweis auf weitere, nicht genannte Interessen, entspricht den verschiedenen Handlungssträngen, die Hackmann so benennt. Durch die Reihung, die immer die gleiche syntaktische Struktur aufweist, werden die unterschiedlichen Interessen illustriert, die alle zum gleichen Ziel, nämlich dem Sturz Hack-

manns führen. Sie animieren die Lüge, indem sie ihr „Leben und Energie“ geben. Dabei spitzt Hackmann die einzelnen Interessen zu, benennt mit je einem Nebensatz deutlich die Ziele der Einzelnen. Weil an der Universität niemand Interesse an der Wahrheit, der Sache an sich mehr hat, so seine Argumentation, kann die Wahrheit zugunsten der Karriere geopfert werden. Dabei räumt er ein, daß er sich lange Zeit mitschuldig gemacht hat, indem er, um sich zu schützen, nicht von vornherein die Wahrheit über die Beziehung zu der Studentin gesagt hat.

Ich sage das nicht, um mich zu distanzieren. Ich habe zu dieser Lüge beigetragen, und vor wenigen Tagen war ich noch so wie Sie alle: ein kleiner ehrgeiziger Schuft, der die Wahrheit seinen Ängsten und Zielen opfert. (373)

Daß diese Aufdeckung Hackmann nur bedingt nützt, bzw. von den anderen nicht ernst genommen wird, macht der Epilog deutlich: Zwar kann Hackmann seine Entlassung nicht verhindern und vor allem die Zustände an der Universität nicht ändern, er kann aber für sich eine neue Lebensform finden.

Um zu begreifen, was die Aufteilung in verschiedene Handlungsstränge bewirkt, ist es sinnvoll, die Denkmodelle, die dem Roman zugrunde liegen, zu betrachten. Dies sind, wie im vorherigen Kapitel ausgeführt, die klassische Dramenkonzeption und ferner die Systemtheorie, mit der sich Schwanitz in diversen Veröffentlichungen beschäftigt hat<sup>108</sup>. Betrachtet man Dramentheorie und Systemtheorie als zwei Bausteine des Romans und sucht nach ihrer Verbindung, so liegt diese in verschiedenen Motiven. Dazu gehört die Selbstreferenzialität, mit der das Drama seine „eigene Grenze anhand von Rahmungen vorführen kann“<sup>109</sup>, die Differenz von Vordergrund und Hintergrund, Spiel und Realität, die dann deutlich wird, wenn man die Einbettung der Situation, die von beiden Seiten vorgenommen wird, betrachtet. Dem Drama ist es möglich, diese Grenze anhand der Rahmungen, d.h. anhand seiner „Einbettung“ in der Welt, vorzuführen, die „im Fall des Interaktionsprogramms für alle Beteiligten sichtbar, für die Betroffenen unsichtbar sind.“<sup>110</sup> Während die Figuren die Vorgänge aus ihrem Blickwinkel erleben und keine Möglichkeit haben, die Sichtweisen der anderen zu erkennen,

---

<sup>108</sup> Hier sei nur der 1990 erschienene Band *Systemtheorie und Literatur* genannt, weitere Angaben finden sich im Literaturverzeichnis.

<sup>109</sup> Schwanitz, D. (1990): 101.

<sup>110</sup> Schwanitz, D. (1990): 110.

kann der Leser als „Zuschauer“ der Intrige beobachten, wie dieselbe Situation von verschiedenen Figuren völlig unterschiedlich eingeschätzt wird. Er kann dieselbe Realität sowohl mit den Augen des Opfers als auch mit denen der Täter sehen:

Durch diese Diskrepanz in den Perspektiven wird die ‚Rahmung‘, die den Betrug sichert, besonders deutlich hervorgehoben. Sie markiert die Differenz zwischen Vorderbühne und Hinterbühne.<sup>111</sup>

Auf den Roman übertragen heißt das: Die Veröffentlichung der Vorwürfe, die Vorladung vor den Untersuchungsausschuß und Hackmanns Verurteilung sind für ihn zwar überraschend; das Ganze ist aber stimmig innerhalb der Situation, die er wahrnehmen kann. Ebenso eingeschränkt sind die Perspektiven aller übrigen Beteiligten, sie nehmen in ihren Rahmungen das Verhalten der anderen wahr und versuchen es zu nutzen. Auch wenn Hackmann vermutet, daß die Vorwürfe gegen ihn nicht wegen der Sache an sich erhoben werden, so hat er doch keinen Beleg dafür und muß zunächst einmal das akzeptieren, was er von der Situation erfährt. Weskamp auf der anderen Seite weiß nicht um die wirklichen Vorgänge, sondern kennt nur die Darstellung der Studentin, die er zwar selber als nicht glaubwürdig einschätzt, trotzdem aber verwendet. Ebenso eingeschränkt ist die Wahrnehmung aller Figuren, lediglich der Leser kann sich als Außenstehender ein Gesamtbild machen. Dies funktioniert, weil er die Einschätzungen aller Figuren erfährt, sei es durch die Darstellung der Gedanken, wie es – bedingt durch die Erzählsituation – vor allem bei Hackmann und Weskamp der Fall ist, sei es durch ihre Aussagen, die sie gegenüber Personen machen, die ihnen vertrauenswürdig erscheinen. Dies fällt z.B. an der Figur des Präsidenten auf, der gegenüber seinen engsten Mitarbeitern deutlich macht, daß es ihm lediglich um seine Wiederwahl geht. Der Vorteil des Romans liegt darin, daß er nicht an Äußerungen der Figuren gebunden ist, sondern auch über deren Bewußtseinszustände informieren kann, ohne auf Monologe bzw. auf direkte Rede angewiesen zu sein.

Inwiefern diese Darstellung von Intrigen typisch für den deutschen Universtitätsroman ist, wird deutlich, wenn man sie mit denen anderer Universtitätsromane vergleicht.

---

<sup>111</sup> Schwanitz, D. (1990): 111.

In dem 1905 erschienenen Universitätsroman *Die Stiefkinder der alma mater* von Walter Heichen wird ein System von eigentlich normabweichendem Verhalten geschildert, das dem Machterhalt dient. Hier geht es um einen fachlich außerordentlich qualifizierten Privatdozenten, dem die Berufung zum Professor verweigert wird, weil er es ablehnt, in dem etablierten ‚Heiratskartell‘ mitzuspielen. Hans Hartwich verstößt durch seine Verheiratung mit einer Frau, die nicht zum Milieu gehört, gegen die ungeschriebene Regel: ‚Wer die Tochter eines Professors heiratet, wird selber Professor‘. Zudem hat er mit der Tochter eines Lokomotivführers keine ‚angemessene Partie‘ gemacht. Mit dieser Berufungspraxis schafft sich das System ‚Universität‘ eigene ungeschriebene Regeln, die für Außenstehende erstens nicht transparent, zweitens illegal und drittens nicht justizabel sind. Es handelt sich gewissermaßen um institutionalisierte Intrigen. Obwohl das faktische Verhalten der Figuren von den gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Erwartungen abweicht, werden die Normen in der Hochschule trotzdem nicht verändert. Anstatt sich den Normen entsprechend zu verhalten oder aber diese zu ändern, schafft man geheime Regeln, nach denen die meisten handeln. Im Unterschied zu *Der Campus* wird kein Komplex aus geplanten, unabhängigen Einzelintrigen beschrieben, sondern ein geplantes System. Dieses existiert parallel zu den öffentlichen Regeln und ist so weit entwickelt, daß es thematisiert werden kann:

Ich hasse diese Vetternwirtschaft, sie ist ein Mißstand in unserem akademischen Leben, das verkenn ich nicht – wenngleich ich zugebe, daß es ganz verzeihlich ist, wenn man eine Stellung, die man innehat, zum besten seiner Familie auszunutzen sucht.<sup>112</sup>

Indem Großkopf diese Kritik äußert, wird für den Leser deutlich, daß es sich immer noch um Verstöße gegen eine Norm handelt, auch wenn diese schon fast zur Regel geworden sind. Wie die Vereinbarung praktisch funktioniert, wird an dem neu berufenen Professor Haßkerl vorgeführt, der die Tochter des Ordinarius Großkopf heiratet.

Du hast mich zum Professor gemacht – ich habe zum Dank dafür deine Tochter auf mich genommen, die sonst rettungslos zur alten Jungfer geworden wäre [...] <sup>113</sup>,

---

<sup>112</sup> Heichen, W. (o.J.): 64.

<sup>113</sup> Heichen, W. (o.J.): 62.

stellt Haßkerl gegenüber seinem Schwiegervater ohne jede Scham fest. Während die Professoren über die Berufung eines Minderqualifizierten, der zu dem Heiratsabkommen bereit ist, sprechen, thematisieren die Ehefrauen, „der hohe Rat“ genannt, den umgekehrten Fall, d.h. die nicht erfolgende Berufung eines Qualifizierten, der nicht bereit ist, sich den ungeschriebenen Regeln unterzuordnen:

Kann eine solche Frau [die Ehefrau Hartwichts] in unsere Kreise aufgenommen werden? Können wir die Tochter eines Lokomotivführers auf die gleiche Höhe erheben, auf der wir stehen? Können wir die Studentenliebe ihres Mannes zur Frau Professor machen? Geradezu eine Unmöglichkeit [...] <sup>114</sup>,

urteilt Frau Regierungsrat Niemann. Die Intrige gegen Hartwich dient dazu, das eigene Ansehen zu stabilisieren, ein Macht- oder Prestigegewinn geht von ihr nicht aus. Die ungeschriebenen Regeln sind allen bekannt, werden aber von Frauen und Männern unterschiedlich thematisiert: Während die Männer den positiven Fall besprechen, also die Verheiratung einer Professorentochter mit einem Privatdozenten, der daraufhin zum Professor wird, besprechen die Frauen den negativen Fall, also die nicht erfolgende Berufung. Indem sie nur dies thematisieren, schützen sie ihr Selbstbild, denn so müssen sie sich selber keine Gedanken über ihre eigene Verheiratung mit Professoren machen bzw. diese nicht aussprechen.

Auch wenn in diesem Roman die Intrige nicht so ausgeprägt handlungsbestimmend ist wie in *Der Campus*, ist das Thema in seiner Komplexität doch ein Schwerpunkt der erzählten Handlung. Zwar würde seine nicht erfolgende Berufung für Hartwich nicht das Ende seiner akademischen Laufbahn bedeuten, er könnte weiter als Privatdozent tätig sein; als er aber die wahren Berufungskriterien erkannt hat – und einige private Vorkommnisse wie der Tod seiner Frau ihm einen Abschied von der Universität nahelegen –, entschließt er sich, seine wissenschaftliche Arbeit zu beenden. Der auktoriale Erzähler nimmt keine Einschätzung der dargestellten Vorgänge vor, die Beurteilung wird dem Leser überlassen. Um die Bewertung des Lesers zu lenken, schafft der Erzähler zwei entgegengesetzte Figurengruppen. Die eine ist die der Professorenfamilien, denen es um Macht, Ansehen und Reichtum geht, die aus Kalkül, nicht aus Liebe heiraten. Die andere ist die, die Privatdozent Hartwich und seine Frau vertreten, die

---

<sup>114</sup> Heichen, W. (o.J.):192.

menschlich und wissenschaftlich integere Gruppe, die eigene Nachteile in Kauf nimmt, um gemäß ihren eigenen Wünschen und moralischen Vorstellungen zu leben. In dem Moment, wo der sympathisch gestalteten Gruppe durch die andere Nachteile erwachsen, wird deutlich, welche Bewertung der Leser vornehmen soll.

Ähnlich wie in *Der Campus* haben wir es hier mit einer Intrige zu tun, an der mehrere beteiligt sind, die dabei auch unterschiedliche Interessen vertreten. Ein gravierender Unterschied besteht allerdings darin, daß es sich um eine geplante Intrige handelt, während in *Der Campus* ein nicht geplantes Netz aus geplanten Intrigen dargestellt wird. Neben dem Prestigeerhalt für den Professorenstand ist es auch die Angst einiger Professoren vor einem fachlich ausgezeichneten Kollegen, mit dem sie sich im Falle einer Berufung vergleichen lassen müßten. Sowohl das in *Der Campus* dargestellte Geflecht aus vielen einzelnen Intrigen wie auch die institutionalisierten Normabweichungen, die bei Heichen dargestellt werden, dienen in den Romanen dazu, die Handlung zu motivieren. Die Romane arbeiten dabei mit der Lesererwartung, die bei Angehörigen der Universität im allgemeinen und bei Professoren im besonderen von hoher moralischer Integrität ausgeht<sup>115</sup>. Dieser Erwartung wird durch die Darstellung der Intrigen widersprochen, wobei die fehlende Empörung der beschriebenen Figuren die Darstellung noch steigert: Der Leser wird nicht nur in seiner Erwartung enttäuscht, sondern es wird zugleich auch vorgeführt, daß nur er enttäuscht ist, daß alle anderen die Verfehlungen als „normal“ empfinden.

Angst vor dem Vergleich mit fachlich hochqualifizierten Kollegen führt auch in Schwanitz zweitem Universitätsroman *Der Zirkel* von 1998 zur Intrige. Der Wissenschaftssenator, der selber Professor an der Hamburger Universität war, erklärt seinem Referenten Daniel Dentzer, dem Protagonisten des Romans, die ungeschriebenen Berufsregeln:

Weil sie [die Professoren der Hamburger Universität] auf dem Berufungsmarkt keine Chance hatten, haben sie allen Forschungsehrgeiz verloren. Und deshalb haben sie eine Wagenburg der Mittelmäßigkeit gebildet. [...] Sie verteidigen sich nun verbissen gegen jeden, der auch nur von ferne den Verdacht erregt, der könne ihren trüben Schimmer durch seine Leuchtkraft verdunkeln.<sup>116</sup>

---

<sup>115</sup> Vgl. dazu auch die Sicht auf die Universität von außen 4.3.2.

<sup>116</sup> Schwanitz, D. (1998): 30.

Mit der Genitivmetapher der „Wagenburg“, die aus dem kriegerischen Bildbereich stammt, kennzeichnet Weiss das Verhalten der Hamburger Professoren. Sie verschanzen sich gegen alle äußeren Einflüsse und schützen sich so auch vor Vergleichen. Wissenschaftlich, nicht formal Höherqualifizierte erscheinen ihnen als Angreifer, und dies illustriert der Senator mit einer weiteren Metapher, die diesmal aus dem sakralen Bildbereich stammt, der „Leuchtkraft“. Im Gegensatz zu dieser Leuchtkraft der Auswärtigen steht der „Schimmer“ der Hamburger Professoren, der mit dem Epitheton „trüb“ noch zusätzlich abgewertet wird. Ähnlich wie bei Heichen wird aus Angst, sich Konkurrenz ins Haus zu holen, kein qualifizierter Kollege berufen. Im Gegensatz dazu wird aber das Verhalten nicht von ihnen selbst thematisiert, sondern vielmehr von einem außenstehenden Beobachter.

Dentzer kann nun auf der Toilette die Auswirkung dieser Regel belauschen, er erlebt mit, wie zwei Professoren eine Intrige planen. Nach einem Probevortrag stellen sie zunächst die Qualifikation der Bewerberin fest, die „alle Figuren des feministischen Eiskunstlaufs sauber hingelegt“<sup>117</sup> hat, beschließen aber dann sofort, sie zu diskreditieren:

Wir, die Machos, loben sie. Wir sagen, sie sei sympathisch und hübsch. Das macht den Eindruck, daß sie den Männern gefallen möchte. [...] Wenn das nicht hilft, übertreiben wir Frau Zicklers Feminismus so sehr, daß die Frauenbeauftragte anfängt, sie als mögliche Konkurrentin zu sehen. [...] Oder wir übertreiben ihre wissenschaftlichen Qualitäten bis zu dem Punkt, an dem sie beginnen, unangenehm zu wirken.<sup>118</sup>

Beide Professoren nutzen die Angst vor Konkurrenz, sowohl auf Seiten der Professoren als auch auf der der Frauenbeauftragten. Sie haben sich im Vorfeld für einen (männlichen) Bewerber entschieden und intrigieren nun, um diesen gegenüber der Berufungskommission durchzusetzen. Dentzer empfindet dies als „reguläre Lehrstunde in Intriganz“ und stellt ironisch fest, daß die deutsche Universität doch nicht so schlecht sei:

Selbst auf der Herrentoilette konnte man Oberseminare in Angewandter Soziologie besuchen. Und das noch privatissime.<sup>119</sup>

---

<sup>117</sup> Schwanitz, D. (1998): 32.

<sup>118</sup> Schwanitz, D. (1998): 31f.

<sup>119</sup> Schwanitz, D. (1998): 32.

Innerhalb der erzählten Handlung ist diese Intrige nur eine kleine Episode am Rande, die dazu dient, übliche Verhaltensweisen zu illustrieren. Interessant ist die Vermittlung der Intrige durch den Erzähler. Ebenso wie *Der Campus* ist auch *Der Zirkel* auktorial-personal erzählt, die Reflektorfiguren der personal erzählten Situationen sind Dentzer und Weiss. Für die Darstellung dieses Gesprächs heißt das, daß hier auktorial erzählt werden müßte, würde nicht der Erzähler den Trick verwenden, das Gespräch durch eine Reflektorfigur belauschen zu lassen. Der Vorteil liegt darin, daß zur gleichen Zeit Entsetzen über die Intrige und Faszination und Bewunderung für die geschickte Planung vermittelt werden können. Ähnlich wie im *Campus* kann hier eine Intrige vom Leser *in statu nascendi* beobachtet werden. Zugleich weckt die geschickte Planung der Intrige gegen die Kandidatin die Freude des Lesers an der List und Bewunderung der Intelligenz der Figuren. Die Tatsache, daß das Verhalten moralisch verwerflich ist, tritt in dem Moment in den Hintergrund, in dem die Freude an der gelungenen Durchführung überwiegt.

Die eigentliche Intrige, die den Gang der Handlung des Romans bestimmt, ist die des Präsidenten der Hamburger Universität. Sie ist geplant und dient dem Machtgewinn und -erhalt, auch sie wird von mehreren Beteiligten vorbereitet. Dabei wird nicht die Entstehung und Durchführung geschildert, der Roman geht umgekehrt vor und schildert die Aufdeckung. Am Ende stellt sich heraus, daß der Präsident seine Dissertation nicht selbst verfaßt, sondern abgeschrieben hat. Wegen seiner hochschulpolitischen Aktivitäten fehlte ihm die Zeit für die wissenschaftliche Arbeit, und da bot die Stasi Hilfe an: „eine Arbeit aus der DDR, die hier niemals gelesen würde und selbst in der DDR geheim wäre.“<sup>120</sup> Die Intrige dient also nicht ausschließlich hochschulinternen Interessen, sondern ist politisch motiviert. Für die Stasi hat sie den Vorteil, einen Spitzel in deutschen Universitäten zu haben, zudem einen, der erpressbar ist; für den Präsidenten bedeutet sie Sicherung der wissenschaftlichen Reputation.

Eine solche retrospektiv geschilderte Intrige, die im Verlauf des Romans aufgedeckt wird, erzeugt Spannung. Der Leser weiß ebenso wie die Figuren, daß intrigiert worden ist, und verfolgt nun mit Interesse die Aufdeckung. Damit wird eine Was-Spannung erzeugt; in *Der Campus* dagegen kommt zur Was-Spannung

---

<sup>120</sup> Schwanitz, D. (1998): 367.

noch die Wie-Spannung, also die Frage, wie das Geplante verwirklicht werden soll, hinzu.

Die widerrechtliche Veröffentlichung wissenschaftlicher Schriften unter eigenem Namen ist eine für deutsche Universtitätsromane typische Ausgestaltung des Themas Intrige. Eine solche ist in Schmickls Universtitätskrimi *Alles, was der Fall ist* von 1994 das Mordmotiv. Als Professor Weiß herausfindet, daß sein Kollege Furtner

die Studie des Bulgaren, der zu jener Zeit noch Student in Sofia gewesen war, komplett übersetzt und mit nur kleinen persönlichen Zusätzen als sein eigenes Werk ausgegeben und als Habilitation eingereicht hat<sup>121</sup>,

und ihn damit konfrontiert, bringt Furtner ihn um. Die eigentliche Aufklärung des Mordes wird nicht ausführlich geschildert. So ist es nicht die Ermittlung der Polizei, die zu der Aufklärung des Verbrechens führt, sondern der Suizid des Mörders, der in seinem Abschiedsbrief den Tathergang erläutert. Eine Bewertung dieses Normverstoßes wird auch am Schluß bei der Aufklärung durch die erzählte Situation vermieden: Geschildert wird, wie der Protagonist Fabian Kelch gemeinsam mit zwei Freunden in den Fernsehnachrichten den Bericht über die Aufklärung des Verbrechens sieht. Interviewgast im Studio ist Professor Balzer, der Institutsvorstand, doch als das Interview beginnt, ist der Sendeempfang gestört, und als sie die Antenne wieder gerichtet haben,

war Balzer schon bei seinem Schlußstatement angelangt: „... und so können wir am Institut das Denken wenigstens wieder aufnehmen.“<sup>122</sup>

In dieser offensichtlichen Vermeidung von Bewertung wird deutlich, daß die dargestellte Intrige lediglich Mittel zum Zweck ist. Die Tatsache, daß die Darstellung der Intrige oder die Erzeugung moralischer Empörung über sie beim Leser für den Erzähler nicht entscheidend ist, kommt auch in dem logischen Bruch zum Ausdruck: Die Angabe, daß eine Arbeit eines Studenten als Habilitation eingereicht und auch anerkannt werden kann, ist hochgradig unwahrscheinlich. Da es hier lediglich darum geht, ein plausibles Mordmotiv zu finden, ist eine solche unwahrscheinliche Intrige innerhalb des Zusammenhangs akzeptabel.

---

<sup>121</sup> Schmickl, G. (1994): 178.

<sup>122</sup> Schmickl, G. (1994): 181.

Auch in Britta Stengls Roman *Stiftlingen* von 1997 wird eine Intrige beschrieben, bei der, genau wie bei Schwanitz und Schmickl, Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeiten anderer als eigene ausgegeben werden. Geschildert wird hier nicht allein die Aufdeckung, sondern auch das, was aus der Aufdeckung resultiert, nämlich ein erneuter Verstoß gegen wissenschaftliche Normen. Erzählt wird folgender Fall: Der Altgermanist Lauchert wendet sich als Student an den reputierten Professor Hausler mit der Bitte um die Darstellung einer von ihm begründeten Theorie. Hausler erläutert in Briefen nicht nur seine Theorie, sondern stellt „in einem Gedankenspiel sein eigenes Modell in Frage“ (51) und entwirft ein Gegenmodell, das er anschließend selbst widerlegt. Lauchert veröffentlicht nun dieses Gegenmodell als eigenes theoretisches Konstrukt, mit dem er Hausler widerlegt und wird so zu einem der angesehensten Germanisten. Die Briefe findet nun der Nachlaßverwalter Laucherts und hält sie als sein Schüler geheim. Als jedoch der Doktorand Mühlen auf die Briefe stößt, erpreßt er den Nachlaßverwalter Kopper, ihn als Doktoranden anzunehmen, und erklärt im Gegenzug seine Bereitschaft, Stillschweigen zu bewahren. Diese Absprache wird wiederum von Scharwächter, einem anderen Schüler Koppers, belauscht, der sich über die Affäre empört, kurz darauf aber bei einem Unfall ums Leben kommt. Die alte Verfehlung wird so bei ihrer Aufdeckung genutzt, um daraus eine neue entstehen zu lassen.

Ebenso wie die bei Schmickl dargestellte Intrige weist auch diese Schilderung einige logische Unstimmigkeiten auf, denn die Tatsache, daß es sich bei der Veröffentlichung Laucherts um eine widerlegbare Theorie handelt (was ja schon daraus hervorgeht, daß sie Hausler in einem nächsten Brief selbst widerlegt hatte), hätte zur Widerlegung durch einen anderen Germanisten führen müssen. Im Romanzusammenhang nimmt diese Intrige keine herausgehobene Stellung ein, sie ist vielmehr ein Vorkommnis unter vielen. Hier allerdings wird durch die Entrüstung einer Figur deutlich gemacht, daß es sich um einen Verstoß handelt. Der Student Scharwächter empört sich und empfindet die Aufdeckung als „Frage der intellektuellen Redlichkeit“<sup>123</sup>:

Es ist so wichtig für die Wissenschaft! Was könnte sich nicht alles ändern durch das offene Bekenntnis, daß Lauchert ein Betrüger war. [...] Wozu mache ich denn Wissenschaft, wenn ich nicht mehr an die Bedeutung solcher Entdeckungen glaube?! Eine Horde alter Männer schützt ihren guten Ruf – wer denkt

---

<sup>123</sup> Stengl, B. (1997): 57.

noch an die Ideale, die wir alle einmal hatten? Oder sind die alle nur in der Wissenschaft, weil man dort Geld verdient, obwohl man sich verstecken kann?<sup>124</sup>

Die Bewertung Mühlens, die der Leser durch die Schilderung seiner Gedanken kennenlernt, ist eine völlig andere. Für ihn gehören „kleine Intrigen [...] zum Berufsrisiko“ und er begründet seine Intrige damit, daß keiner einen Vorteil hätte, wenn der Betrug Laucherts bekannt würde:

Wer hat schon was davon, wenn der Lauchert-Nachlaß veröffentlicht wird? Lauchert, der Betrüger, ist längst tot und seine Schüler würden es sowieso zu verhindern wissen. Man könnte den Nachlaß nur in einem alternativen Verlag drucken lassen und zwar auf eigene Kosten. Dann würde die Fachwelt trotzdem keine Notiz davon nehmen, keine Rezensionen, keine Zitate.<sup>125</sup>

Abgesehen von diesen beiden Kommentaren wird das von der Norm abweichende Verhalten nicht thematisiert, und auch von Seiten des Erzählers fehlt jeder Kommentar. Die Intrige steht als eine eigenständige Episode im Roman, der das Hochschulleben in verschiedenen voneinander unabhängigen Aspekten schildert und damit auf Kommentare, seien sie ironisch, seien sie ernsthaft erzählt, völlig verzichtet. Anders als bei Schwanitz oder bei Heichen ist diese geschilderte Intrige für den Verlauf der Handlung ohne Belang. Sie hat vielmehr rein ausschmückende Funktion, mit ihr wird der Darstellung des Lebens an einer Universität eine weitere Dimension hinzugefügt.

Die Planung, allerdings nicht Durchführung, von ähnlich gelagerten Intrigen wird auch in Dorothee Noltes Roman *Die Intrige* von 1998 geschildert. Hier werden allerdings nicht fremde Forschungsergebnisse als eigene ausgegeben, hier wird Studenten das Angebot gemacht, ihre Magisterarbeiten schreiben zu lassen.

Es gibt qualifizierte Menschen, die einem beim Recherchieren und beim Schreiben helfen können. Man muß dann selber gar nicht mehr so viel tun<sup>126</sup>,

wird der Protagonistin Britta erklärt, die dies ablehnt. Daß es sich offenbar um eine schon institutionalisierte Form der Intrige handelt, wird deutlich, wenn der Anbieter zu Britta sagt „vielleicht kann ich oder einer meiner Freunde Ihnen helfen.“<sup>127</sup> Dieser Satz, ebenso wie die Tatsache, daß er Visitenkarten verteilt, die

---

<sup>124</sup> Stengl, B. (1997): 57.

<sup>125</sup> Stengl, B. (1997): 97.

<sup>126</sup> Nolte, D. (1998): 54.

<sup>127</sup> Nolte, D. (1998): 55.

ihn als „Ghostwriter“<sup>128</sup> ausweisen, macht das Ausmaß deutlich: Es ist ein eigenes System entstanden, das Magisterarbeiten und Dissertationen nach Bedarf verfaßt<sup>129</sup>. Zu dieser Gruppe gehört auch ein Professor der Berliner Universität, an der der Roman spielt. Er wird verdächtigt, „gegen Geld Hausarbeiten für Studenten von anderen Unis“<sup>130</sup> zu schreiben, ein Verdacht, der sich als wahr herausstellt. Auch dieses von der Norm abweichende Verhalten wird im Roman weder von den Figuren noch vom Erzähler bewertet, einige Figuren sehen in dem Tatbestand lediglich die Möglichkeit der Erpressung, die ihnen gute Noten sichern soll. Dieser Handlungsstrang läuft allerdings ins Leere und wird zu keinem Ende geführt. Die Intrige, die dem Roman seinem Namen gibt, ist eine, die nicht im wissenschaftlichen Milieu begründet ist, sondern vielmehr von einer populären Schriftstellerin inszeniert und von einer Gruppe von Studenten aufgedeckt wird. Damit ist diese Intrige ähnlich der bei Stengl ein ausschmückendes Element, ihr kommt nicht, wie etwa in *Der Campus* oder *Der Zirkel*, eine handlungstragende Rolle zu.

Eine Intrige aus Rache findet sich in Tholpeks *Der frühe Rückzug* von 1987. Geschildert wird die Reaktion der Professoren auf die Herausgabe der Reden, die anlässlich der Einweihung eines neuen Universitätsgebäudes gehalten wurden, unter dem Titel „Einweihung des Legehennensilos Hahnentod“.

Einen solchen – sicherlich nicht besonders geistvollen – Angriff auf die noch zerbrechliche Konstitution Wantroper akademischer Tradition empfanden alle dort mit Ämtern Gesegneten als derart unerhörten Verrat am Grundvorrat gemeinsamer Vorstellungen, daß es schien, als wolle sich ihre Erregung nie wieder legen.<sup>131</sup>

Diese Empörung führt dazu, daß man dem Dozenten, der die Schrift herausgegeben hatte, die Habilitation verweigert:

Daß nicht etwa die mangelnde wissenschaftliche Qualität von Haslers Arbeit zu dieser Entscheidung geführt hatte, gaben alle Beteiligten voreinander unbefangen – wenn auch außerhalb des Protokolls – zu. [...] Weiter sorgte man in Fachkreisen dafür, daß seine Bücher nicht oder allenfalls abfällig rezensiert wurden, man verstand es einzurichten, daß es in den etablierten Zeitschriften

<sup>128</sup> Nolte, D. (1998): 55.

<sup>129</sup> Ein solches wird auch in Schwanitz' zweitem Roman *Der Zirkel* beschrieben, wenn dem Protagonisten ein „Expertenteam, das die Arbeit schreibt“ (265) angeboten wird: „Unsere Expertenteams bestehen fast ausschließlich aus Professoren, und dafür sind sie enorm preiswert.“ (266).

<sup>130</sup> Nolte, D. (1998): 62.

<sup>131</sup> Tholpek, H. (1987): 9.

keinen Platz für seine Aufsätze gab [...] und man verhinderte seine Präsenz in Handbüchern, Festschriften und Sammelbänden [...].<sup>132</sup>

Die Intrige dient also hier als Rache für den Verstoß gegen akademische Regeln und wird nach dieser anfänglichen Darstellung nicht weiter thematisiert. Der Protagonist ist zwar erschöpft durch „das ergebnislose Grübeln über angemessene Formen der Abwehr“, wird aber im Verlauf der Handlung des Romans in dieser Angelegenheit nicht aktiv. Auch fehlt jede Art der Einschätzung, obwohl der Roman aus seiner Perspektive erzählt ist, wird diese Intrige doch nie von ihm bewertet. Damit ähnelt sie im Aufbau und in der Funktion für den Verlauf der Romanhandlung der bei Stengl geschilderten Intrige, hat rein ausschmückende Funktion und ist kein unabdingbares Element der Handlung.

Mit dieser Übersicht sind nur die wichtigsten Intrigen in deutschen Universitätsromanen vorgestellt, es finden sich darüber hinaus noch zahlreiche weitere Darstellungen ‚kleiner Intrigen‘<sup>133</sup>. Bei allen Intrigen fällt auf, daß sie in recht begrenzten Personengruppen durchgeführt werden, zumeist sind es Professoren und Angehörige des Mittelbaus. Die Darstellung von intrigantem Verhalten Studierender fehlt völlig. Universitätsromane schildern, daß erst dann Intrigen durchgeführt werden, wenn eine gewisse Machtposition schon erreicht ist und gesichert werden muß.

In der Literatur sind Intrigen durchaus übliche Themen, wenngleich sie sich zumeist auf Dramen beschränken. Literaturlexika führen den Begriff der Intrige auf, verweisen dabei jedoch darauf, daß es sich um „absichtlich hinterlistig durch Intriganten herbeigeführte Komplikationen im Drama“ (Herv. d. Verf.)<sup>134</sup> handelt. Auch spezielle Analysen literarischer Intrigen beziehen sich ausschließlich auf Dramen<sup>135</sup>. In Auseinandersetzung mit Dieterle soll nun abschließend überlegt werden, ob und inwieweit sich in deutschen Universitätsromanen strukturell von solchen in Dramen unterscheiden. Dieterle nennt vier Merkmale der Intrige und zwar

---

<sup>132</sup> Tholpek, H. (1987): 8ff.

<sup>133</sup> Dies sind etwa die Intrige von Ernie und Poldi in *Das Ernie-Prinzip* von E. Bodenstein (26), die versuchte Intrige von Brockhaus im *Campus* (39) oder die von Poehle in Wieriechs' *Professoren sterben selten leise* (119).

<sup>134</sup> Wilpert, G. von (1989): 417.

<sup>135</sup> Vgl. Dieterle, A. (1980).

1. Personen: Die Intrige braucht einen Träger (den ‚Intrigierenden‘), der die Aktion plant und ausführt, und ein ebenso klar zu bestimmendes Objekt (das ‚Opfer‘).
2. Ziel: Der Intrigant will für sich oder seine Partei vom Opfer der Intrige etwas erreichen, was bisher noch nicht oder noch nicht sicher erreicht worden ist.
3. Mittel: Der Intrigant versucht, nicht auf direktem Weg, sondern über eine List mittels Vorspiegelung einer Scheinwelt sein Ziel zu erreichen.
4. Handlung: Zwischen dem Intriganten und dem Opfer muß es im Drama zu einer Interaktion kommen, indem ein Eingriff in die Interessensphäre des Opfers erfolgt, so daß dieses auf die Intrige reagiert. (Herv. i.Orig.)<sup>136</sup>

Vergleicht man Intrigen in Universitätsromanen mit dieser Definition der Intrige in antiken griechisch-römischen Komödien, stellt man fest, daß sie sich in zwei wesentlichen Punkten unterscheiden: Zum einen braucht eine Romanintrige kein klar zu bestimmendes Opfer. Ziel der Intrigen in Universitätsromanen ist der Vorteil für den Intriganten, sei es die Erreichung eines akademischen Grades, sei es die Sicherung der eigenen Stellung innerhalb des Milieus. So haben zwar die Intrigen, mit denen sich die Intriganten eine Dissertation bzw. Habilitation erschleichen, ein Opfer, nämlich den Verfasser der ursprünglichen Arbeit, dieser spielt im Romanzusammenhang aber eine allenfalls marginale Rolle. Weder bei der Intrige in *Alles, was der Fall ist*, noch bei der in *Stiftlingen* wird auf die Opfer der Intrige eingegangen. In *Der Zirkel* ist der Verfasser der abgeschrieben Dissertation des Präsidenten insofern kein Opfer, als er um die Vorgänge gewußt hat. Opfer ist hier vielmehr die Universität Hamburg, die auf diese Weise betrogen wird.

Mit dem Fehlen eines Opfers hängt auch der zweite Unterschied zwischen Komödien- und Universitätsromanintrigen zusammen: Das, was Dieterle als „Eingriff in die Interessensphäre des Opfers“ bezeichnet, fehlt in vielen Intrigendarstellungen in Universitätsromanen. Wo es kein klar definiertes Opfer gibt, das geschädigt werden soll, da kann auch von keinem solchen Eingriff gesprochen werden, denn, um bei dem oben genannten Beispiel zu bleiben: Ein direkter Nachteil entsteht dem Verfasser einer Dissertation durch das Abschreiben nicht; ein indirekter wäre vorstellbar, wenn etwa der Abschreibende mit der Arbeit bekannt würde. Dies wird aber in Romanen nicht dargestellt, was in erster Linie in der Logik des Romans begründet ist. Das Ziel der Intrige, also der Vorteil für den

---

<sup>136</sup> Dieterle, A. (1980): 5.

Intriganten, findet sich in Intrigen in Universitätsromanen ebenso wie in Komödien, gleiches gilt für die Mittel.

Zudem ist es auch nicht zwingend, daß in Universitätsromanen Intrigen in ihrer Planung und Durchführung geschildert werden, genauso häufig findet sich der umgekehrte Fall, also die Schilderung der Aufdeckung der Intrige. In solchen Fällen kommt der Intrige eine ähnliche Funktion zu wie dem Mord im Kriminalroman: Sie bildet den erzählerischen Auftakt, der die Handlung motiviert. Das Interesse des Lesers richtet sich in solchen Fällen nicht nur auf die Aufklärung der Intrige, sondern ebenso auf das Handeln des Aufklärenden. Somit entsteht eine doppelte Spannung, die sich sowohl auf den Fortgang der Handlung als auch auf die Aufdeckung der Intrige richtet.

Intrigen, die in Universitätsromanen dargestellt werden, weisen also einige Besonderheiten auf. Zunächst ist das wesentliche Ziel solcher Intrigen der Vorteil des Intriganten und nicht der Nachteil des Opfers. Daß es ein Opfer gibt, resultiert zumeist nur daraus, daß dieses etwas besitzt, was dem Intriganten nützlich ist, bzw. daß mit ihm etwas dem Intriganten Nützlichem gemacht werden kann. Zur Illustration: Hackmann ist in *Der Campus* deshalb Opfer, weil er sich als solches anbietet, seine Vernichtung für die Intriganten nützlich ist, es geht aber nicht um ihn als Person. Zudem fällt der fließende Übergang von sozialer Einbettung zur Intrige auf. Das, was der Leser als Intrige bezeichnet, ist für die Figuren innerhalb des Romans oft noch kollegiales Verhalten. Dies wird auch daran deutlich, daß sie häufig nicht als singuläre Ereignisse, sondern als Strukturen geschildert werden, bei denen intrigantes und kollegiales Verhalten ineinandergreifen<sup>137</sup>.

Bei der Frage nach der Funktion von Intrigen in Universitätsromanen muß zwischen zwei Typen der gestalteten Intrigen unterschieden werden. Das eine sind solche Intrigen, die, wie in *Der Campus*, handlungsbestimmend sind, den erzählerischen Auftakt bilden und deren Durchführung bzw. Aufdeckung das Thema

---

<sup>137</sup> Dies kommt z.B. auch zum Ausdruck, wenn die AStA Vorsitzende im *Zirkel* feststellt „Wir stehen allein“ und dann mit einem Kooperationsangebot für den Wissenschaftssenator fortfährt: „Und wir könnten ihm für seine Unterstützung ein Angebot machen.“(44) Die Unterstützung des Wissenschaftssenators beim Kampf gegen die Verwahrlosung des Campus ist an sich eine Zusammenarbeit zweier an der Hochschule interessierter Parteien, im Hintergrund steht allerdings die Tatsache, daß der Senator dafür für Unterstützung des AStA beim Kampf um das allgemeine politische Mandat sorgt.

des Romans sind. Das andere sind Intrigen, die im Roman vorwiegend illustrierende Funktion haben, die als ein Element unter anderen dazu beitragen, ein anschauliches Bild vom Leben an einer Universität zu geben.

Gleichgültig, welche Funktion eine Intrige in einem Roman hat, die Häufigkeit des Themas ist signifikant in deutschen Universtitätsromanen. Intrigen werden nicht als singuläre Ereignisse, sondern vielmehr als Strukturelemente eines sozialen Systems dargestellt. Sie werden als zum System Wissenschaft gehörig beschrieben, nicht als verwerfliche Vergehen Einzelner. Dies wird im besonderen an der fehlenden Bewertung bzw. Verurteilung von abweichendem Verhalten deutlich, auf der Figurenebene findet sich kaum eine negative Bewertung. Selbst die Opfer von Intrigen bewerten sie nicht negativ, sondern erkennen sie als zum System gehörig an (vgl. dazu Hackmanns Haltung in *Der Campus* ebenso wie die Nädlichs in *Der frühe Rückzug*). Die einzigen, die sich über bekannt werdende Intrigen empören, sind Außenstehende bzw. solche Studierende, die das System noch nicht kennen und die ungeschriebenen Regeln noch nicht internalisiert haben. Ihnen zuliebe wird dann auch moralische Empörung geäußert bzw. vorgespielt (vgl. etwa das Verhalten des Präsidenten in *Der Campus*). Auch auf der Erzählebene fehlen Verurteilungen von Normabweichungen, weder explizit noch implizit wird das Verhalten bewertet. Es wird vielmehr als üblich dargestellt, was nicht zuletzt darin seinen Ausdruck findet, daß die geschilderten Vergehen oft Teil von komplexen Intrigensystemen sind, auf vorhergehende rekurren und neue nach sich ziehen. Die Lenkung des Lesers in Richtung von Empörung über die dargestellte Intrige ist zudem nur selten zu beobachten. Universtitätsromane schildern Intrigen somit als Elemente, die vom System selbst reproduziert werden und die dessen Strukturen, und damit die Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen, bestimmen.

Damit ist die Intrige in *Der Campus* zugleich eine typische und untypische Ausgestaltung des Themas. Typisch ist die Tatsache, daß eine Intrige dargestellt wird, ebenso wie das Ziel – die Steigerung der eigenen Reputation – und die fehlende Entrüstung des Erzählers. Untypisch dagegen ist die Tatsache, daß ein komplexes Intrigensystem geschildert wird, das nur in seinen Teilen, nicht in der Gesamtheit geplant ist.

### 3.1.2 *Sicht von innen*

Indem Universitätsromane von Intrigen und anderen Vorgängen erzählen, zeichnen sie ein Bild einer fiktiven Hochschule. Dieses entsteht aus den erzählten Details, aus Personenschilderungen und Ortsbeschreibungen und nicht zuletzt aus der erzählten Handlung. Auch die Art, wie der Erzähler die Erzählung des fiktiven Geschehens organisiert, trägt zum Bild des Lesers von der Universität bei. Dieses Bild entsteht für den Leser aber auch aus dem, was die fiktiven Figuren über das System Universität sagen und denken, wie sie Wissenschaft an sich und eigene und fremde Wissenschaftsdisziplinen einschätzen. Die Frage, wie die Angehörigen des Milieus dieses im Universitätsroman selbst darstellen, gibt nicht zuletzt Aufschluß darüber, wie Erzähler meinen, daß die Angehörigen denken. Sämtliche Universitätsromane sind von Autoren verfaßt, die zum wissenschaftlichen Milieu gehören. Dies legt die Überlegung nahe, daß die Aussagen der fiktiven Figuren insofern auch ein Stück Wirklichkeit abbilden, als die Autoren die Wirklichkeit, die im Roman fiktionalisiert dargestellt wird, eben gut kennen.<sup>138</sup>

Bedingt durch die auktorial-personale Erzählsituation sind es in *Der Campus* zumeist die Reflektorfiguren, deren Aussagen und vor allem Gedanken über die Universität der Leser kennenlernt. Die der anderen erfährt er nur, insofern sie einer Reflektorfigur anvertraut oder in einer auktorial erzählten Passage wiedergegeben werden. „Nur die Macht konnte ihn über den Schrotthaufen dieser Universität erheben“ (36), denkt Weskamp, als er durch die Hamburger Universität geht. Ihre architektonische Häßlichkeit und die heruntergekommenen Gebäude sind, so sein Eindruck, „die Botschaft des Senats an die Professoren: Das ist unsere Antwort auf euer akademisches Bemühen“ (36). In Aussagen wie dieser wird das Gefühl des Verlustes deutlich, etwas, das einmal geschätzt wurde, ist ruiniert. „Schrotthaufen“, später fällt noch der Begriff „Misthaufen“, machen deutlich, daß Weskamp die Universität als wertlos empfindet. Dies bedingt nicht die Universität an sich, sondern die Degeneration der Hochschule, die Weskamp wahrnimmt. Deutlich wird hier aber auch Weskamps Motivation. Ihm geht es

---

<sup>138</sup> Dies heißt selbstverständlich nicht, daß hier Autor und Erzähler gleichgesetzt werden sollen (vgl. 4.1). Der Erzähler, der mehr oder weniger stark Elemente der Wirklichkeit als Bausteine für die Erzählung seines Romans nutzt, kann in diesem Fall eben nicht nur Daten, Fakten, Orte etc. verwenden, sondern auch seine intimen Kenntnisse des beschriebenen Milieus.

nicht um die Wissenschaft, um sein Fachgebiet, ihm liegt in erster Linie an persönlicher Anerkennung. Das, was Weskamp als Botschaft des Senats wahrnimmt, ist für ihn zugleich auch eine hierarchische Einordnung des Wissenschaftssystems in die Gesellschaft: Es wird in eine der unteren Hierarchieebenen eingestuft<sup>139</sup>. Für Weskamp ist dies der Grund, sich von der Wissenschaft ab- und der Selbstverwaltung zuzuwenden, da er hier bessere Einfluß- und Aufstiegsmöglichkeiten sieht.

Hackmanns Einschätzung der Universität ist der Weskamps ähnlich, steigert sich aber durch den Roman hindurch in ihrer Ablehnung. Schon zu Beginn des Romans spricht er vom „maroden Zustand der Universität“ (15), führt dies aber erst später aus:

Auf diese Weise wurde die Wissenschaft von der Gesellschaft langsam in einen Mahlstrom der Selbsterfahrung gerissen, in dem irrationalistische Proteste, feministische Aufschreie, New Age Mystizismen, alternative Wissenschaft und Forschung von unten mit gruppenspezifischen Erfahrungsmodellen, psychosozialen Identitätstheoremen, energetischen Kreativitätskonzepten, zwischen-geschlechtlichen Kommunikationsanalysen und rätselhaften Verlautbarungen indianischer Weiser in einem gigantischen Wirbel kreisten. (65)

Hackmann wählt das Bild eines Mahlstromes, eines Strudels, in den alles hineinfließt und sich miteinander untrennbar vermischt. Er schmückt dieses Bild mit zehn Begriffen aus, die für die Strömungen stehen, die in diese Bewegung einfließen. Acht davon sind syntaktisch gleich aufgebaut, es folgt jeweils Substantiv auf ein beschreibendes Adjektiv. Adjektive und Substantive lassen sich in zwei konträre Gruppen einteilen; die der Adjektive umfaßt zumeist Worte, die nicht aus dem Bereich der Wissenschaftssprache, sondern aus dem Wortfeld der aktuellen, stark auf Subjektivität und Emotionalität gerichteten Selbstfindungsbewegung stammen. Die Substantive dagegen gehören zumeist in das Wortfeld der analytischen Wissenschaft bzw. Organisationslehre. Durch die Kopplung wissenschaftlicher Begriffe mit völlig unwissenschaftlichen entsteht Komik. Zu dem Zeitpunkt kann sich Hackmann noch von diesem diagnostizierten Untergang der Wissenschaft distanzieren, denn indem er ihn analysiert, steht er als Beobachter außen. Was zunächst nur marode, also renovierungsbedürftig, aber eben auch -fähig war, wird durch dieses Bild weiter abgewertet. Hackmann stellt

---

<sup>139</sup> Für diese Einstufung spricht auch Weskamps Wahrnehmung der Architektur der Universität. Er empfindet sie als Botschaft, die besagt, sich „Nur die Dummen [ab]rackern [...], die sich erniedrigen lassen.“ (36).

im Verlauf des Romans fest, wie sehr ihm der Stil, der an der Hochschule herrscht, zuwider ist:

Die großzügige Nonchalance [...] kontrastierte deutlich mit der kleinbürgerlichen Neigung linker Universtitätsmilieus, aus jedem Mißgeschick eines anderen für sich selbst Vorteile zu schlagen. Es war diese niedere Gesinnung, diese hyänenhafte Angewohnheit, die Hanno in letzter Zeit immer stärker angeekelt hatte. (267)

Hackmann unterscheidet zwei Gruppen, nicht nur an der Universität, sondern auch darüber hinaus: die Angehörigen „linker Universtitätsmilieus“, die er als kleinbürgerlich kennzeichnet und denen er das ‚konservative Milieu‘ entgegensetzt. Diesem steht er zwar auch distanziert gegenüber, fühlt sich hier aber wohler als in der anderen Gruppe. Als diese am Schluß des Romans eindeutig die Macht übernommen hat und Hackmann vor den Untersuchungsausschuß läßt, wertet er schließlich die gesamte Universität ab:

Dann sehen Sie, was aus der Universität geworden ist: ein Trümmerhaufen, eine Ruine, ein Wrack, aus dessen weiterer Demontage sich jeder bedient, der Lust dazu hat. Ein Komposthaufen, aus dessen Fermentierung solche Parasiten wie der Präsident und seine Helfer [...] ihre Energie [...] gewinnt. [sic!] (374)

Mit vier Substantiven kennzeichnet Hackmann die Universität, allesamt Wörter, die den Verfall bezeichnen. Auch hier wird wieder deutlich, daß die Universität nicht als an sich schlecht eingeschätzt wird, ganz im Gegenteil handelt es sich um etwas Wertvolles, Nützlichendes, das im Laufe der Zeit degeneriert ist. Doch selbst als Komposthaufen, aus dem Neues entstehen könnte, nährt sie nur die Schmarotzer. Damit wird in den Aussagen Hackmanns über die Universität seine Änderung der Wahrnehmung deutlich. Während er zu Beginn den „maroden Zustand“ diagnostiziert, sich aber noch distanzieren kann, hat er später das Empfinden, daß er an der Universität mit dieser Ablehnung allein steht und außerhalb Verbündete suchen muß. Trotz dieser Feststellung hofft er zu diesem Zeitpunkt mit seiner distanzierten, beobachtenden Haltung noch, alleine in dem System bestehen zu können, muß aber am Schluß feststellen, daß eben dies nicht möglich ist.

Nicht nur Hackmann beklagt die Vermischung von Universität und Gesellschaft, auch der Leiter des Rechtsreferats Dr. Matte äußert sich gegenüber dem Präsidenten und Weskamp ähnlich:

Aber Sie wissen so gut wie ich, daß eine Universität sich von der Gesellschaft unterscheiden muß, wenn sie auf sie einwirken soll. Gerade, wenn sie sie ana-

lysieren soll. Aber gucken Sie sich unsere Universität an: Sie unterscheidet sich gar nicht mehr von der Gesellschaft. Sie ist von ihr überschwemmt worden, sie ist in ihr untergegangen [...]. (322f.)

Matte geht genau wie Hackmann davon aus, daß sich die Hochschule von der sie umgebenden Gesellschaft unterscheiden muß. Er hält dies für eine Selbstverständlichkeit, die er nicht begründet. Die Aufgabe der Universität, so geht aus seinen Worten hervor, ist es, die Gesellschaft zu analysieren und sie zu beeinflussen. Wer diese Aufgabe gestellt hat – die Universität oder die Gesellschaft? – bleibt ebenso offen wie die Frage, was das Ziel der Beeinflussung sein soll. Für seine Darstellung der aktuellen Universität verwendet er ein ähnliches Bild wie Hackmann. Genau wie dieser geht er von einem Strom, einer Bewegung aus, die die Universität in die Gesellschaft hineinzieht und beides letztlich zum beiderseitigen Nachteil vermischt.

Beide Protagonisten, Hackmann und Weskamp, und auch Nebenfiguren wie Matte, teilen – bei aller Unterschiedlichkeit – die Einschätzung der Universität, gehen damit aber völlig unterschiedlich um. Während Weskamp versucht, sich an die Spitze des Systems zu setzen, „nur die Macht [...] konnte ihn erheben“ (36), versucht Hackmann seinen Teilbereich des Systems zu verbessern, den alten Maßstäben anzupassen. Dieser für Weskamp reaktionäre Versuch, alte Leistungsstandards einzuführen, macht ihn zum idealen Opfer, kann Weskamp doch daran seinen immer noch andauernden Kampf gegen die alten Systeme und Hierarchien dokumentieren. Die Tatsache, daß beide und auch Matte die Einschätzung der Universität teilen (und auch noch andere, Außenstehende vgl. 3.3.1), obwohl sie so unterschiedlich sind, verdeutlicht die Bewertung, gibt ihr den Anschein eines angemessenen Urteils.

Eine ähnliche Einschätzung nimmt auch der Hamburger Wissenschaftssenator Professor Weiss in Schwanitz zweitem Roman *Der Zirkel* vor. Weiss ist von der Hochschule in die Politik gewechselt und „war einer der ersten, der die Hochschulreform der 70er Jahre für mißlungen erklärte.“<sup>140</sup> Er spitzt das, was Weskamp und Hackmann in *Der Campus* allgemein mit Universität umschreiben, auf

---

<sup>140</sup> Schwanitz, D. (1998): 38.

die Bildungsreform bzw. das daraus entstandene aktuelle Bildungssystem, respektive dessen akademischen Teil, zu. Mit dieser Diagnose macht er nicht halt, sondern versucht, die Universität zu reformieren. Dabei nimmt er als Wissenschaftssenator, der aber selbst als Professor an der Universität gelehrt hat, eine Sonderstellung ein. Er kennt das System von innen, gehört ihm auch noch an, ist aber trotzdem in der Lage, es zu beobachten und zu analysieren und hat dann noch die politischen Möglichkeiten, diese Pläne auch umzusetzen. Sein Traum ist es, das Bildungssystem neu zu erschaffen:

Man brauchte nicht einmal Mut dazu, dachte er, sondern nur Chuzpe. Diese ganzen heiligen Kühe waren nichts als Fiktionen. Ein riesiger Bluff. Nur heiße Luft. Wind, nur Wind.[...] Der Olymp der Mittelmäßigkeit.<sup>141</sup>

Der Erzähler schildert dies mit distanzierender Ironie. Das Gefühl von Weiss, gottähnlich zu sein, wird nicht nur durch den Ausdruck „er schuf“ deutlich, der sich an den biblischen Schöpfungsbericht der Genesis anlehnt, sondern wird explizit benannt mit dem Wort „Jupiterlaune“<sup>142</sup>. Mit der Ausrichtung seiner Analyse in die Zukunft unterscheidet sie sich von Hackmann und Weskamp, Übereinstimmung liegt aber in der Diagnose vor. Er betrachtet die Universität als sich selbst reproduzierendes, nutzloses System und illustriert diese Einschätzung sprachlich durch die Variation der metaphorischen Ersetzung.

Bedauern über den Niedergang der Universität äußert auch Professor Feineis in Zellers *Follens Erbe* von 1986:

In Deutschland jagten ja seit einigen Jahren sogar die Gelehrten – wenn man sie überhaupt noch so bezeichnen wolle –, selbst die Kollegen jagten hier dem Fetisch der Aktualität hinterher, machten sich sogar handsgemein mit der Journalle, dem Tod jeden vornehm-distanzierten Denkens.<sup>143</sup>

Auch er stellt dem aktuellen Zustand die alten, positiv gewerteten Verhältnisse gegenüber. Feineis illustriert seine Ablehnung mit einem Bild aus dem Bereich der Naturreligion bzw. des Schamanismus. Für die Professoren ist, so seine Einschätzung, die Aktualität ein religiös verehrter Gegenstand mit magischen Fähigkeiten geworden. Mit der Jagd danach distanzieren sie sich nicht länger von der übrigen Gesellschaft, nehmen keine herausgehobene Stellung, keine Beobach-

---

<sup>141</sup> Schwanitz, D. (1998): 59.

<sup>142</sup> Schwanitz, D. (1998): 59.

<sup>143</sup> Zeller, M. (1990): 331.

terperspektive mehr ein. Der Bildbereich, aus dem die Metapher vom Fetisch der Aktualität stammt, impliziert eine Abwertung. Diese entsteht daraus, daß die Wissenschaftler in Verbindung mit einem unwissenschaftlichen, auf Aberglauben basierenden Bereich gebracht werden. Ähnlich wie von Hackmann und Matte in *Der Campus* wird auch hier die Vermischung der Universität mit der übrigen Gesellschaft beklagt. Feineis, der das Gefühl hat, über der Gesellschaft zu stehen, nimmt diese Vermengung mit Bedauern wahr. Seine Erwartung an die Professoren wird auch deutlich, wenn er von der „herausgehobenen Verantwortung vor der Gesellschaft und für die Gesellschaft“<sup>144</sup> spricht, die sie seines Erachtens haben. Feineis macht diese Aussagen gegenüber dem Protagonisten Buchwald am Ende des Romans. Nachdem Buchwald sich eine Zeitlang mit moderner Lyrik beschäftigt hat und dies u.a. aus Angst vor Repressionen von Seiten des Staates aufgibt (vgl. 3.2), kehrt er am Schluß mit seiner Arbeit zu Goethe wieder zu Themen der traditionellen Germanistik zurück. Feineis, der Buchwald während dieser Zeit beobachtet, nimmt zufrieden wahr, daß er sich nun mit solchen Themen beschäftigt, die Feineis als ‚richtiges‘ Arbeitsgebiet betrachtet. Indem er Buchwald diese Einschätzung mitteilt, ohne sich direkt auf ihn zu beziehen bzw. einzuschließen, macht er Buchwald zu seinem Verbündeten. Er appelliert an ihre Gemeinsamkeit, indem er ihren Weg als den richtigen dem der anderen gegenüberstellt.

Damit zeichnen die Figuren von Schwanitz und Zeller ein ähnliches Bild der Universität im allgemeinen: Beklagt wird der Verfall, der Untergang alter Ideale, ohne dem eine in die Zukunft gerichtete Perspektive entgegenzusetzen. Das Gegenbild der alten Universität wird nicht explizit genannt, sondern nur durch die Abgrenzung vom negativen Ist-Zustand deutlich, der, so die Einschätzung, in erster Linie von starker Unwissenschaftlichkeit gekennzeichnet ist. Zudem wird ein Schuldiger für diesen Zustand gesucht und benannt, nämlich „die Gesellschaft“, von der die Universität auf diese Weise abgegrenzt wird.

Völlige Ablehnung des Systems spricht auch aus Hermann Kinders Universtitätsroman *Vom Schweinemat der Zeit* von 1980. Der Ich-Erzähler, Kunsthistoriker an

---

<sup>144</sup> Zeller, M. (1990): 336.

der Universität Konstanz, gibt die Aussage eines Kollegen wieder, der erklärt:

Die Universität schein[e] nur eine Insel der Freiheit, tarne aber nur die perfektesten Mechanismen zur Zerschlagung des Selbstbewußtseins.<sup>145</sup>

Damit spricht eine Nebenfigur das aus, was der Ich-Erzähler während des Romansverlaufs erlebt. Eben diese „Zerschlagung des Selbstbewußtseins“ ist das, was der Ich-Erzähler während der geschilderten zwei Tage erfährt und was ihn am Ende in den Suizid treibt. Er selbst kann diese Erfahrung nicht formulieren und greift auf die zitierte Einschätzung eines anderen zurück. Deutlich wird in dieser Aussage auch die Einschätzung der zum Topos gewordenen akademischen Freiheit, die nach Auffassung des Sprechers lediglich eine Camouflage ist. Indem der Ich-Erzähler diese Zerschlagung durchlebt, ein anderer sie aber thematisiert, bekommt sie ein stärkeres Gewicht. Sie ist nicht mehr die Erfahrung eines einzelnen, sondern wird als typisch für die Gruppe der Universitätsangehörigen dargestellt.

Nur einmal findet sich in den von mir gefundenen deutschen Universitätsromanen eine Aussage, die die Universität nicht insgesamt abwertet, sondern vielmehr einen positiv zu bewertenden Sonderfall schildert:

Bei all dem Ärger mit Einsparungen, hilflosen Gremien, sinnlosen Studienordnungen – es gab an der Universität doch noch jene Momente, deretwegen [sic!] er seinerzeit Professor geworden war<sup>146</sup>,

stellt Professor Knospe in Noltes Universitätsroman *Die Intrige* fest. Sein interdisziplinäres Seminar zur Intrige hatte Studenten verschiedener Fachrichtungen zur Mitarbeit motivieren können. In der Aussage wird deutlich, daß es sich um einen Einzelfall handelt, ist doch von „Momenten“ die Rede. Untypisch für deutsche Universitätsromane ist auch die Tatsache, daß er das, was er an der Universität abwertet, spezifiziert. Er nennt Einsparungen, Gremien und Studienordnungen als die Schuldigen für den desolaten Zustand der Universität. Damit wird er genauer als die Figuren bei Schwanitz und Zeller, die den aktuellen Zustand im allgemeinen beklagen. Zugleich lobt er mit dieser Aussage sich selbst, denn er stellt sein gelungenes Seminar anderen, und das heißt schlechteren, gegenüber.

---

<sup>145</sup> Kinder, H. (1980): 74.

<sup>146</sup> Nolte, D. (1998): 10.

Neben den globalen Aussagen zur Universität finden sich in vielen Romanen auch Bemerkungen über einzelne Wissenschaftsdisziplinen. Hierbei muß unterschieden werden zwischen denen über das eigene Fach und solchen über andere; der Grundtenor aller Aussagen ist aber Ablehnung bzw. Abwertung.

Wir kennen alle die Probleme in dem Laden [dem germanistischen Institut]: die dauernden Rivalitäten und Eifersüchteleien, die ewigen Intrigen, den Druck, der auf Schwächere ausgeübt wird, den Neid, der einige Leute geradezu auffrißt, kurz, die ganze Fülle der Kaputtheiten und Neurosen, die sich Tag für Tag dort austobt<sup>147</sup>,

stellt ein Student in Wierichs Universitätskrimi *Professoren sterben selten leise* von 1986 fest. Rivalität, Eifersucht, Druck, Neid, Kaputtheiten, Neurosen: Mit sechs Substantiven beschreibt der Protagonist die Probleme des Instituts, eine Diagnose, die nicht nur alltägliches menschliches Verhalten schildert, sondern es mit dem Wort „Neurose“ pathologisiert. Mit seiner Enttäuschung steht er nicht allein, wie die Aussage eines AStA- Vertreters deutlich macht, der erklärt,

[...] daß die bürgerliche Literaturwissenschaft keinerlei gesellschaftliche Relevanz besitzt, Spielwiese für eine bourgeoise Elite und infolgedessen vollkommen überflüssig sei, gewissermaßen geistige Onanie.<sup>148</sup>

Richtet sich die Ablehnung des AStA-Vertreters noch gegen die spezielle Form der Literaturwissenschaft, die an der dargestellten Universität betrieben und von dem Studenten mit dem Stichwort „bürgerlich“ gekennzeichnet wird, so ist die Beurteilung des Protagonisten umfassender. Sie richtet sich nicht auf die Ausführung eines Faches, sie beschreibt das Verhalten der Menschen, die in dem Fach forschen und lehren.

Ähnliche Anklagen finden sich auch in Schmickls Universitätskrimi *Alles, was der Fall ist* von 1994, wenn der Student Eduard, eine der Hauptfiguren, den Professoren erklärt:

aber ich halte das Lehr- und Personalangebot am Wiener Institut für einen Skandal. Wie ich in Furners Seminar schon sagte: kreuzbrave Schulbuchphilosophie, das Lehrbuch rauf und runter, keinerlei erkennbare Eigensinnigkeiten, kein Esprit, keine gedanklich-sinnliche Verve.<sup>149</sup>

Enttäuschung über das eigene Studium spricht aus diesen Worten, gekoppelt mit übersteigerten Ansprüchen an die Professoren und Dozenten. Dies wird auch

<sup>147</sup> Wierichs, P. (1986): 134.

<sup>148</sup> Wierichs, P. (1986): 74.

<sup>149</sup> Schmickl, G. (1994): 141.

deutlich, wenn er fortfährt: „Hier ist man ja nicht einmal bis Adorno und Horkheimer gelangt, die Dialektik der Aufklärung hält man für ein Mundartgedicht.“<sup>150</sup> Mit dieser satirisch überspitzten Aussage, mit der er die Professoren und Dozenten ganz bewußt abwertet und ihnen grundlegende Kenntnisse abspricht, will er provozieren. Die Aussage ist wegen ihrer Ironie nicht völlig ernst zu nehmen, wohl aber das, was dahinter steht. Das ist vor allem Enttäuschung und das Gefühl fehlender intellektueller Herausforderung. Betrachtet man diese Aussage ebenso wie die des Protagonisten in *Professoren sterben selten leise*, so werden die hohen Ansprüche an das Fach und die Enttäuschung über die Nichterfüllung deutlich. Auffällig ist hierbei, daß es immer Studenten sind, die diese radikale Ablehnung äußern. Obwohl diese Gruppe sonst in Universitätsromanen keine entscheidende Rolle spielt, ist ihre Darstellung notwendig, wenn Ablehnung des eigenen Faches erwähnt werden soll. Eine Begründung hierfür ist schwierig zu leisten und überschreitet schnell die Grenze zur Spekulation. Zudem sind innerliterarisch keine Begründungen zu finden; die Studierenden thematisieren diese Fragen nicht, und auch von Seiten der Erzähler werden keine Hinweise gegeben. Außerliterarisch bietet sich die Erklärung an, daß die Studenten für ihr Selbstbild ihren Status als Student eines bestimmten Faches nicht in gleichem Maß benötigen wie die Professoren. Bei ihnen ist die Möglichkeit des Wechsels der Fachrichtung ohne große Probleme noch gegeben, die den Professoren fehlt.

Die Abwertung anderer Fächer, die eine Aufwertung des eigenen Faches impliziert, wird dagegen immer von Professoren geäußert. Der Protagonist Karl Frowein in *Der Physiker und sein Experiment* von Stefan Hufner von 1988 erzählt einem Kollegen, er rate seinen Diplomanden zu „Irgendwas andere[m], Juristerei oder Philosophie. Dort haben sie es leichter.“<sup>151</sup> Und dies nicht den besonders unbegabten Studenten, sondern ganz allgemein, denn in einem bzw. in jedem anderen Studiengang könne man „die zur Muße notwendige Zeit gewinnen.“<sup>152</sup> Die Aussage befremdet in zweierlei Hinsicht: Zum einen rät er offenbar auch begabten Studenten ab und möchte sie so von seiner eigenen Wissenschaft fernhalten, zum anderen erhebt er so die Physik weit über alle anderen Disziplinen.

---

<sup>150</sup> Schmickl, G. (1994): 145.

<sup>151</sup> Hufner, St. (1988): 77.

<sup>152</sup> Hufner, St. (1988): 78.

Die Physik ist nach seiner Darstellung weit mehr als eine normale Wissenschaftsdisziplin, sie ist eine Denk- und Lebensart. Durchaus richtig scheint da die – nicht einmal ironisch gebrochene – Aussage eines Informatikers, der Froweins Assistenten vorwirft:

Genaugenommen seid ihr [die Physiker] das arroganteste Volk, das auf dieser Universität herumläuft [sic!]. Erkenntnis um der Erkenntnis willen. Welch Luxus.<sup>153</sup>

Physik wird im Roman als reine Wissenschaft beschrieben, nimmt hier eine Rolle ein, die sonst der Philosophie oder Theologie zugeschrieben wird<sup>154</sup>.

Eine Abwertung nicht der Wissenschaft an sich, sondern der Ausgestaltung des Faches an der dargestellten Universität nimmt Eckhard Bodensteins Protagonist Poldi in *Das Ernie-Prinzip* von 1999 vor. Er stellt erstaunt fest, daß es immer noch Professoren gibt, die eine seiner Einschätzung nach altmodische Lebensweise mit altmodischer Wissenschaft verbinden:

Die Biologen, angenehme Kollegen, naturverbunden, offene Typen, wohnten alle in Holstenbeck. Das war seltsam und ganz ungewöhnlich, geradezu atypisch für deutsche Universitäten. Wie wollten die sich denn wissenschaftlich erneuern, bei soviel lehmiger Bodenhaftung? Für eine moderne Universität sei Immobilismus der Tod, hatte Ernie immer gesagt.<sup>155</sup>

Hierbei wird deutlich, daß zur inhaltlichen Ausgestaltung des Faches an der dargestellten Universität keine Aussagen gemacht werden. Die Abwertung entsteht lediglich aus der Deutung der Wahl des Wohnortes. Für die Figur Poldi ist diese Abwertung notwendig, um so sein Selbstbild aufrecht zu erhalten. Seine Lebensform entspricht nicht seinen eigenen Wünschen, sondern dem, was er für zeitgemäß hält und vor allem dem, was sein von ihm bewunderter Freund Ernie sagt. Da dieser den „Immobilismus“ für den Tod der modernen Universität hält, muß Poldi die Kollegen, die vor Ort wohnen, abwerten. Nur so kann er sich über sie erheben, und die Überzeugung, die nicht die eigene, sondern eine übernommene ist, aufrechterhalten. Indirekt wird so eine Einschätzung des Erzählers deutlich: Obwohl Poldi der Protagonist des Romans ist, ist er keine durchweg

---

<sup>153</sup> Hufner, St. (1988): 51.

<sup>154</sup> Einen Exkurs über die Hierarchisierung von Wissenschaft findet sich in einigen Universtitätsromanen. So etwa bei Spitzer, wo ein Professor und eine Studentin im Gespräch äußern: „Die Philosophie steht über allen Wissenschaften. Sie ist mehr, ist Weisheitslehre, ja Weisheitsliebe.“ „Nein, die oberste Wissenschaft ist die Theologie. Sie ist auch die Älteste.“ (Spitzer, H. (1993): 229).

<sup>155</sup> Bodenstein, E. (1999): 160.

positiv geschilderte Figur. Wenn er nun Kollegen abwertet, selbst aber am Ende des Romans scheitert, distanziert sich der Erzähler von Poldis Einschätzung.

Zwei Tendenzen werden bei den Beschreibungen der Universität durch ihre Mitglieder deutlich: zum einen die signifikante Abwertung der Universität im allgemeinen, die die Professoren in Universitätsromanen vornehmen. Diese Abwertung hat keinen positiven Gegenbegriff, fordert keine grundlegende Änderung der Situation, sondern veranlaßt den einzelnen, sich Nischen zu schaffen, in denen er angenehm leben, in wenigen Fällen auch forschen kann. Das zweite, was von dargestellten Professoren abgewertet wird, sind die Wissenschaftsdisziplinen anderer, wobei sich keine Unterschiede zwischen den Darstellungen der Geistes- und der Naturwissenschaften ergeben. Geisteswissenschaftliche Fakultäten überwiegen in deutschen Universitätsromanen als Schauplätze, es findet sich aber sowohl bei den dargestellten geistes- wie bei den naturwissenschaftlichen Fächern diese Abwertung der Institution. So wertet der Linguist Poldi die Biologen ab und der Physiker Frowein alle anderen. Diese Abwertung geht mit einer Aufwertung einher, im Fall von Poldi mit der der eigenen Person, im Fall Froweins mit der der eigenen Wissenschaftsdisziplin. Dabei lassen sich in der Darstellung nur wenige Unterschiede zwischen den ausgesprochenen und den gedachten Einschätzungen feststellen. Die Bewertungen fremder wie eigener Disziplinen werden in den Romanen fast immer von den Figuren ausgesprochen und zwar sowohl Fremden wie Vertrauten gegenüber. Die Bewertung bzw. Abwertung der Universität insgesamt dagegen wird in den meisten Fällen nur gedacht; Hackmann äußert sich erst vor dem Untersuchungsausschuß am Schluß des Romans, die vorhergehenden Analysen werden nur als Gedanken geschildert. Andere dagegen äußern sich nur im vertrauten Kreis, zumeist vor anderen Angehörigen der Hochschule, von denen sie vermuten können, daß sie die Einschätzung teilen.

In den Romanen, in denen Studierende im Mittelpunkt der Handlung stehen, kommt ihnen die Rolle derer zu, die Ansprüche stellen und qualifizierte Forschung und Lehre einfordern. Damit erscheinen sie als Kontrollorgan, das das Niveau der Forschung zwar nicht sicherstellen kann, aber Anregungen zum Fortschritt gibt. Dies widerspricht den Einschätzungen dieser Gruppe in anderen

Universitätsromanen, in denen sie zumeist als gleichgültig und desinteressiert geschildert werden.

Die Funktionen der Aussagen unterscheiden sich je nachdem, wer sie in den Universitätsromanen macht. Die abwertenden Einschätzungen, die die Professoren äußern, dienen häufig dem Eigenlob. Indem ein negativer Zustand erkannt und beschrieben wird, konstruieren sie ein Bild, von dem sie sich abheben können. Derjenige, der das Negative erkannt und benannt hat, setzt sich selbst davon ab. Ein ähnliches Ziel wird mit den Äußerungen über andere Fächer verfolgt, zwar ist man mit dem eigenen nicht zufrieden, stellt aber immer wieder beruhigt fest, daß man noch besser ist als andere. Diese Einschätzung ist in den meisten Fällen nicht fachlich begründet, sondern wurzelt in einer unreflektierten Einschätzung über ‚die Mathematiker‘ oder ‚die Germanisten‘. Die Aussagen der Studenten dagegen bringen die Enttäuschung zum Ausdruck, machen aber zugleich auch deutlich, daß sie das System durchschaut haben. Auch sie grenzen sich insofern ab, als sie nicht wie andere Studenten fraglos die bestehenden Verhältnisse akzeptieren. Für die Handlung sind die Aussagen beider Gruppen meist nicht relevant, da sie zumeist isoliert als Einschätzungen stehen, die aber keine Veränderung bewirken und auch nicht bewirken sollen. Es sind vielmehr standardisierte Klagen.

Vergleicht man die Darstellung der Sicht von innen in *Der Campus* mit der anderer Universitätsromane, so wird deutlich, daß es bei allen Übereinstimmungen in der Bewertung doch grundlegende Unterschiede in der sprachlichen Gestaltung gibt. Diese resultieren aus den rhetorischen Figuren, die die Erzähltexte von Schwanitz prägen, den metaphorischen Ersetzungen. Die Äußerungen der Figuren weisen im Aufbau immer wieder Übereinstimmungen bei der Verwendung dieser rhetorischen Figur auf, wobei nicht nur eine metaphorische Ersetzung, z.B. „die Universität ist eine Ruine“ gebraucht, sondern diese Metapher wieder und wieder variiert wird. Zwar würde das Bild von der Universität als Ruine genügen, um den Sachverhalt deutlich zu machen, trotzdem werden verschiedene andere Wörter desselben Wortfeldes hinzugefügt, die die Aussage verstärken. Diese Variationen tragen nicht nur zur Verdeutlichung einer Aussage bei, durch sie entsteht zum Teil auch Komik. Die Häufung der metaphorischen Ergänzungen wie auch die illustrierenden Beispiele bewirken diese Sprachkomik.

Dadurch, wie auch durch die Tatsache, daß die Einschätzungen vieler oft unterschiedlicher Figuren inhaltlich wie sprachlich ähnlich sind, bekommen sie ein größeres Gewicht als in anderen Universtitätsromanen. Indem die Bewertungen zweier Kontrahenten gleich und nur ihre Art des Umgangs mit der Diagnose verschieden ist, erhalten sie den Rang einer wirklichkeitsgetreuen Aussage. Sie sind so nicht mehr die Äußerungen beleidigter, weil unwichtig gewordener Professoren wie in anderen Romanen, sondern vielmehr Analysen der dargestellten Verhältnisse. Dies gelingt dadurch, daß diese Einschätzungen insofern stimmig sind, als sie durch das Verhalten vieler Romanfiguren illustriert werden. Darin unterscheiden sie sich z.B. deutlich von den Aussagen in Zellers *Follens Erbe*; die Einschätzung von Professor Feineis, seine Kollegen würden dem „Fetisch der Aktualität“ hinterherlaufen, wird im Romankontext weder bestätigt noch falsifiziert. Der Befund steht für sich, ohne daß er durch Handlungen oder Äußerungen der Romanfiguren verifiziert wird. Indem der Erzähler von *Der Campus* Aussagen über die Sicht von innen nicht einfach theseartig aufstellt, sondern sie als Diagnosen des aktuellen Zustands durch das Verhalten von Figuren illustriert, wird der Roman in sich stimmig und das Erzählte glaubwürdig.

### 3.2 Michael Zeller: Follens Erbe

Ebenso wie Schwanitz' *Campus* erregte auch Michael Zellers 1986 veröffentlichter Roman *Follens Erbe. Eine deutsche Geschichte* ein starkes Medienecho; auch Zellers Roman wurde nicht nur in deutschen, sondern auch in ausländischen Zeitungen besprochen<sup>156</sup>. Erzählt wird ein Jahr im Leben Hellmut Buchwalds. Buchwald arbeitet an der germanistischen Fakultät der Universität in Winkeln und stößt bei seiner Suche nach einem Habilitationsthema auf den Vormärzrevolutionär Karl Follen. Seinen Plan, „Karl Follens Biographie neu zu erfinden“ (9)<sup>157</sup> und sich so zu habilitieren, gibt Buchwald auf, als er sich im Laufe des Sommers, bedingt durch die politischen Ereignisse im ‚deutschen Herbst‘, mit

---

<sup>156</sup> Beispielhaft für das ausländische Interesse seien hier nur die Artikel „Arets mest tyske roman“ im *Morgenbladet Oslo* (3.2.1987), „Anni di piombo e vite parallele“ in *Il Manifesto* vom 13.11.1986 oder „The university and the state: Michael Zellers novel Follens Erbe“ in *The modern language review* (Juli 1989) genannt. Zudem existiert eine italienische *Tesi di Laurea* von Gloria Brillante, die sich mit dem Roman beschäftigt.

<sup>157</sup> Zitiert wird im folgenden nach der Taschenbuchausgabe von 1990.

Gegenwartslyrik beschäftigt, einem Thema, das ihm aber wegen seiner politischen Brisanz fast zum Verhängnis wird. Die Angst vor Repressionen und die geänderte politische Meinung veranlassen ihn schließlich, den „alten Goethe“ zum Thema seines Habilitationsvorhabens zu machen.

Der Roman umfaßt vier Kapitel, zuzüglich eines „Zwischenkapitels“, das außerhalb der eigentlichen Handlung steht und eine eigenständige Kurzgeschichte erzählt. Die Kapitel sind alle von ungefähr gleicher Länge und beschreiben jeweils Buchwald im „Frühling mit Follen“ (5), im „Sommer des Übermuts“ (109), im „Herbst-Manöver“ (201) und „Durch den Winter“ (287). Die erzählte Zeit beträgt etwa ein Jahr, der Roman beginnt im Frühling – „satt lag er [der Fluß] in seinem Bett, moosbraun, und zog dahin mit den Resten der Schneeschmelze“ (7) – und endet mit den ersten Anzeichen des nächsten Frühlings. Die Handlung spielt im Jahr 1977, wie aus den dargestellten politischen Ereignissen hervorgeht. Erwähnt werden der Mord an Buback, hier beschrieben als Mord am „Staatsankläger [...] vom Motorrad aus“ (161), und die Entführung von Hans Martin Schleyer, des

Vorstandssprecher[s] einer Großbank [...]; sein Fahrer und die drei Polizisten des Begleitschutzes erschossen: erschossen mitten auf der Straße in einer deutschen Großstadt, an einem späten Nachmittag, im Berufsverkehr. (208)<sup>158</sup>

Erzählt wird nicht ausschließlich in chronologischer Reihenfolge der Ereignisse, der Roman beginnt vielmehr mit der Erzählung kurzer Episoden aus Buchwalds Leben, die in keiner bestimmten zeitlichen Abfolge stehen. Der Leser sieht Buchwald beim Waldlauf, in der Universität, bei seiner Arbeit am Schreibtisch oder beim Spaziergang mit seiner Freundin Judith. Auf diese Weise entwickelt sich aus den vielen Mosaiksteinchen langsam ein Bild des Protagonisten. Die einzelnen Szenen sind nicht direkt miteinander verbunden, zum Teil beginnen die Abschnitte abrupt:

Hilma heißt sie.  
Es hatte Buchwald einige Anstrengung gekostet, und jetzt war er stolz auf seine Entdeckung. (21)

oder sie beziehen sich auf weiter zurückliegende Abschnitte, in diesem Fall auf

---

<sup>158</sup> Zudem benennt der Klappentext der Taschenbuchausgabe deutlich das Jahr: „Man schreibt das Jahr 1977, Höhepunkt der politischen Terrorwelle – und der Sympathisantenhatz.“

Buchwalds Betrachtung einer Frau, die zwei Tage bzw. zehn Seiten zurückliegt. Erst langsam entwickelt sich aus dieser Art der Darstellung eine chronologische Erzählung, wenn auch verschiedene Handlungsstränge, die aber alle Buchwald betreffen, nebeneinander herlaufen. Im zweiten Kapitel reduziert sich dann die Handlung auf zwei Handlungsstränge, hauptsächlich wird von Buchwald und seinen Problemen in der Universität berichtet, außerdem auch von der Beziehung zu Judith. Die Handlung in der Universität überwiegt allerdings deutlich, und sie ist es auch, die die Krise und den Höhepunkt des Romans motiviert. Zum Schluß des Romans hin wird die erzählte Handlung dann wieder vielfältiger, wenngleich sie auch nicht so abwechslungsreich und verschieden wird wie zu Beginn. Auch die Länge der einzelnen Abschnitte folgt diesem Schema: Während sich zum Beginn und zum Schluß hin häufig ausgesprochen kurze Abschnitte finden, sind sie im Mittelteil länger und ausführlicher. In der Konzentration des Erzählers auf zwei Handlungsstränge im Mittelteil des Romans (Sommer, Herbst) spiegelt sich die Konzentration und die auch gedankliche Einengung des Protagonisten während einer begrenzten Zeit wider. In dem Moment, als die politischen Ereignisse für ihn – auch im beruflichen Zusammenhang – brisant werden, richtet er seine gesamte Konzentration auf lediglich zwei Bereiche, in erster Linie den Beruf, aber auch die Beziehung zu seiner Freundin. Mit dem reduzierten politischen Engagement und der damit einhergehenden Änderung des Habilitationsthemas wird der Fokus wieder erweitert.

Während des gesamten Romans wird nicht einfach in einer Erzählsituation berichtet, vielmehr variiert das Erzählprofil. Dies wird besonders im ersten Kapitel deutlich, in dem in den Text über Buchwald alternierend Passagen über Karl Follen eingeblendet werden. Die Übergänge von Passagen über Buchwald zu solchen über Follen sind fließend, oft beginnt ein Abschnitt mit Aussagen über Follen:

Schon vor dem Rechtsstreit um die Besteuerung der oberhessischen Gemeinden hatte das Auge des hessischen Großherzogs auf Karl Follen ruhen müssen, und nicht, wie der Fürst es geliebt hätte [...] (19),

und blenden dann über zu Buchwald „Buchwald las diese hochgemuten Paragraphen nach hundertsechzig Jahren als Utopie jugendlicher Enthusiasten [...]“. (29) Der Leser folgt Buchwald beim Lesen von Texten über Follen, sein Kennt-

nisstand entspricht so immer ungefähr dem Buchwalds. Dabei kommentiert Buchwald auch das Verhalten Follens bzw. seiner Gegner, wenn er etwa „die Eleganz des herzoglichen Winkelzugs, mit dem er sich Follen und seinesgleichen vom Leibe hielt“ (29) konstatiert. Daß der Leser nicht immer mit Buchwald liest, sondern viele Kenntnisse auch in geraffter Form vermittelt werden, wird deutlich an Sätzen wie: „Buchwald hatte sich in den letzten Wochen eingelesen in die Biographie des Mannes, er konnte die Literatur jetzt überblicken“ (42). Es wird durativ gerafft. Diese Einblendungen von Passagen über Follen enden mit dem Anfang des zweiten Kapitels, als Buchwald das Habilitationsprojekt über Karl Follen aufgibt. Auch weiterhin wird nicht ausschließlich von Buchwald erzählt; in den Text eingearbeitet sind nun zwei Gedichte, die Buchwald mit seinen Studenten behandelt und die ausführlich zitiert werden<sup>159</sup>. Hinzu kommt die Wiedergabe eines Bänkelsangs, den die Studenten an einem Streiktag szenisch darstellen. In das dritte Kapitel werden in die erzählte Handlung zum einen Zitate aus Zeitungen eingearbeitet, die dem *Allgemeinen Anzeiger* zugeschrieben werden, aber tatsächlich aus der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* stammen<sup>160</sup>. Zudem wird in den sonst in der Er-Form erzählten Text ein längerer innerer Monolog Buchwalds integriert, der mit den Worten „...du warst wundervoll, Buchwald. Wirklich. Das muß ich dir schon einmal sagen“ (282) beginnt. Im letzten Kapitel wird aus Buchwalds Tagebuch zitiert, wobei die zitierten Passagen sehr unterschiedliche Längen haben und zwischen einer Zeile und einer halben Seite variieren.

Am auffälligsten sind die Follen-Passagen des ersten Kapitels, mit denen eine Parallele zwischen Follen und Buchwald, bzw. zwischen Vormärz und ‚deutschem Herbst‘ gezogen wird. Ebenso wie Follen ist auch Buchwald zunächst bereit, seine Karriere zugunsten seiner politischen Überzeugungen aufs Spiel zu setzen, anders als der Vormärzrevolutionär gibt er aber am Ende klein bei und ändert sein Habilitationsthema in ein völlig unpolitisches ab. Die Parallele besteht nicht nur, solange Buchwald sich über Follen habilitieren möchte, sondern stär-

---

<sup>159</sup> Beide Gedichte werden der fiktiven Lyrikerin Norma Holbe zugeschrieben, das zunächst zitierte „Tusculum“ stammt von Zeller selbst, das zweite Gedicht, das mit den Worten „Wir planen kein Verbot“ beginnt, von Erich Fried.

<sup>160</sup> Die Überschrift eines Artikels wird mit „Wasserspender des Terrors“ (212) angegeben, diesen Titel verwendete Helmut Herles in der FAZ vom 5.8.1977; die Überschrift „Die Gewalt und ihre Folgen“ (219) gebrauchte Fritz Ullrich Fack am 5.10.1977 in seinem Leitartikel in der FAZ, die Frage „Warum keine Razzia“ (255) wurde in der FAZ vom 14.10.1977 gestellt.

ker noch zu dem Zeitpunkt, als er sich mit moderner Lyrik beschäftigt. Die Beschäftigung mit Follen bzw. die Vermittlung der Geschichte Follens an den Leser legt die Grundlagen, um diese Parallelen zwischen ‚deutschem Herbst‘ und Vormärz zu erkennen. Diese werden allerdings bis auf eine Ausnahme nicht benannt, sondern müssen vom Leser selbst erschlossen werden. Diese Ausnahme ist der oben schon erwähnte Bänkelsang der Studenten, die

Moritat von den gar schrecklichen sieben Stichen, womit Kalle der Ripper den Herrn August von Kotzebue, weiland Staatsrath und Dichter, am 23. Mai des Jahres 1819 zu Mannheim – oder war es Karlsruhe? – vermittels seines Dolches hingemetzelt. (190)

Zwischen den Strophen wird das Lied immer wieder unterbrochen, um Erläuterungen einzufügen und zu erklären, daß

das, was der Kotzebue da mit dem Zaren trieb, nee Quatsch, umgekehrt, für fuffzehntausend Rubelchen im Jahr, das ist so, wie wenn heute ein, sagen wir mal, ein Professor, also, der wird von seinem Kultusminister mal so eingeladen [...] (192)

Die Parallelisierung wird nicht nur durch die Passagen über Follen und den Bänkelsang nahegelegt, auch der Untertitel *Eine deutsche Geschichte* verweist darauf.

Erzählt wird, bis auf die erwähnten Ausnahmen, in der Er-Form, wobei personale und auktoriale Erzählsituationen abwechseln. Die Innensicht liegt dabei immer auf Buchwald, der einzigen Figur des Romans, deren Innensicht der Leser kennenlernt. Zudem ist er ständig während der gesamten erzählten Handlung präsent, es wird nie von Vorgängen erzählt, an denen er selbst nicht beteiligt ist. Auch werden viele Figuren aus seinem Blickwinkel geschildert, lernt der Leser diese Figuren nicht unabhängig von Buchwald kennen. Auffällig ist das häufige Fehlen der direkten Rede, Dialoge werden oft in indirekter Rede wiedergegeben, wie etwa das Telefonat Buchwalds mit Judith:

Sie leide unter dem Examen, und sie habe Schwierigkeiten mit der österreichischen Autorin. Mal sei sie ihr nahe wie eine ältere Schwester, dann aber stünden wieder Sätze quer auf dem Papier, die sie so abstießen, daß sie nicht mehr weiterlesen könne. Ob es nicht ein Drittes sei, worunter sie leide, warf Buchwald ein [...]. (40)

Neben den Gesprächen, die zwar in indirekter Rede, aber recht ausführlich wiedergegeben werden, indem die Wortbeiträge der Gesprächspartner paraphra-

siert werden, werden Unterhaltungen vielfach auch stark gerafft zusammengefaßt:

Über den Arbeitstag an der Universität wollte Buchwald nichts erzählen. Es sei wieder anstrengend gewesen.

Beim Abendessen erst, in der ablenkenden Fremdheit eines Gasthauses, die ihnen gut tat, sprachen sie über sich. Angewärmt vom Alkohol, entwarfen sie langfristige Perspektiven für ein gemeinsames Leben, um sich die Kläglichkeit ihrer Gegenwart nicht eingestehen zu müssen. (17)

In diesen Zusammenfassungen wie auch in der Wiedergabe in indirekter Rede wird die Fokussierung des Romans vom Erzähler noch einmal deutlich gemacht. Entscheidend sind die Empfindungen des Protagonisten, die Aussagen anderer spielen nur insofern eine Rolle, als Buchwald sie wahrnimmt.

Gerade durch diese Zusammenfassungen vieler Gespräche gewinnt der Leser den Eindruck, diese hätten für Buchwald nicht die gleiche Bedeutung wie seine Gedanken. Zudem räumt diese Art der Darstellung dem Erzähler die Möglichkeit der Kommentierung ein; auch durch die Art der Raffung werden indirekte Kommentierungen vorgenommen, da der Erzähler so deutlich machen kann, was er als wichtig und als weniger wichtig erachtet. In der Art der Wiedergabe der wörtlichen Rede wird kein Unterschied zwischen Buchwald und den übrigen Figuren gemacht, seine Aussagen werden in der gleichen Art und mit der gleichen Häufigkeit wiedergegeben wie die anderer.

Als Buchwald dann doch das Wort „Verschulung“ aus dem Mund rutschte, sprang ihm mehrstimmig die Entrüstung der Antragsteller ins Gesicht: Es sei doch allemal im Interesse der Studenten [...] Die anderen schienen aber entschlossen, zum Wohle der Studenten präventiv zu unterlaufen. (18f.)

Unterschiedlich ist lediglich die Schilderung der Intention, die hinter den Gesprächsbeiträgen steht; während sie bei Buchwald dem Erzähler bekannt ist (die Wort „rutschen“ aus dem Mund, werden also unabsichtlich geäußert), kann er bei den anderen darüber nur spekulieren (die anderen „scheinen“ entschlossen). Bei der Erzählerrede fällt zudem der häufige Gebrauch von Inversionen auf. Hierbei werden die Adverbien an den Satzanfang gestellt, was ihnen eine besondere Betonung gibt, zugleich aber auch antiquiert wirkt: „Judiths Mandeln eiteren. Heftiger aber litt sie unter dem Examen.“ (116) oder „Entlastende Rückkehr zur Arbeit am Schreibtisch: gern setzte Buchwald sich wieder auf die Spuren Norma Holbes“. (164) Noch stärker fällt dieser Stil beim Gebrauch des Hyperbatons auf: „Stiller war das Glück der Arbeit und haltbarer.“ (159) (alle Hervorhebungen nicht

im Original). Die Adverbien bekommen so ein besonders Gewicht, die Bewertung einer Situation wird so als besonders wichtig herausgestellt.

Die Erzählsituation beeinflusst auch die Art der Figurenzeichnung. Explizite Informationen auf der Ebene der Erzählinstanz erhält der Leser nur über Buchwald, alle anderen Figuren werden auf der Figurenebene – zumeist durch Buchwald – thematisiert<sup>161</sup>. Dabei haben die Beschreibungen von Äußerlichkeiten Wichtigkeit; besonders bei der Darstellung der zahlreichen Frauen, mit denen Buchwald kurze Affären hat, bzw. für die er sich interessiert, fällt die erotische Komponente der Beschreibungen auf. So fasziniert ihn etwa an Hilma, die er zu Beginn des Romans kennenlernt, „dieses Gesicht mit der blassen Haut unter schwarzen Haaren, durchscheinenden die weit auseinandergezogenen Wangenknochen.“ (11) Später wird von dem „weitfallenden Rock“, der ihr „zum ersten Mal etwas Mädchenhaftes“ gibt (43), berichtet. Eine Studentin, die ihn interessiert, wird beschrieben, wie sie am Tisch sitzt „mit nassen Strähnen und in einem Trägerhemdchen“ (153), dessen einer Träger „auf den Oberarm gerutscht war. Das dichte Achselhaar lag feucht an dem Ansatz der bloßen Brust“ (154), und über eine weitere Studentin befindet Buchwald:

Jo brachte es fertig, ihr Aussehen von Sitzung zu Sitzung zu verändern. Es war, als schlüge Buchwald jede Woche fortlaufend ein Mode-Journal auf [...] Was auch immer trug: Buchwald war von Mal zu Mal überzeugt, daß sie damit genau ihren Typ getroffen hatte. (170)

Auffällig ist in diesem Zusammenhang das völlige Fehlen der Beschreibung von Buchwalds Freundin Judith; hierin deutet sich das Ende der Beziehung, das sich im Laufe des Romans ergibt, schon an. Auch die männlichen Figuren werden beschrieben, allerdings fehlt dabei die erotische Komponente völlig. Hier ist es vielmehr so, daß die Beschreibung von Äußerlichkeiten den Charakter einer Figur illustrieren soll. Wenn der Dozentensprecher Dollhopf als „stirnwärts feucht verspeckt“ (19) beschrieben wird, dann ist nicht nur die schwitzende Stirn, son-

---

<sup>161</sup> Bei der Darstellung der Figurencharakterisierung ergibt sich eine Schwierigkeit: Viele Passagen werden personal erzählt, Buchwald dient hierbei als Reflektor. Dies führt zu der Frage, ob es sich dann um eine Darstellung auf der Ebene der Erzählinstanz (immerhin wird durch Buchwald erzählt) oder auf der Figurenebene (Buchwald gehört zur dargestellten Welt) handelt. Im folgenden wird von der zweiten Alternative ausgegangen, auch wenn es in den folgenden Zitaten nicht immer deutlich wird, daß es sich um Darstellungen aus Buchwalds Blickwinkel handelt, werden ihm und damit der Figurenebene die folgenden Charakterisierungen zugeschrieben. Vgl. dazu auch Fußnote 10.

dem auch der Zustand hinter der Stirn gemeint. Zum Teil werden Figuren auch so vorgestellt, daß durch die Beschreibung einiger Äußerlichkeiten beim Leser bestimmte bekannte Bilder entstehen. Wird etwa ein Student mit „unter dem Araber-Schal trug Mike nur ein winziges ärmelloses Hemdchen. Die Handgelenke steckten in Pulswärmern.“ (114) beschrieben, so wird das Bild von ‚typischen‘ Studenten der siebziger Jahre aufgerufen.

Beschreibungen von Buchwald selbst fehlen fast völlig<sup>162</sup>, der Leser lernt ihn nur durch seine Handlungen und Gedanken kennen. Auch die Sprache als Mittel der Selbstthematization fällt häufig durch die vielfach verwendete indirekte Rede weg.

Die Wahl der auktorial-personalen Erzählsituation ähnelt der in Schwanitz' Roman, im Unterschied zum *Campus* wird aber hier lediglich aus *einer* Perspektive, der Buchwalds, erzählt. Hier wird dem Protagonisten kein Antagonist, der auch stellvertretend für das andere System ist, gegenübergestellt. Die Konzentration auf die Perspektive Buchwalds macht deutlich, daß es allein um diese geht; dadurch, daß der Leser die Handlungsmotive und -motivationen der gegenüberstehenden Gruppe nicht erfährt, kann ihr auch keine Sympathie entgegengebracht werden.

*Follens Erbe* weist noch eine Besonderheit auf, auf die zum Abschluß des Kapitels noch eingegangen werden soll. In dem Roman finden sich zwei fast völlig eigenständige kurze Binnenerzählungen, die nicht Teil der eigentlichen Romanhandlung sind. Die erste ist von der übrigen Handlung deutlich getrennt und nimmt ein eigenes „Zwischenkapitel“ mit dem Titel *Der Classische Cuddel* ein. Die zweite ist dagegen völlig in den Text integriert, und wird lediglich eingeleitet mit einer Beschreibung Buchwalds, der es genießt „sich Perlmosers Geschichte auszumalen, so wie sie wirklich hätte geschehen sein können.“ (235) Beide werden auktorial erzählt, wobei der Erzähler in dem Kapitel *Der Classische Cuddel*

---

<sup>162</sup> Die einzige Beschreibung von Buchwalds Äußerem findet sich am Ende des Romans und ist nur ex negativo zu ziehen: „Er kam sich fremd vor in seinem ausgetüftelten Kompromiß-Aufzug. Die gewohnten Jeans waren im Schrank geblieben und durch eine dunkle Feincordhose ersetzt. Über den blauen Sportpullover hatte er ein stumpfgraues Jackett gezogen, das er seit seiner Schulzeit kaum mehr getragen hatte. Der Trenchcoat aus England gab ihm mit dem hochgestellten Kragen immerhin doch noch einen Anstrich von Lässigkeit, Natürlich hatte Buchwald sich von seinen Drei-Tage-Stoppeln getrennt, in denen er sich sonst gefiel.“ (327) Aus dieser Beschreibung ist allerdings auch nur zu schließen, daß Buchwald gewöhnlich in Jeans und ohne Jackett gekleidet ist.

aber deutlich macht, daß er lediglich eine an der Universität allgemein bekannte Geschichte erzählt, sich auf das „On dit“ (93) beruft<sup>163</sup>. In beiden Binnengeschichten werden zwei Originale der Universität dargestellt, wobei bei der Geschichte über Perlmoser nicht eindeutig ist, ob sie sich wirklich so ereignet hat, wie es z.B. die zitierten Bemerkungen von Kollegen nahelegen, oder ob Buchwald, wie es die Einleitung nahelegt, sich diese nur ausgedacht hat. Die Geschichten haben innerhalb des Romanzusammenhangs keine Bedeutung, dienen lediglich dazu, der Geschichte ein gewisses Lokalkolorit zu geben.

### 3.2.1 *Forschung*

Indem Zeller in seinen Roman *Follens Erbe* Passagen über Karl Follen in das erste und zum Teil auch zweite Kapitel einbaut und so die Veränderung von Buchwalds Kenntnisstand über die Materie dokumentiert, schildert er einen Forschungsprozeß. Forschung ist zusammen mit Lehre und Selbstverwaltung eine genuine Aufgabe der Universität und nimmt in der Realität einen wichtigen Stellenwert ein. Inwieweit dies auch bei der fiktionalen Schilderung von Hochschulen der Fall ist, soll nun überprüft werden. Von Forschung soll im folgenden gesprochen werden, wenn der Verlauf und die Ergebnisse einer planmäßigen und zielgerichteten Suche nach neuen Erkenntnissen und dessen methodisch kontrollierte Beobachtung in einem Wissensgebiet beschrieben werden. Diese können entweder als Forschungsprozeß oder als Zusammenfassung der Ergebnisse dargestellt werden.

Direkt zu Beginn des Romans erläutert der Erzähler Buchwalds Beruf und erklärt, sein „Handwerk war es, historische Texte zu lesen und zu deuten“. (8) Mit der Wahl des Wortes „Handwerk“, vermittelt der Erzähler den Eindruck einer soliden, eingeübten Tätigkeit, die weniger intellektuelle Leistungen als vielmehr den Gebrauch erlernter und übernommener Kenntnisse und Techniken verlangt. Diese Beschreibung der Arbeit wird später noch erweitert, wenn der Erzähler mitteilt,

---

<sup>163</sup> Viele Rezensenten haben in der Figur des Classischen Cuddel ein satirisches Portrait des Erlanger Germanisten Kurt Wölfel erkannt. Auch in andere Romanen stellen die Autoren bekannte Personen des wissenschaftlichen Milieus dar, so etwa Kurt Mautz, der in seinem Roman *Der Urfreund* Wilhelm Emrich porträtiert und dessen Studien- und Assistentenzeit in der Weimarer Republik und im dritten Reich nachzeichnet. Vgl. dazu auch die Besprechung des Romans in der FAZ vom 9.11.1996.

„zu Buchwalds Beruf gehörte es auch, die Deutungen zu sichten und zu werten, die historische Texte auf sich geladen hatten.“ (8) Damit ergibt sich also als Beschreibung der Arbeit des Literaturwissenschaftlers Buchwald folgendes: Historische Texte müssen gelesen und gedeutet, andere Deutungen gesichtet und bewertet werden. Mit der Formulierung „auf sich geladen hatte“ werden die historischen Texte anthropomorphisiert, und es wird eine Last angedeutet, die die Interpretationen für die Texte bedeuten. An der Formulierung überrascht der zweimalige Hinweis auf die „historischen Texte“; zeitgenössische Texte werden von der literaturwissenschaftlichen Arbeit so ausgenommen. Dies könnte implizieren, daß die Beschäftigung z.B. mit moderner Lyrik keine literaturwissenschaftliche Forschung darstellt, bei Buchwalds späterer Beschäftigung mit dieser Thematik wird allerdings ein anderes Bild vermittelt.

Die Darstellung der Forschung läßt sich unter zwei Aspekten zusammenfassen: Zum einen bedeutet Forschung für Buchwald Flucht vor der Realität, zum anderen wird Forschung als Suche nach Wahrheit geschildert. Der erste Aspekt überwiegt dabei und zieht sich durch den gesamten Roman. Zunächst wird berichtet: „[...] gerne hielt er [Buchwald] sich auf im fernen Berlin, zeitenentrückt, hängte lieber noch ein paar Seiten an, ehe er sich wieder in die Gegenwart entließ.“ (10) Die Inversion, durch die das Adverb „gerne“ stark hervorgehoben wird, betont, wie sehr Buchwald die Beschäftigung mit einer früheren Epoche als Reise empfindet, die ihn von der Gegenwart befreit. Verstärkt wird diese Aussage durch den absoluten Komparativ „lieber“, somit werden zwei Adjektive, die Buchwalds angenehme Empfindungen bei der Beschäftigung mit der Vergangenheit beschreiben, herausgestellt. In der Mitte des Romans, als Buchwald sich nicht mehr mit Karl Follen beschäftigt, sondern an der Interpretation zeitgenössischer Lyrik arbeitet, wird wieder deutlich, daß auch diese Arbeit für Buchwald Flucht aus der Gegenwart bedeutet. Der beschreibende Satz weist nach dem Doppelpunkt die gleiche syntaktische Struktur wie der oben beschriebene auf, auch die Wortwahl ist zum Teil identisch:

Entlastende Rückkehr zur Arbeit am Schreibtisch: gern setzte Buchwald sich wieder auf die Spuren Norma Holbes. Auch hier gab es Widerstände auszuhalten, sicher, aber sie bauten sich nur im Kopf auf und waren auch im Kopf selbst zu überwinden. (164f.)

Auch hier betonen zwei Inversionen die Adjektive, die Buchwalds positive Bewertung der Forschung wiedergeben. Der Forschung bzw. der Beschäftigung mit fiktionaler Literatur wird hier das Leben in der Realität entgegengesetzt, das Buchwald als bedrohlich empfindet. Die Widerstände werden zwar durch das Wort „auch“ mit denen in der Realität verbunden, dann sofort mit „aber“ eingeschränkt. Trotzdem verstärkt sich bei Buchwald der Wunsch „nach einem Stoff, der sich unbeteiligt und frei von politischer Belastung behandeln ließe.“ (224) Er stellt fest, daß er die Beschäftigung mit Literatur dann nicht mehr als Flucht nutzen kann, wenn die Verbindung in die Gegenwart zu deutlich ist. „Nach etwas wahrhaft Schönem war ihm zumute, nach Ruhe und Weisheit“ (224), stellt der Erzähler fest und begründet so Buchwalds Hinwendung zu Goethes *West-östlicher Divan*.

Der Gedanke der Forschung als Flucht vor der Realität beschließt auch den Roman. Im letzten Absatz wird geschildert, wie Buchwald, der sich dem „alten Goethe“ zugewandt hat, seine Arbeit an einem Morgen beginnt:

Entschlossen ging er nach dem Frühstück an seine Arbeit, legte sich Goethes >Dichtung und Wahrheit< bereit auf den Schreibtisch und die >Lehrjahre< und freute sich, daß er heute den ganzen Tag Zeit hatte, sich in diesen Büchern aufzugeben. (352)

Wieder wird durch die Inversion das Adjektiv betont, das die Bewertung von Buchwalds Handeln schildert. Dieses zielgerichtete Vorgehen ermöglicht ihm die Flucht, die mit der Metapher des Sich-Selbst-Aufgebens illustriert wird, er wird unwichtiger als die Bücher, tritt hinter sie zurück.

Wiewohl Buchwald sich in den hier analysierten Passagen mit verschiedenen Themen beschäftigt, ist seine Bewertung des Forschungsprozesses für ihn immer die gleiche, ermöglicht die Forschung es ihm, aus der Gegenwart der Realität in eine andere, fiktive Gegenwart bzw. Vergangenheit zu fliehen. Der Forschungsprozeß an sich wird nicht thematisiert, die eingeschobenen Passagen über Follen dienen der Erweiterung des Wissens der Leser über Follen und der Parallelisierung des Vormärzes mit dem ‚deutschen Herbst‘ und nicht in erster Linie der Illustration von Buchwalds Kenntnisstand. Thematisiert wird lediglich Buchwalds Empfinden bei der Forschungsarbeit.

Neben der Flucht in eine andere Wirklichkeit hat die Forschungsarbeit für Buchwald noch einen weiteren Aspekt:

Er wollte die Wahrheit einer vergangenen Wirklichkeit aufbrechen, hoffte, auf eine Ader zu stoßen, die untergründig auch die Geschichte seines Denkens und Fühlens speiste und die seinen Pulsschlag heute noch, wie leise auch immer, verstärkte. (40)

Buchwald will mit seiner Beschäftigung mit den Texten einer Wahrheit näher kommen, die er als verschlossen empfindet. Zugleich verbindet sich mit dieser Suche nach der Wahrheit auch die Hoffnung, sich selbst besser in die Gegenwart einordnen zu können, eigene Wurzeln zu entdecken. Der Begriff der Wahrheit bleibt dabei jedoch unbestimmt; was „die Wahrheit einer Epoche“ sein soll, geht aus dem Text nicht hervor. Indem der Erzähler den hehren Begriff der Wahrheit verwendet, zeigt er zum einen Buchwalds übersteigerte Ansprüche an die literaturwissenschaftliche Forschung – er will nicht Fakten oder Interpretationen, sondern Wahrheit – und spricht der Arbeit so einen sakrosankten Charakter zu. Zugleich macht dieser Satz deutlich, daß Buchwald sich in einer Reihe bzw. Verbindung mit Follen bzw. dessen Zeit sieht. Er verwendet die Metapher einer Ader, die ‚die Geschichte seines Denkens speist‘. Mit dieser schafft der Erzähler über die einzelnen Parallelen hinaus eine Verbindung der Figuren Follen und Buchwald bzw. ihrer jeweiligen Zeiten.

Die Schilderung von Forschung in *Follens Erbe* ist eine Schilderung der subjektiven Empfindungen Buchwalds gegenüber der Forschung, bzw. seiner Wünsche an die Forschung. Sie soll neben der Fluchtmöglichkeit auch Buchwalds Wurzeln aufdecken und somit Erklärungen für die Gegenwart liefern. Buchwald richtet so eine Heilserwartung an die Forschung.

Trotz der positiven Einschätzung der Forschung, die ihm die Flucht aus der Realität ermöglicht, wird doch Forschung an sich respektive die literaturwissenschaftliche Arbeit immer mit ironischer Distanz betrachtet. Da, bedingt durch die personal-auktoriale Erzählsituation, die Trennung von Sätzen des Erzählers von denen Buchwalds nicht immer eindeutig möglich ist, ist es nicht feststellbar, ob die Distanz nur die des Erzählers oder auch die Buchwalds ist. Zumeist deuten die Einleitungen der betreffenden Passagen aber darauf hin, daß auch Buchwald seine Forschungsarbeit ironisch-distanziert sieht. So berichtet der Erzähler zu Beginn des Romans: „An diesem Abend faßte der Dozent Dr. Hellmut Buchwald den Entschluß, Karl Follens Biographie neu zu erfinden“ (9) und rekurriert damit auf eine Formulierung Buchwalds. Der Begriff „erfinden“ relativiert in diesem Zu-

sammenhang die wissenschaftliche Arbeit und macht deutlich, daß es nicht ausschließlich um die Darstellung von Fakten geht. Ebenso relativiert wird auch seine Arbeit über zeitgenössische Lyrik:

Anschließend bastelte er sich eine hoffnungsfrohe Theorie der Zukunft zurecht, die ihm sehr mutig erschien: ein Flammenzeichen gegen die Macht. (185)

Das Verb „basteln“ wertet die Arbeit hier ab, bringt sie in einen Bereich spielerisch-kindlicher Tätigkeit, ohne exakten wissenschaftlichen Anspruch.

Während in Zellers Darstellung die Forschung für Buchwald dann problematisch wird, wenn sich sein Leben bzw. die Realität und der Forschungsgegenstand zu sehr annähern, stellt Schwanitz in seinem zweiten Roman *Der Zirkel* Forschungsergebnisse dar, die immer wieder problemlos auf die erzählte Realität bezogen werden können. Erzählt wird von Dentzers Dissertation, einer soziologischen Untersuchung über die „paradoxe Struktur der Liebeskommunikation“<sup>164</sup>. Dentzers Ergebnisse dieser Arbeit werden auf zweifache Weise in den Roman eingebaut: erstens durch ein immer wiederkehrendes Thema, zweitens durch eine häufig verwendete Metapher. Das Thema ist die Beschränkung des Blickes Verliebter aufeinander und wird vom Erzähler schon zu Beginn des Romans eingeführt, wobei er die Wirkung auf Dentzer selber beschreibt:

Seitdem er in seiner Doktorarbeit die paradoxe Struktur der Liebeskommunikation aufgespürt hatte, schwebte er in einem Zustand latenter Dauerverliebtheit. Ihm war es gegangen wie einem Chemiker, der sich bei der Analyse von Spitzenweinen betrinkt. Es war ihm klargeworden, daß die Liebe aus einer optischen Selbstbeschränkung entsteht. [...] Autokatalytisch, durch Selbstentzündung, vermittelt einer ungeheuren Konzentration, mit der der Liebhaber nur noch die Augen der Geliebten sieht und dabei sieht, daß sie sieht, wie er sie ansieht [...] <sup>165</sup>

Der Erzähler berichtet von einer doppelten Wirkung der Forschung auf Dentzer: Zum einen hat er ein Modell entwickelt, das er selbst in der Realität bestätigt findet. Dieses betrachtet er nicht als Denkmodell, sondern als eine Beschreibung der Realität: „Es war ihm klargeworden“. Zum anderen hat die Analyse ihn selbst verändert. Diese Veränderung bewirkt nicht etwa eine Distanzierung, sondern eben eine Verstärkung des Erlebens im Hinblick auf die analysierten Tatbestän-

---

<sup>164</sup> Schwanitz, D. (1998): 43.

<sup>165</sup> Schwanitz, D. (1998): 43.

de. Für Dentzer entsteht so ein rauschhafter Zustand, der sich reflexiv verstärkt. Auch Dentzers Freundin Vanessa bezieht sich auf seine Arbeit, wenn sie die Beziehung zwischen sich und Dentzer beschreibt und zu diesem Zweck Dentzers Untersuchung paraphrasiert: „Das ist pure soziale Reflexivität. Sie sieht, daß er sie ansieht und dabei nur sieht, daß sie ihn sieht. Dadurch wird der Blick stereoskopisch.“<sup>166</sup> Die Handlung des Romans und der Inhalt der Dissertation werden so eng miteinander verzahnt und illustrieren sich gegenseitig. Indem nicht nur Forschungsergebnisse paraphrasiert oder zitiert werden, sondern eben auch ihre Anwendbarkeit dargestellt und illustriert wird, wird der Komplex Forschung für den Leser anschaulich und interessant.

Zu diesem immer wiederkehrenden Bezug auf das Thema kommt die Verwendung der petrarkistischen Metapher von Liebe als Kampf hinzu. Auch hier wird zunächst Dentzers Erläuterung der Theorie geschildert:

Dann wurde daraus einer seiner [Dentzers] kleinen oder größeren Vorträge über die erstaunliche Tatsache, daß die europäische Kultur von jeher die Liebe in den Begriffen des Krieges beschrieb: Amor schieße mit Pfeilen, die Geliebte werde belagert, unterwerfe aber ihrerseits den Angreifer, lege ihn in Ketten und fessele sein Herz. Wie in der Kriegskunst des Rokoko werden zum Zweck der Verführung Taktiken überlegt, Strategien entworfen, Angriffe geplant, Stellungen bezogen, Verhandlungen anberaumt, Übergabebedingungen verabredet und Rückzüge eingeleitet.<sup>167</sup>

Diese Erkenntnis, die recht ausführlich und anhand vieler illustrierender Beispiele geschildert wird, wird im Romankontext vom Erzähler wieder aufgegriffen:

Die Lebensgeister stehen einer nach dem anderen auf und beginnen mit geschlossenen Augen zu marschieren. Bald sind sie alle unterwegs, und es formieren sich die Armeen. Und dann herrscht Mobilmachung. Erste Kundschafterhände überschreiten die Grenze und sondieren das schlafende Gelände.<sup>168</sup>

Der Erzähler greift bei der Darstellung des Aufwachens von Dentzer und seiner Freundin Vanessa auf die Metapher zurück und variiert sie vielfach. Dabei stehen die theoretische Erklärung und die illustrierende Verwendung nicht direkt nebeneinander, ziehen sich vielmehr unabhängig voneinander durch den Roman.

Eine weitere Dimension erhält der Text zudem dadurch, daß es sich nicht einfach um fiktive Forschung handelt, bzw. die Behauptungen nur innerhalb des

---

<sup>166</sup> Schwanitz, D. (1998): 278.

<sup>167</sup> Schwanitz, D. (1998): 154f.

<sup>168</sup> Schwanitz, D. (1998): 271.

Romans von Bestand sind, sondern sich auf theoretische Schriften, teils von Schwanitz selbst, teils von anderen systemtheoretisch orientierten Autoren beziehen. Vor allem Hartmann Tyrells Aufsatz *Romantische Liebe – Überlegungen zu ihrer ‚quantitativen Bestimmtheit‘*<sup>169</sup> dient als Quelle. So sagt Dentzer im Roman etwa:

Wie in der Liebe gibt's im Konflikt nur zwei Parteien. Sie ordnen, wie in der Liebe, ihrer Beziehung alles andere unter, schaffen so eine eigene Welt und lassen sich darüber in einen Erlebniswirbel reißen, den sie nur miteinander und mit niemandem sonst teilen.<sup>170</sup>

Bei Tyrell heißt es ganz ähnlich:

Zu der dyadischen Tendenz im Bereich der Intimbeziehungen gibt es einen auffälligen Korrespondenzfall, den des Konflikts. [...] Die Affinität ist kaum zufällig. Nimmt man auf der einen Seite der Intimbeziehung insbesondere die passionierte Liebe, so ist deutlich: die Parallelität steckt in der hohen und aufmerksamkeitsabsorbierenden Relevanz von Streit und Liebe und zugleich in der Limitierung des Aufmerksamkeitspotentials.<sup>171</sup>

Auffällig ist bei diesen Passagen bei aller inhaltlichen Übereinstimmung die sprachliche Verschiedenheit. So wird die „dyadische Tendenz“ zu allgemeinverständlichen „zwei Parteien“ und „aufmerksamkeitsabsorbierende Relevanz“ zum „Erlebniswirbel, den sie nur miteinander“ teilen. Durch diese Transformierung in die Alltagssprache gelingt es dem Erzähler, wissenschaftliche Positionen allgemeinverständlich und interessant darzustellen. Damit weist die Darstellung des Komplexes Forschung drei Komponenten auf: erstens die Verknüpfung von Theorie und Anwendung der Thesen innerhalb des Romans durch die Figuren selbst, zweitens ihre Anwendung durch den Erzähler und drittens den Bezug auf die Realität außerhalb des Romans.

Ein Roman, in dem ein Forschungsprojekt den gesamten Handlungsverlauf bestimmt, liegt mit Stefan Hüfners *Der Physiker und sein Experiment* vor. Der Gang der Handlung teilt sich in drei Phasen, die denen der Suche nach einem neuen Experiment, der Durchführung und des Scheiterns entsprechen.

Der Physiker Karl Frowein will die vorlesungsfreie Zeit eines Sommers nutzen, um ein neues Experiment durchzuführen. Die Suche nach diesem wird sehr aus-

<sup>169</sup> Tyrell, H.: *Romantische Liebe - Überlegungen zu ihrer ‚quantitativen Bestimmtheit‘*. In: Baeker, D. (Hg.): *Theorie als Passion* (1987).

<sup>170</sup> Schwanitz, D. (1998): 155.

<sup>171</sup> Tyrell, H. (1987): 585.

führlich dargestellt, zumal es sich nicht um eines handelt, das sich logisch aus der bisherigen Forschung ergibt, sondern um eine neue Idee. Die Suche nach einem neuen Experiment wird als völlig willkürlich dargestellt:

Jedesmal, wenn er eine neue Untersuchung beginnen wollte, trieb ihn die Unruhe umher. Bald experimentierte er dann ein paar Stunden im Labor, nicht wirklich mit einem Ziel, dann wieder wühlte er stundenlang in Zeitschriften herum, ohne einen Artikel systematisch zu studieren, aber doch hellwach, um nur nicht einen Anstoß zu einem Gedanken, der aus einer der vielen Seiten, die er überflog, kommen konnte, zu übersehen.<sup>172</sup>

Hierbei fällt auf, daß der Erzähler bewußt vermeidet, wissenschaftliche Stringenz darzustellen, vielmehr wird häufig betont, daß die Idee zu diesem Experiment zufällig entsteht. Verben wie „treiben“, „wühlen“ und „überfliegen“ betonen die Zufälligkeit, die aber trotzdem oder deshalb zu einer Idee führt: „Jetzt hatte er gefunden, wonach er gesucht hatte: ein neues Experiment.“<sup>173</sup> Zwar mag die Suche nach Experimenten in manchen Fällen so funktionieren, die literarische Umsetzung ist aber hier insofern nicht geglückt, als dem Leser das Vage, Unsystematische ins Bewußtsein gerückt wird und er den Sinn des Experiments nicht erkennen kann. Unklar bleibt allerdings das genaue Ziel:

Man müßte die Moleküle auf dem Metall anhand irgendeiner ihrer Eigenschaften untersuchen, dachte er. Eine der Eigenschaften, die sie auch in gasförmigem Zustand zeigten. So könnte man den Einfluß der Oberfläche auf das Molekül erforschen.<sup>174</sup>

Die Erklärung bleibt oberflächlich und ungenau, „irgendeine Eigenschaft“ wird zwar später noch spezifiziert in eine Eigenschaft, „die sie auch in einem gasförmigen Zustand zeigen“, doch damit ist immer noch nicht deutlich, welches Ziel mit dem Experiment verfolgt wird.

Nach dieser ungenau geschilderten Suche folgt im Mittelteil des Romans eine in Teilen sehr ausführliche Darstellung der Versuchsdurchführung. So wird etwa der Versuchsaufbau folgendermaßen beschrieben:

Zunächst wurde aus einem etwa dreißig Zentimeter langen Stahlrohr der Hauptteil der Kammer herausgeschnitten. Danach erfolgte die Herstellung der Ansatzstücke, die später das Lichteinlaß- und Lichtauslaßfenster sowie die Geräte zur Aufdampfung der Metallproben und zum Druckmessen aufnehmen sollte. Schließlich wurden die Flansche gedreht. Endlich waren alle Teile fertig, und an einem Vormittag wurde die Kammer zusammengeschweißt.<sup>175</sup>

---

<sup>172</sup> Hüfner, St. (1988): 29.

<sup>173</sup> Hüfner, St. (1988): 29.

<sup>174</sup> Hüfner, St. (1988): 32.

<sup>175</sup> Hüfner, St. (1988): 68.

Bei dieser Darstellung ergibt sich das Problem, daß der Erzähler zwischen detaillierter Darstellung und durativer Raffung schwankt. Zwar werden die Ansatzstücke und die Fenster ausführlich erwähnt, mit den temporalen Bestimmungen „schließlich“ und „endlich“ wird dann aber wieder eine Raffung angezeigt. Diese überrascht, weil die Partikeln zwar andeuten, daß viel Zeit auf die bisherigen Anfertigungen verwendet wurde, andererseits aber wenig Zeitvergehen dargestellt wird. Dieses Problem tritt im Roman vielfach auf; es wird immer wieder ausführlich geschildert, dann wieder gerafft, so daß keine durchgehende Linie des Erzählens auszumachen ist. Ein weiteres Problem besteht darin, daß auch an dieser Stelle für den Leser nach wie vor nicht transparent ist, welches Ziel mit dem Experiment erreicht werden soll. Die Einordnung wird ihm so erschwert, das Gefühl der Willkürlichkeit des Experiments bleibt bestehen. Zudem wird keine Spannung erzeugt; wie das Experiment weitergeht oder endet, bleibt für den Leser marginal, weil er den Sinn nicht kennt.

Der Roman endet mit einem doppelten Scheitern: Zum einen kommt der Protagonist Frowein mit seinem Assistenten zu keinem Ergebnis, obwohl sie den Versuchsaufbau immer wieder modifizieren, zum anderen wird in einer Fachzeitschrift eben dieses, wenn auch nunmehr erfolgreich durchgeführte Experiment einer anderen Forschergruppe beschrieben:

Die Apparatur war seiner eigenen im Prinzip ähnlich, nur hatten die Autoren nicht die Mühe mit der aufwendigen Streukammer gemacht, mit der Karl Frowein möglichst klare experimentelle Bedingungen hatte schaffen wollen.<sup>176</sup>

Damit ist der Forschungsprozeß abgeschlossen und damit endet – abgesehen von kurzen Schilderungen der privaten Umstände – der Roman.

Im Unterschied zu den Romanen von Zeller und Schwanitz wird in *Der Physiker und sein Experiment* ein naturwissenschaftlicher Forschungsprozeß dargestellt. Dabei entstehen offensichtlich für den Erzähler Probleme, das Geschehen auch nicht naturwissenschaftlich vorgebildeten Lesern deutlich zu machen. Dies äußert sich besonders deutlich in dem beständigen Schwanken zwischen sehr ausführlicher Beschreibung des Experiments und stark raffender Zusammenfassung. Da zudem die Frage, welchen genauen Sinn das Experiment hat, nicht beantwortet wird, wird auch wenig Spannung auf den Ausgang erzeugt. Ein wei-

---

<sup>176</sup> Hüfner, St. (1988): 108.

teres Problem liegt darin, daß naturwissenschaftliche Forschung – ungeachtet der Wichtigkeit der Erkenntnisse – nicht wie geisteswissenschaftliche zum Bildungskanon gehört<sup>177</sup> und daß die Übertragbarkeit der Ergebnisse auf den Leser hier nicht möglich ist. Während sich der Protagonist in *Der Zirkel* mit Liebeskommunikation beschäftigt, und damit ein Thema bearbeitet hat, das für die meisten Leser auf sie selbst beziehbar ist, fehlt eben dieser Aspekt bei Hüfner vollkommen.

Zudem fällt eine Unsicherheit bei der Einordnung physikalischer Forschung auf. Bedingt durch die personal-auktoriale Erzählsituation ist dabei nicht auszumachen, ob diese Unsicherheit nur auf Seiten des Protagonisten vorliegt oder ob der Erzähler keine Klarheit über ihre Einordnung hat. Frowein selbst hält Physik zwar für die Krone der Wissenschaft, für „eine elementare kulturelle Aufgabe und genauso wichtig wie das Aufführen von Dramen oder das Schreiben von Gedichten“<sup>178</sup>, bezeichnet sie dann aber wieder als „zweitklassige Wissenschaft“<sup>179</sup> und leidet darunter, daß die Gesellschaft seine Disziplin nach seiner eigenen Aussage für wenig sinnvoll hält. Bei seinen Vergleichen von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft, die er zudem fälschlich mit der Kunst und Kultur gleichsetzt, kommt es immer wieder zum falschen Gebrauch von Wörtern und vor allem zu Vergleichen, bei denen das tertium comparationes nicht gegeben ist<sup>180</sup>.

Die Darstellung des Experiments in *Der Physiker und sein Experiment* hat das Ziel, physikalische Forschung interessant und anschaulich darzustellen. Es ist zugleich auch der Versuch, die Auswirkungen von Forschung auf die Forschenden aufzuzeigen. Beschrieben wird die völlige Hingabe Froweins an sein Experiment, das alle Gedanken beansprucht (so stark, daß ihn der Auszug seiner äl-

---

<sup>177</sup> Auch wenn man heute nicht mehr von einem eindeutigen Bildungskanon sprechen kann, so gilt doch nach wie vor die Überzeugung, daß geisteswissenschaftliche Wissensgebiete eher von allgemeinem Interesse sind, zur „Bildung“ gehören, als naturwissenschaftliche. Vgl. dazu z.B. den Eintrag „Bildung“ in *Metzlers Lexikon Literatur- und Kulturtheorie*.

<sup>178</sup> Hüfner, St. (1988): 71.

<sup>179</sup> Hüfner, St. (1988): 72.

<sup>180</sup> So schildert er etwa, daß die Schwalbe „die statischen Gesetze, nach denen sie ein Nest bauen muß“, kennt und folgert daraus, daß „diese Tiere auf ihre primitive Weise eine Art Zivilisation“ haben. Da die Tiere ihre Nester jedoch nicht schmücken, Schmuck aber für Frowein zur Kunst und Kultur gehört, hätten die Geisteswissenschaften ein höheres Ansehen, weil sie einen höheren Entwicklungsstand erfordern. (Vgl. Hüfner, St. (1988): 72).

testen Tochter am Ende des Romans völlig überrascht), dabei wird die Physik immer als eine besonders anspruchsvolle Disziplin beschrieben<sup>181</sup>.

Abgesehen von diesen drei Romanen, in denen Forschung ein wichtiger Bestandteil der Schilderung ist, ist sie in den meisten Universitätsromanen nur ein Randthema. Zwar werden wissenschaftliche Arbeiten zu verschiedenen Themen erwähnt, doch wird die Forschung – ähnlich wie die Lehre – nie als die hauptsächliche Beschäftigung der Romanfiguren dargestellt. Offensichtlich interessiert die Erzähler von Universitätsromanen die Beschreibung der herrschenden Strukturen in weit stärkerem Maße als die der Forschung. Noch seltener als die Forschung wird die Lehre thematisiert, d.h. die beiden eigentlichen inhaltlichen Aufgaben der Wissenschaftler spielen in den Romanen kaum eine Rolle, bzw. dienen – wie die Forschung – als ‚Mittel zum Zweck‘ bei der Darstellung innerer Vorgänge der Protagonisten. Über den Grund des Fehlens der Darstellung der Lehre kann nur spekuliert werden, möglich ist, daß die Autoren die Lehre als selbstverständlichen Alltag, der nicht dargestellt werden muß, betrachten. Möglich ist auch, daß sich hierin wiederum das, was eigentlich dargestellt werden soll, zum Ausdruck kommt: Es geht um Strukturen und Befindlichkeiten, die Forschung wird dann dargestellt, wenn sie für diese Darstellung instrumentalisiert werden kann. Bei der Darstellung der Lehre ist eben dieses so nicht möglich.

Die fehlende Thematisierung der Forschung geht einher mit einer bestimmten Weise der Figurendarstellung. Die meisten der Figuren lassen sich in drei Kategorien einteilen: Dies sind zum einen die Professoren, die sich selbst und ihre eigene Arbeit stark überschätzen und die eigene Wissenschaftsdisziplin für die Krone der Wissenschaft erachten. Solche Figuren werden von den Erzählern in den allermeisten Fällen sehr kritisch gesehen und häufig nur in karikierender Art und Weise dargestellt. Hier ist etwa an die Professoren Feineis und Cuddel in Zellers *Follens Erbe* zu denken oder an Heichens Professorenfiguren Haßkerl und Großkopf. Auch der Erzähler in Thea Dorns *Berliner Aufklärung* karikiert diese Professoren, wenn etwa ein Professor zur Protagonistin, die in seine Sprechstunde kommt, meint:

---

<sup>181</sup> Dies geht vor allem daraus hervor, daß andere Wissenschaftsdisziplinen als leichter beschrieben werden, vgl. dazu auch 4.1.2.

Wie immer auch dringlich Ihnen Ihr Anliegen erscheinen mag [sic!], so muß ich Sie dennoch darauf hinweisen, daß Sie einen Mann, der nicht mehr der Jüngste sich nennen darf, wertvoller, da vielleicht letzter Momente der Inspiration berauben.<sup>182</sup>

Die Einschätzung der eigenen Wissenschaftsdisziplin wie auch der eigenen Rolle innerhalb dieser Disziplin wird nicht nur in der Aussage an sich deutlich, sie wird durch die geschraubte Redeweise, die vielen Inversionen und die ungewöhnliche Wortstellung auch karikiert. Ähnlich stark ist auch die Selbstüberschätzung eines weiteren Professors, der erklärt, die Philosophie sei keine Wissenschaft wie andere, sondern „eine Lebensform, ja beinahe möchte ich sagen: eine Passion“<sup>183</sup>.

Zur zweiten Kategorie gehören solche Figuren, die nicht wissenschaftlich arbeiten, sondern sich lediglich auf die Selbstverwaltung und auf Aufgaben außerhalb der Universität konzentrieren. Schwanitz beschreibt viele Professoren dieser Gruppe, etwa Weskamp, dem „die wissenschaftliche Arbeit [...] schal und leer“<sup>184</sup> scheint, oder die intrigierenden Professoren in *Der Zirkel*, die keine qualifizierten Professoren berufen, aus Angst, ihre geringe wissenschaftliche Qualifikation würde dann bekannt.<sup>185</sup> Stehen solche Professoren im Mittelpunkt des Romans, so kann keine Forschung geschildert werden, weil die beschriebenen Figuren keine leisten.

Zur dritten Gruppe gehören solche Figuren, zumeist in den Kreisen der Dozenten angesiedelt, die von der wissenschaftlichen Arbeit enttäuscht sind und stark desillusioniert die eigene Forschung betrachten. Einen solchen Dozenten schildert etwa Hermann Kinder in *Vom Schweinemat der Zeit*, der feststellt:

Meine Kirchenbilderforschung wird im besten Falle bewirken, daß klügere und jüngere Kollegen eine Anti-Müller-Kirchenbilderforschung in Angriff nehmen.<sup>186</sup>

Die Feststellung, daß die eigene Forschung auf die Gesellschaft außerhalb der Universität keine Auswirkung hat und maximal innerhalb der eigenen sehr begrenzten Gruppe Widerspruch auslösen wird, veranlaßt den Ich-Erzähler dazu, die eigene Forschung zu relativieren. Dies deutet darauf hin, daß nicht in der

---

<sup>182</sup> Dorn, T. (1996): 77.

<sup>183</sup> Dorn, T. (1996): 134.

<sup>184</sup> Schwanitz, D. (1995): 36.

<sup>185</sup> Vgl. Schwanitz, D. (1998): 30ff.

<sup>186</sup> Kinder, H. (1980): 27.

erfolgreichen Forschung selbst der Grund für als befriedigend wahrgenommene Arbeit liegt, sondern in der Anerkennung durch Kollegen oder andere Wissenschaftler.<sup>187</sup>

Das heißt, daß die fehlende Darstellung von Forschung mit einer bestimmter Art der Figurencharakterisierung einhergeht. Ob nun aber die Darstellung der Figuren die fehlende Beschreibung von Forschung begründet, ob es sich umgekehrt verhält oder beides in keinem kausalen Zusammenhang steht, ist nicht eindeutig zu bestimmen.

Wird Forschung in deutschen Universitätsromanen dargestellt, geht es um die subjektive Empfindung der Protagonisten bzw. um die Auswirkung der wissenschaftlichen Arbeit auf sie. Die Frage, wie geforscht wird, wird in keinem der Romane thematisiert, es wird lediglich, wie bei Zeller, als Vorgang des Lesens und darüber Nachdenkens dargestellt. D.h., Methoden werden in den Texten, die geisteswissenschaftliche Forschung beschreiben, nicht dargestellt, sie spielen lediglich dann am Rande eine Rolle, wenn ein naturwissenschaftlicher Forschungsprozeß, wie bei Hüfner, dargestellt wird. Zudem wird Forschung immer als Einzelleistung dargestellt, die weder unter den Wissenschaftlern besprochen wird, noch in Zusammenarbeit mit anderen geschieht. Die Darstellung von Forschung widerspricht dem intendierten Ziel der Erzähler, nämlich dem Aufzeigen der – in den allermeisten Fällen negativen – Auswirkungen der Arbeit auf die Figuren bzw. der fiktionalen Darstellung des Lebens an deutschen Universitäten. Dies beobachtet auch Arntzen für viele deutsche Romane:

Kaum einer von ihnen [der im Roman dargestellten Wissenschaftler] tritt allerdings als Wissenschaftler, der wissenschaftliche Theorien vorträgt oder diskutiert, hervor, sondern eher als jemand, an dem die Lebenswirkungen einer wissenschaftlichen Existenz ablesbar sind.<sup>188</sup>

Versucht ein Erzähler trotzdem, wissenschaftliche Arbeit in den Roman einzubinden, so ist das für den Leser in den meisten Fällen dann interessant, wenn die Verbindung von Forschung und Realität dargestellt wird, er den Zusammen-

---

<sup>187</sup> Ähnlich desillusioniert sind z.B. auch einige Studenten in Peter Wierichs *Professoren sterben selten leise*, die feststellen: „Was kann an einem solchen Institut normalerweise schon weltbewegendes passieren? Klau von irgendwelchen Forschungsergebnissen? Ach Gott, wen interessiert denn, abgesehen von einer Handvoll Germanisten, was hier geforscht wird?“ (Wierichs, P. (1986): 57).

<sup>188</sup> Arntzen, H. (1995): 453.

hang zu seinem Leben oder dem der Protagonisten erkennen kann. Dies ist etwa bei Schwanitz der Fall, aber zum Teil auch bei Zeller, dessen Darstellung der Forschung über Follen die Parallelisierung von Vormärz und ‚deutschem Herbst‘ ermöglicht.

### **3.2.2 Wissenschaftliches Milieu und politisches Milieu**

Bei der Durchsicht der deutschsprachigen Universitätsromane des zwanzigsten Jahrhunderts fällt zunächst auf, daß in knapp der Hälfte der Romane ausschließlich das wissenschaftliche Milieu beschrieben wird. Kontakte von Angehörigen des Milieus zu denen anderer Milieus finden in diesen Romanen nicht statt bzw. werden nicht dargestellt<sup>189</sup>. In einigen Romanen wird jedoch das wissenschaftliche Milieu als eines innerhalb der funktional differenzierten Gesellschaft beschrieben und gezeigt, wie ein anderer Teil der Gesellschaft, nämlich das politische Milieu, auf das wissenschaftliche Milieu einwirkt. Michael Zeller zeichnet in seinem Roman *Follens Erbe* solche Verbindungen auf.

Einflüsse der Politik auf die Universität werden in dem Roman zweifach dargestellt: zum einen Einflüsse zur Zeit des Vormärz anhand der Follen-Geschichte, zum anderen auch Einflußnahmen während des ‚deutschen Herbstes‘. Hierbei weisen die beiden Erzählstränge einen wichtigen Unterschied auf: Die Erzählung über den Protagonisten Hellmut Buchwald ist eine fiktionale Erzählung. Die Figur Buchwalds ist ebenso erfunden wie viele andere Figuren; auch wenn es vielfältige Verbindungen mit der Realität gibt, so bleibt es doch eine von einem Erzähler erdachte Geschichte. Die Darstellung von Follens Leben dagegen hat eine historische Figur zum Gegenstand. Die Schilderungen seines Lebensweges wie auch die der mit ihm in Kontakt stehenden Personen beziehen sich auf reale Vorgänge, zudem räumt der Roman ihnen eine größere Glaubwürdigkeit ein, indem er sie als Forschungsergebnisse schildert. Da der Erzähler diesen Erzählstrang ernsthaft und nicht satirisch oder parodistisch anlegt, fehlen alle Hinweise dar-

---

<sup>189</sup> Eine ausschließliche Beschränkung auf das wissenschaftliche Milieu liegt in den folgenden Romanen vor: Walter Heichen *Die Stiefkinder der alma mater*, Peter Wierichs *Professoren sterben selten leise*, Eckhard Bodenstein *Das Ernie-Prinzip*, Stefan Hüfner *Der Physiker und sein Experiment*. Eine Ausnahme ist Hans Tholpeks *Der frühe Rückzug*, in dem zwar zwei völlig unterschiedliche Milieus dargestellt werden, allerdings herrscht zwischen beiden nur insofern eine Verbindung, als daß sich der Protagonist in beiden bewegt. Dabei wird aber nie das eine Milieu thematisiert, wenn er sich im jeweils anderen bewegt.

auf, daß es sich nicht um eine möglichst wirklichkeitsgetreue Wiedergabe der Vorgänge im 19. Jahrhundert handelt. Diese werden allerdings in den meisten Fällen durch die Reflektorfigur Buchwald erzählt, der über den historischen Follen arbeitet und den Leser an seinen Erkenntnissen, aber eben auch seinen Bewertungen, teilhaben läßt. Eine Wertung von Follens Handeln ist schon in der ersten Vorstellung seiner Person erkennbar, wenn Buchwald feststellt:

Karl Follen mußte der Teufel geritten haben, daß er, im Frühling 1818 gerade zum Doktor der Rechte promoviert, als frisch bestallter Advokat das großherzogliche Wohlwollen so über die Maßen strapazierte. Das Landeskind hatte nicht davor zurückgeschreckt, sich gegen die Prinzipien eines christlichen Staatswesens zu versündigen: Follen hielt die Steuerpolitik des Herzogs nicht für ein göttliches Geschick. (14)

Die Wertung wird erkennbar durch die Formulierung „der Teufel geritten haben“. Zugleich macht der Erzähler deutlich, daß es sich um eine subjektive Einschätzung handelt, indem er die Verbkonstruktion „mußte...haben“ verwendet, die eine Vermutung signalisiert. Auch wird der Sachverhalt mit ironischer Distanz wiedergegeben. Diese wird sowohl in der Wortwahl „Landeskind“ deutlich, wie auch in dem übertriebenen Gebrauch antiquierter Formulierungen wie „großherzogliches Wohlwollen“ und „christliches Staatswesen“. Durch die Verknüpfung bzw. den Vergleich zweier Ausdrücke, die nicht zueinander passen, wie göttliches Geschick mit Steuerpolitik, entsteht zudem Komik. So läßt der Erzähler wiederum Buchwalds distanzierte Bewertung der großherzoglichen Politik wie auch seine Sympathie für Follen offenkundig werden. Indem der Erzähler bzw. Reflektor Worte aus der von ihm erzählten Zeit verwendet, das Erzählte aber kritisiert, wird die Distanz markiert. Dargestellt wird der Sachverhalt, daß Follen sich gegen den Staat, bzw. Politik eines Landesherrn wendet, was zur Folge hat, daß „seine Suspension von der Universität Gießen [...] bevor [stand].“ (14) Nach kurz erwähnten Stationen in Jena und Basel geht Follen an die Harvard Universität, und

wurde nicht müde, die freiheitlichen Bürgerrechte zu preisen, das gesamte politische Klima seiner neuen Heimat. Bei den Kollegen in Harvard stand er in hohem Ansehen. Fachlich war er unumstritten. [...] Doch als es 1835 darum ging, seine Professur in Harvard zu verlängern, winkte die Verwaltung ab. (64)

Seine Entlassung scheint nicht fachlich, sondern politisch begründet, und dies, obwohl Follen nicht in die Wissenschaftspolitik involviert ist. Erst später wird er-

wähnt, daß Follen sich der „Antislavery Society“ anschloß, und der Erzähler bzw. Reflektor kommentiert:

Auch in Amerika stellte sich die Universität also wacker an die Seite der Denkverbote und festigte damit die Internationalität der staatsfrommen Intellektuellen-Behörde, die die Losung von freier Forschung und Lehre so selbstvergesessen-selbstgewiß im Banner führte. (80)

Mit dieser Bewertung der amerikanischen wie der europäischen Universitätstradition und ihrer abwertenden Kennzeichnung als „Intellektuellen-Behörde“ verdeutlicht der Erzähler ein Anliegen: Die Darstellung der Geschichte Follens dient auch dazu, allgemein übliche und – so die Auffassung des Erzählers – überall herrschende Strukturen aufzuzeigen. Die Figur Buchwald durchläuft zwar nicht ähnlich viele Stationen wie Follen, geht aber in seinem Protest nicht so weit wie dieser. Er wendet sich aber genau wie Follen gegen die aktuelle Politik, und zwar eben auch nicht gegen die Wissenschaftspolitik. Allerdings sind seine Eingriffe – anders als die Follens – in seiner Arbeit verankert und zeigen sich zunächst darin, daß er sich in einem Seminar mit Gegenwartslyrik beschäftigt. Daraus resultiert auch seine Beschäftigung mit der Autorin Norma Holbe, die, bedingt durch die aktuellen politischen Entwicklungen, „ins Gerede gekommen [ist], als Literatin, aber auch als Person.“ (210). Während Buchwalds Interesse an moderner, politischer Lyrik wächst, verändert sich die Stimmung nach mehreren Terroranschlägen in Deutschland. Buchwald, dessen politische Überzeugungen nicht so weit gehen wie die Follens, der eher Mitläufer als Initiator ist, „sehnte sich nach einem Stoff, der sich unbeteiligt und frei von politischer Belastung behandeln ließe.“ (224)

Der Erzähler zieht für eine gewisse Zeit Parallelen zwischen der fiktiven Figur Buchwalds und der realen Follens. Daneben sollen aber auch Parallelen beim Umgang der staatlichen Macht mit politisch Andersdenkenden an den Universitäten aufgezeigt werden. Dazu deutet der Erzähler drei weitere strukturelle Übereinstimmungen an: Das eine ist eine Parallele, die zwischen dem sogenannten Radikalenerlaß und einem Fürstendekret von 1817 geschaffen wird. Buchwald stößt bei seiner Beschäftigung mit Follen auf einen Text, der besagt,

[d]aß S.K.H. der Großherzog sämtliche Landeskinder, die sich für den Ehrenspiegel bekannt haben, zu jedem hierländischen Staatsdienste als unfähig andurch erkläre (29).

Damit vergleichbar ist zur Zeit des ‚deutschen Herbstes‘ der sogenannte Radikalenerlaß, in dem der Dienstherr aufgefordert wurde

aufgrund des jeweils zu ermittelnden Sachverhalts die gebotenen Konsequenzen zu ziehen und insbesondere zu prüfen, ob die Entfernung des Beamten aus dem Dienst anzustreben ist.<sup>190</sup>

Der Erlaß selbst wird nicht zitiert und auch nicht namentlich genannt, der Text signalisiert dem Leser aber, daß Leerstellen zu füllen sind. Dies geschieht vor allem dadurch, daß der Erzähler immer wieder auf die Angst vor staatlichen Repressionen der Dozenten eingeht. So berichtet er etwa vom Vorschlag eines Kollegen Buchwalds, die Studienordnung zu verschärfen, um den Eingriffen der Bürokratie zuvorzukommen (18). Die Dozenten stimmen diesem Antrag zu, auch Buchwald, „[u]m sich nicht zum Narren zu machen“ (19), obschon einige dagegen zu sein scheinen. Dem Leser, der sich über diesen vorausseilenden Gehorsam wundert, der die Zeitumstände kennt, wird hier die Verbindung z.B. zum Radikalenerlaß nahegelegt.

Eine zweite Parallele zeigt sich, wenn man bedenkt, daß die im Roman beschriebene Schriftstellerin Norma Holbe Züge Luise Rinsers trägt. Luise Rinser verfaßte 1970 einen Brief an den Vater des RAF-Mitglieds Gudrun Ensslin, in dem sie ihm versichert, „seine Tochter habe in ihr eine Freundin fürs Leben gefunden“ (211). Dieser Brief wird im Roman wiedergegeben und Norma Holbe zugeschrieben. Ebenso erwähnt wird der Trostbrief des Berliner Theologieprofessors Wilhelm de Wette an die Mutter von Karl Sand, den er nach dessen Hinrichtung schrieb. Dieser wird, obwohl nicht als Zitat deutlich gemacht, zitiert:

Der Irrtum Ihres außerordentlichen Sohnes wird aufgewogen durch die Lauterkeit der Überzeugung, die Leidenschaft wird geheiligt durch die gute Quelle, aus der sie fließt. Er hielt es für recht, und so hat er recht getan; ein jeder handle nur nach seiner besten Überzeugung, und so wird er das Beste tun. (46)

Indem der Erzähler beide Briefe in den Roman einbaut, schafft er Parallelen der beiden Zeiten und ihres Umgangs mit politisch Andersdenkenden.

Die dritte Parallele ist die Überlegung des Erzählers, inwieweit ein Autor für die Wirkung seines Textes verantwortlich ist, bzw. ob man einen Text nach einer Gewalttat (die dieser vielleicht, wenn auch nicht bewußt, provoziert hat) anders

<sup>190</sup> In: Ministerialblatt für das Land Bayern 1972, *Beschäftigung von rechts- und linksradikalen Personen im öffentlichen Dienst*.

lesen muß als zuvor. Diese Frage stellt sich im Roman zweimal; einmal in den Follen-Passagen, in denen ein Gedicht, das Karl Follen zugeschrieben wird, zitiert wird:

Freiheitsmesser, gezückt!  
Hurrah! den Dolch durch die Kehle gedrückt!  
Mit Purpurgewändern,  
Mit Kronen und Bändern  
Zum Rachealtar steht das Opfer geschmückt! (49)

Nachdem Sand Kotzebue ermordet hatte, wurde das Gedicht neu gelesen:

Was davor unverbindlich und geschmäckerlich vom Kritiker als schlechte Literatur zu werten war, das konnte jetzt unmittelbar als Aufforderung zum Mord verstanden werden (50).

stellt Buchwald bei seinen Recherchen fest. Der Erzähler schafft nun wiederum eine vergleichbare Situation, indem er Norma Holbe das Gedicht „Tusculum“ zuschreibt, das nach den Anschlägen der Roten Brigaden neu gelesen wird. Eine Studentin Buchwalds kritisiert das Gedicht scharf und stellt fest, „daß die Autorin doch unmißverständlich mit ihrer Sympathie für die italienischen Roten Brigaden“ (147) kokettiere. Der Erzähler bzw. Buchwald als Reflektorfigur empfinden die Art des Umgangs mit Andersdenkenden in beiden Zeiten als ähnlich.

Das wissenschaftliche Milieu wird in dem Roman *Follens Erbe* als ein Teil der Gesellschaft dargestellt, der starken Einwirkungen durch das politische Milieu ausgesetzt ist und durch seine geringere politische Macht diesen Einwirkungen auch nachgeben muß. Sowohl bei der fiktiven Figur Buchwalds wie auch bei der realen Figur Follens fällt zunächst auf, daß sich beide gegen den Staat wenden bzw. diesen erneuern wollen und dafür unter Repressionen zu leiden haben. Diese kommen allerdings nur indirekt vom Staat, in erster Linie sind es Versuche der jeweiligen Hochschulen, gegen die aufrührerischen Pläne beider vorzugehen. Die Hochschulen werden nicht als unpolitische Organisationen geschildert, es wird vielmehr deutlich gemacht, daß sie staatliche Einrichtungen sind, die mehr oder weniger systemkonform existieren. Auffällig an dem Roman ist die unterschiedliche Haltung des Erzählers bzw. Reflektors. Während das Vorgehen der Universitäten im Namen des Staates gegen Follen kommentiert wird, fehlt diese Bewertung bei der Schilderung Buchwalds. Zwar wird auch hier vielfach personal erzählt, jedoch unterbleibt jede Kritik. Dies bewirkt eine Leserlenkung:

Indem Buchwalds Anpassung an das System dargestellt wird, wird er als Gegenfigur zu Follen entworfen und dem Leser die Einordnung und Bewertung überlassen. Zudem ist es nicht der Staat selbst bzw. einige seiner untergeordneten Behörden, die gegen die Aufrührer bzw. Mitläufer vorgehen, sondern zunächst die Universität. Damit wird die Universität als zweigeteilt geschildert: Auf der einen Seite die (zumeist jungen) Dozenten und auch Studenten, die eine politisch abweichende Meinung vertreten, und auf der anderen Seite die Professoren und Teile der Dozentschaft, die die Staatsmeinung vertreten und ihren Einfluß an der Hochschule nutzen, um politisch Andersdenkende zu bekämpfen. Die Universität wird so zum Schauplatz eines Stellvertreterkampfes.

Auch Hermann Kinder stellt in seinem Roman *Vom Schweinemat der Zeit* eine von Angst vor Repressionen geprägte Atmosphäre an einer deutschen Universität dar. Wieder steht die Abhängigkeit des wissenschaftlichen Milieus vom politischen im Mittelpunkt der erzählten Handlung, wenn der Ich-Erzähler konstatiert:

Nun ist es geschehen. Sie haben oben ausgeholt. [...] Sie schaffen einfach die Geisteswissenschaften ab [...]. Aber das können die da oben doch nicht. [...] Die können. Die tun.<sup>191</sup>

Der Ich-Erzähler stellt den Universitätsangehörigen somit eine unbekannte, nicht beschriebene Gruppe gegenüber, ein anonymes „sie“, das mit den Worten „die da oben“ kaum näher benannt wird. Indem er das Personalpronomen nicht konkretisiert, erhält es den Anschein einer allgemein bekannten Gruppe, die nicht benannt werden muß, da sie allen bekannt ist. Der Ich-Erzähler berichtet, wie die Angehörigen der Universität mit dieser bedrohlichen Planung umgehen, und wieder wird, genau wie bei Zeller, eine interne Spaltung beschrieben. Die Spaltung geschieht in eine Gruppe derer, die so einflußreich ist, daß sie bei Schließung der Hochschule andere Stellen einnehmen könnten, und solche, die diesen Einfluß eben nicht haben.

Auch in diesem Roman wird auf eine Kommentierung der Ereignisse weitgehend verzichtet, der Ich-Erzähler kritisiert weniger die Vorgänge, sondern stellt vielmehr das Verhalten der Hochschulangehörigen dar, überläßt eine Bewertung aber dem Leser. Deutlich wird dies z.B. bei dem Bericht eines Kollegen des Ich-

---

<sup>191</sup> Kinder, H. (1980): 77.

Erzählers,

er wage es nicht mehr, sich linke Bücher auszuleihen. Wer wisse denn, wer sich der Daten auf den Verbuchungsbändern des Computers bediene.<sup>192</sup>

Die Angst vor Repressionen ist so groß, daß in einer Art vorauseilendem Gehorsam sorgfältig alles vermieden wird, von dem man annehmen könnte, es könne im Zweifelsfall gegen einen verwendet werden. Ob dieses Vorgehen sinnvoll ist oder nicht, entscheidet der Ich-Erzähler nicht, er gibt die Aussage wieder und überläßt es dem Leser, sie zu bewerten. Allerdings stellt der Erzähler mehrere solcher Sachverhalte zusammen und macht damit deutlich, daß es sich nicht um die Paranoia eines einzelnen handelt, was dem Leser eine Einschätzung zumindest nahelegt.

In beiden Romanen wird zwar die Universität als Teil der Gesellschaft dargestellt, der Schwerpunkt der Erzählung liegt aber in der Darstellung der Spaltung des Milieus selbst. Die Teilung liegt dabei nicht zwischen Studierenden und Professoren und Dozenten als den angestellten Wissenschaftlern, sondern zieht sich durch die Gruppe der Professoren und Dozenten selbst und unterscheidet sie nach Einfluß und Macht. In beiden Fällen haben diejenigen Professoren und Dozenten den größten Einfluß, die Verbindungen zum politischen Milieu haben.

Auch Dietrich Schwanitz beschreibt in seinen Romanen enge Verbindungen zwischen dem wissenschaftlichen Milieu und dem politischen. Dabei unterscheiden sich die von ihm dargestellten Verbindungen und Einflußnahmen allerdings deutlich von den bei Zeller und Kinder dargestellten; während in beiden in den siebziger Jahren spielenden Romanen ein Antagonismus von wissenschaftlichem und politischem Milieu dargestellt wird, beschreibt Schwanitz Verbindungen, die allen Beteiligten nutzen. Im Vordergrund steht dabei immer das Wohlergehen Einzelner, nicht die Sache. Dabei fällt auf, daß der Erzähler diese Verbindungen auf allen Hierarchieebenen ansiedelt, als Beispiel sei hier die Beziehung des Leiters der Abteilung „Deutsch für Ausländer“ an der Hamburger Universität zu dem SPD-Fraktionsvorsitzenden in der Hamburger Bürgerschaft genannt. Der Abteilungsleiter Heribert Kurtz erklärt ihm bei einem Telefongespräch:

---

<sup>192</sup> Kinder, H. (1980): 193.

Wenn ihr uns die Mittel für den Verein kürzt, Willi, dann muß ich Kurse streichen, das ist ja klar, denn du willst doch sicher nicht, daß ich die schönen Ferien für dich und Ruth in Sevilla streiche, oder? ... Ja, ich meine die nächste Summer School ... da wird Ruth gar nicht glücklich sein, sie will doch Spanisch lernen. (111)

Der Erzähler schildert nicht das gesamte Gespräch, sondern gibt nur die eine Seite wieder. Dazu läßt er das Gespräch von einer dritten Person, die als Reflektorfigur dient und dem Leser das Gehörte vermittelt, mithören. So erfährt der Leser nicht die sachlichen Gründe für die Streichungen, die vermutlich angeführt werden, sondern kann beobachten, daß Kurtz sich gegen die Mittelkürzungen zur Wehr setzt, indem er nicht sachlich argumentiert, sondern die Vorteile für seinen Gesprächspartner in Erinnerung ruft. Deutlich wird dabei, daß der Verein „Deutsch für Ausländer“ offensichtlich auch Sprachkurse für Deutsche im Ausland finanziert, an denen wiederum diejenigen teilnehmen, die für die Finanzierung des Vereins politisch verantwortlich sind. Die Tatsache, daß dieses Gespräch von einer dritten Person mitgehört wird und Kurtz sich keine Mühe gibt, die Verbindungen geheim zu halten, macht zudem klar, daß er diese Verbindungen als normal im Sinne von ‚nicht unrechtmäßig‘ erachtet. Zudem verwendet er seine engen Kontakte zum Abteilungsleiter (die beiden duzen sich), um damit vor der Frau, die das Gespräch mit anhört, anzugeben.

Seinen zweiten Universitätsroman *Der Zirkel* loziert Schwanitz nicht an der Universität, die Protagonisten sind vielmehr der Hamburger Wissenschaftssenator und sein persönlicher Referent Daniel Dentzer. Trotzdem handelt es sich um einen Universitätsroman, denn auch hier ist die Hamburger Universität das konstitutive Element des Romans, die Vorgänge an der Hochschule lösen die Handlung aus und bestimmen sie bis zum Schluß. Schon mit der Wahl dieses Schauplatzes wird deutlich, daß die Universität trotz Freiheit von Forschung und Lehre und trotz des Auftrages der Selbstverwaltung ganz eng mit dem politischen System verbunden ist. Auch hier ist die Bewertung, die die Figuren vornehmen, wieder eindeutig zugunsten der Politik. Sowohl der Senator als auch sein Referent stammen von der Universität und haben ihre Stellen dort zugunsten derer in der Politik aufgegeben:

Um hierbei besonders glaubwürdig zu wirken, hatte sie [die FDP] aber keinen FDP-Mann zum Wissenschaftssenator gemacht, sondern einen anerkannten unabhängigen Fachmann: Professor Gerhard Weiss.<sup>193</sup>  
Und als die FDP nach dem elenden Scheitern von Wissenschaftssenator Grund überraschend den Häretiker Weiß an die Spitze der Wissenschaftsbehörde berief, hatte er Daniel als seinen Persönlichen Referenten ins Ministerium geholt.<sup>194</sup>

Zwischen dem politischen und dem wissenschaftlichen Milieu bestehen vielfältige Verbindungen, ein Netzwerk, das alle Beteiligten für ihre Interessen nutzen. Dies wird im Verlauf des Romans sukzessiv aufgezeigt und zwar, indem der Leser den Protagonisten Dentzer bei der Aufdeckung des Netzwerks begleitet. Dentzer selbst gehört nicht zu dem Netzwerk, weiß auch nichts von den engen Verbindungen. „Nicht jeder, der in einem Netzwerk sitzt, hat es auch mit geknüpft“ (332), stellt Professor Pfeiffer fest, der, ähnlich wie Dentzer, nichts von dem Netzwerk geahnt hat, sondern erst bei seinem Wechsel an eine ostdeutsche Hochschule damit konfrontiert wird. Nichts desto trotz arbeitet Dentzer zunächst mit dem Netzwerk, indem er die Anweisung des Senators ausführt und dem Präsidenten der Universität mitteilt:

Nun, was der Senator möchte, ist folgendes. Erstens, Sie haben Professor Windisch als Vorsitzenden des Untersuchungsausschusses mit vorgeschlagen. Einverstanden? [...] Zweitens, Sie geben keine Fernsehinterviews über Hochschulpolitik, ohne die Richtung mit uns vorher abzustimmen. [...] Drittens, solange die Untersuchung dauert, stochern wir nicht in dem Wespennest des Allgemeinen Politischen Mandats. Sagen Sie das auch Ihren Freunden.<sup>195</sup>

Nicht nur durch die Personenkonstellation sind wissenschaftliches und politisches Milieu eng miteinander verbunden, die Tatsache, daß offensichtlich unkorrekte Geschäfte gemacht wurden, macht beide Seiten zudem erpressbar und sichert so den Fortbestand und die Geheimhaltung der Verbindungen. Auffällig ist bei Dentzers Anweisung an den Präsidenten seine Wortwahl. Bis auf die Bitte bzw. den Befehl, Interviews mit dem Wissenschaftssenator abzustimmen, stehen die anderen Aussagen im Indikativ, das heißt, sie stellen Sachverhalte fest. Daß es sich nicht um Feststellungen, sondern um Anweisungen handelt, wird durch die Sprache verborgen. Daß nicht nur der Senator und der Präsident beteiligt sind, sondern weitere Personen, wird deutlich, wenn Schacht angewiesen wird,

---

<sup>193</sup> Schwanitz, D. (1998): 24.

<sup>194</sup> Schwanitz, D. (1998): 39.

<sup>195</sup> Schwanitz, D. (1998): 190f.

es „seinen Freunden“ zu sagen. Ganz offensichtlich kann hier der Präsident nicht mehr autonom agieren, sondern muß sich nach den Wünschen des Senators richten.

Deutlich wird im Romanverlauf, daß solche Netzwerke nicht nur auf die oberen hierarchischen Ebenen beschränkt sind oder immer nur innerhalb einer Ebene existieren, sie durchziehen vielmehr das gesamte politische wie wissenschaftliche Milieu. So unterhält zum Beispiel der AStA enge Verbindungen zur PKK, die, wenn auch keine deutsche Partei, eine mächtige politische Kraft ist.

Na, da gibt es in Düsseldorf einen Rechtsanwalt Zumdick, der wird von der türkischen Botschaft bezahlt, damit er gegen das Allgemeine Politische Mandat der ASten klagt. Zum Schein sind die Klienten Studenten, die sich dagegen wehren, daß ihre Zwangsbeiträge für linke Schwulen- und Lesbenprojekte ausgegeben werden. Aber in Wirklichkeit will die türkische Regierung der PKK die einzig legale Plattform nehmen, die sie in Deutschland hat: die Studentenvertretungen.<sup>196</sup>

Hier ist es die Journalistin Vanessa Steinbrück, die Dentzer den Zusammenhang erklärt. Die Beziehungen sind also nicht nur innerhalb der am Netzwerk beteiligten Gruppen bekannt, sondern offensichtlich darüber hinaus. Eben solche Verbindungen gibt es auch zwischen dem Präsidenten der Universität und dem AStA, wie die AStA-Vorsitzende Dentzer deutlich macht:

„Weiss hat doch neulich in der Bürgerschaft eine Notolerance-Kampagne für den Campus vorgeschlagen. Du weißt schon! [...] ‚Du meinst diesen Kampf gegen die Verwahrlosung? [...] Dafür kriegt er nie politische Unterstützung.‘ Hanna lacht wieder ihr Morgenrotlachen. ‚Mit unserer Hilfe vielleicht doch.‘<sup>197</sup>

Sie weiß um den politischen Einfluß des AStA, mit dessen Hilfe der Präsident politische Ideen eventuell auch gegen die politischen Machthaber durchsetzen kann. Der Erzähler läßt den Protagonisten Dentzer als einen Unwissenden innerhalb der Romanhandlung nach und nach erfahren, wie viele Verbindungen es zwischen den beiden Milieus gibt und wie wichtig Netzwerke sind. Dies wird doch nicht positiv bewertet, am Ende stellt Dentzer vielmehr mit Entsetzen fest,

daß die ganze Hochschulpolitik in Hamburg seit den 70er Jahren – die Überleitung der Professoren, der Verfall der Standards, die Organisation der Gruppenuniversität, die Bürgerkriege innerhalb der Hochschule – von der Stasi mitgesteuert waren.<sup>198</sup>

<sup>196</sup> Schwanitz, D. (1998): 79.

<sup>197</sup> Schwanitz, D. (1998): 44.

<sup>198</sup> Schwanitz, D. (1998): 367.

Im Romanverlauf deckt Dentzer so die Verbindungen des politischen Milieus zum wissenschaftlichen auf und gibt diesen Verbindungen auch die Schuld für das als marode dargestellte System. Nur in Parenthese werden dabei die negativ empfundenen Auswirkungen benannt, von denen jedoch nur zwei, Verfall der Standards und Bürgerkriege innerhalb der Hochschule, sachlich negativ sind. Die Überleitung der Professoren und die Organisation der Gruppenuniversität, die zunächst einmal wertneutrale Veränderungen der Hochschulorganisation beschreiben, bekommen eine negative Konnotation, indem sie mit den beiden anderen Begriffen in eine Reihe gestellt werden. Für eine eindeutig negative Bewertung sorgt zudem die Schuldzuweisung an die Stasi, handelt es sich doch um die Institution, die die Personifizierung des DDR-Unrechts ist.

Damit unterscheidet sich die Darstellung des wissenschaftlichen Milieus und seiner Kontakte mit dem politischen von Schwanitz deutlich von denen Zellers und Kinders. Der Unterschied liegt weniger in der Beurteilung der Einflüsse, die die Erzähler vornehmen, sondern vielmehr in der Bewertung bzw. Handhabung durch die Figuren selbst. Während die Figuren bei Kinder und Zeller unter diesen Einflüssen leiden, sie als Repressionen empfinden, nutzen sie bei Schwanitz die Verbindungen für ihre Zwecke. In dieser Darstellung kommt wohl der veränderte Zeitgeist zum Ausdruck: Zellers und Kinders Romane beschäftigen sich mit einer in der Bundesrepublik politisch interessierten und aufgeladenen Zeit, in der die Einflüsse von '68 spürbar waren. Die Romane, die das Leben an den Hochschulen in den neunziger Jahren beschreiben, schildern einen veränderten Zeitgeist: Die Befriedigung der eigenen Wünsche wird nicht mehr durch die Mitarbeit an politischen Idealen erreicht, sondern durch die Teilhabe an Macht. Ulrich Beck faßt die Veränderungen in den Zielen und Wünschen der Generationen pointiert zusammen:

Ihre (die Studenten der neunziger Jahre) Waffen sind nicht theoretisch-ideologisch gesichtet und gerichtet wie die ihrer Apo-Väter. Ihre Anliegen sind konkret und partikularistisch, jedenfalls bislang. Es geht nicht etwa darum, den ‚Geh-her-da‘ der Weltrevolution (Brecht), die Arbeiter, mit Hilfe steriler Schreibtischtheorien eines Besseren zu belehren. [...] Die ‚Toskana-Generation‘ ist detailverliebt, sinnsehnsüchtig und kritisch-realistisch, nach innen verschlossen. Sie will gelobt und geliebt werden.<sup>199</sup>

---

<sup>199</sup> Beck, U. (1995): 113.

Die eminent politische Orientierung, die die '68 Zeit ebenso prägte wie den ‚deutschen Herbst‘ wurde von einer stärker auf Subjektivität und eigenes Erleben geprägten Haltung abgelöst, was erkennbar auch in den fiktionalen Texten über und aus der jeweiligen Zeit zum Ausdruck kommt. Hier wird wiederum die Verhaftung der Universitätsromane in der Realität deutlich.

### 3.3 Thea Dorn: Berliner Aufklärung

*Berliner Aufklärung* ist ein Kriminalroman, der im universitären Milieu spielt, ein sogenannter Uni-Krimi<sup>200</sup>. Der 1994 unter dem Pseudonym Thea Dorn veröffentlichte Debütroman fand breite Anerkennung und wurde mit dem Ulmer Raymond-Chandler-Preis ausgezeichnet. Erzählt wird von einem Mord an einem Philosophieprofessor, dessen Leiche in

vierundfünfzig Teile zerlegt, in Gefrierbeutel verpackt und gleichmäßig auf die vierundfünfzig Postfächer des Philosophischen Instituts der Universität Berlin verteilt (6)<sup>201</sup>

gefunden wird. Anja Abakowitz, die nach einem abgebrochenen Philosophiestudium eine Praxis zur „diskursiven Verflüssigung von Lebensverhältnissen“ (15) betreibt, klärt die Tat, die noch ein weiteres Opfer fordert, auf. Bei ihren Ermittlungen bewegt sich Abakowitz in der Universität ebenso wie in der Berliner Schwulen- und Lesbenszene, so daß es sich nicht um die Schilderung eines einzelnen Milieus handelt; vielmehr werden sehr verschiedene Milieus und ihre – zum Teil überraschenden – Verbindungen miteinander dargestellt.

Der Roman besteht aus zwei Teilen, der erste umfaßt 13 Kapitel und endet mit dem zweiten Mord an der Philosophieprofessorin Rebecca Lux, einer Freundin Abakowitz', die daraufhin ihre Ermittlungsbemühungen verstärkt. Der darauf folgende zweite Teil besteht aus 18 Kapiteln, es folgt ein kurzer Epilog, in dem von den Ereignissen nach der Aufklärung der Morde berichtet wird. Die erzählte Zeit beträgt eine Woche, wobei der erste Teil die Tage von Montag bis Mittwoch und

---

<sup>200</sup> Weiss verwendet diesen Ausdruck, ebenso wie die Bezeichnung „akademischer Kriminalroman“. Nach seinen Beobachtungen werden „ab den dreißiger Jahren [...] Detektivgeschichten zunehmend auch in der Universität, vorzugsweise in Oxford und Cambridge, angesiedelt.“ (Weiss, W. (1994): 165f.) Inwieweit das auch für den deutschen Sprachraum festzustellen ist, wird am Ende des Kapitels untersucht.

<sup>201</sup> Zitiert wird im folgenden nach der Ausgabe 1996.

der zweite die von Donnerstag bis Sonntag schildert, der Epilog berichtet von dem darauffolgenden Sonntag. Das erste Kapitel und der Epilog werden inhaltlich miteinander dadurch verklammert, daß zweimal die gleiche Situation geschildert wird: Anja Abakowitz hört im Autoradio Popsongs, deren (zitierter) Text die Situation, in der sie sich befindet, spiegelt. Die Länge der einzelnen Kapitel variiert zwischen zwei und neun Seiten, sie sind also zumeist recht kurz. Die notwendigen Zeitraffungen werden zumeist durch Sprungraffungen vorgenommen, wobei auf das, was zwischen den dargestellten Zeiten geschehen ist, nicht eingegangen wird. In kurzen Analepsen wird die Vorgeschichte Abakowitz' erläutert:

Nach zwanzig Semestern hatte sie die Hoffnung, daß Philosophie und klares Denken etwas miteinander zu tun hätten, endgültig fahrgelassen und ihr Studium an den Nagel gehängt. [...] Da Anja nun aber nicht zu dem Genre Frau gehörte, das im Alter von dreißig, nach abgebrochenem Geisteswissenschaftsstudium, heiratete oder zur Fremdsprachensekretärin umschulte, hatte sie im vornehmen Berliner Stadtteil Halensee eine ‚Philosophische Praxis für Lebensfragen‘ gegründet. (14)

Ähnliche Rückblenden, die auch die Beziehungen zwischen verschiedenen Personen erklären, finden sich mehrfach. Obwohl Abakowitz als Protagonistin im Mittelpunkt des Romans steht, wird nicht in allen Kapiteln von ihr erzählt, in sechs Kapiteln ist sie nicht am Geschehen beteiligt. Der Leser erhält aber so keinen Wissensvorsprung; in diesen Kapiteln werden vielmehr andere an der Handlung beteiligte Personen geschildert, zum größten Teil werden dabei aber Fakten vermittelt, die Abakowitz auch weiß oder wissen könnte.

Der Roman ist in der Er-Form erzählt, die Erzählinstanz gehört nicht zur dargestellten Welt. Erzählt wird in der prototypischen Erzählsituation der Gegenwart<sup>202</sup>, der auktorial-personalen. In den personal erzählten Passagen dient Abakowitz als Reflektorfigur, gemeinsam mit ihr beobachtet der Leser das Geschehen, das aus ihrem Blickwinkel geschildert wird:

Anja wollte gerade an Rebeccas Zimmer anklopfen, als am anderen Ende der Galerie eine Tür aufflog. Heraus stürmte eine schlanke, blonde Frau in schwarzer Stretchhose und roter Bluse, mit einem großen Stapel Büchern unter dem Arm. Anja erkannte ihre feministische Erzfeindin früherer Tage sofort wieder. (8f.)

---

<sup>202</sup> Vgl. Stanzel, F.K. (1995): 19.

Viele der übrigen am Geschehen beteiligten Figuren werden aus ihrer Sicht geschildert, so auch ihr Mitbewohner Ulf, der

wie alle westdeutschen Provinzler vom Leben in Berlin notorisch überfordert war. Wäre er in seinem hessischen Dorf geblieben, wäre ihm und Anja sicher vieles erspart geblieben. Aber nein, Berlin, Berlin mußte es sein. (26)

Es fällt auf, daß nicht nur aus Abakowitz' Sicht personal erzählt wird, sondern auch aus der anderer Figuren, aus der des Mitbewohners Ulf<sup>203</sup> ebenso wie aus der der Sängerin Susanna<sup>204</sup>.

Neben den personal erzählten Passagen finden sich auch auktoriale, in denen der Eingriff eines Erzählers aber allenfalls durch die Art der Raffung und Zusammenfassung deutlich wird:

Petra Uhse dachte nach. Sie dachte über sich nach, und sie dachte über sich als Frau nach. Sie dachte über Hugo nach, dann dachte sie über Hugo als Mann nach. Schließlich dachte sie über sich und Hugo als Frau und Mann nach. (32)

Auktorial werden auch die Passagen erzählt, in denen durch Rückblenden dem Leser Informationen gegeben werden, die das Verstehen des Erzählten erleichtern (vgl. dazu die oben zitierte Passage über die Philosophische Praxis Abakowitz').

Der Leser lernt somit nicht nur die Innensicht einer Figur kennen, sondern die mehrerer, wobei allerdings die des Mörders wie auch die anderer Verdächtiger nicht erzählt werden. Daß der Schwerpunkt des Erzählten aber auf Abakowitz als Hauptfigur liegt, wird auch daran deutlich, daß bei Gesprächen mit anderen ihre gedanklichen Kommentare geschildert werden, nicht die anderer. Ein Beispiel ist etwa das Gespräch mit ihrer Kundin Hildegard Kloppenbrink, bei dem Abakowitz in Gedanken die Aussagen kommentiert, wenn es etwa auf die Aussage Kloppenbrinks:

Ich muß mir das alles noch einmal in Ruhe überlegen. Ich weiß nicht, ob Ihr Rat wirklich gut für mich ist (24),

<sup>203</sup> Z.B.: „Ulf plazierte sein Handtuch an einem strategisch günstigen Platz gegenüber dem Eingang. Ein textilfreier Abend im öffentlichen Hallenbad war schon eine feine Sache. In Frankfurt hatte es das nicht gegeben, von Darmstadt ganz zu Schweigen.“ (63).

<sup>204</sup> So wird von einem Treffen Susannas mit Petra, einer Mitarbeiterin des Philosophischen Instituts berichtet: „Mißbilligend stellte die Sängerin fest, daß Petra immer noch nichts zur Verbesserung ihrer Sprechtechnik getan hatte, aber jetzt konnte sie sich darum auch nicht kümmern. Statt dessen drehte sie sich um und warf sich der schätzungsweise fünfzehn Zentimeter größeren Frau an den Hals.“ (99).

hin heißt:

Nun wurde es Anja langsam etwas unbehaglich zumute. Sie ahnte, daß sie entweder eine Kundin verlieren oder eine Kundin fürs Leben gewinnen würde.  
(24)

Die Übergänge von auktorial zu personal erzählten Passagen und umgekehrt sind nicht eindeutig zu bestimmen, es sind vielmehr ‚weiche‘ Übergänge, die nahtlos ineinander übergehen und je nach Bedarf gewählt werden<sup>205</sup>. Diese ‚unauffällige‘ Erzählsituation, die den Akt des Erzählens nach Möglichkeit gar nicht deutlich werden läßt, entspricht der Konzeption des Romans als Unterhaltungsroman: Weder sollen Feinheiten der Erzähltechnik hier erprobt und vorgeführt werden, noch schildert ein allwissender Erzähler eine Situation, aus der eine Moral gezogen werden kann und soll. Es wird vielmehr zur Unterhaltung der Leser eine Geschichte erzählt, deren Handlung spannend sein soll und dies auch ist.

Die Figurencharakterisierung wird in der *Berliner Aufklärung* sowohl implizit wie auch explizit vorgenommen, wobei die explizite Charakterisierung auf der Ebene der Erzählinstanz und die implizite Charakterisierung auf der Ebene der Figuren überwiegen. Diese Informationen sind allerdings nicht die einzigen, die gegeben werden, es ist vielmehr zu beobachten, daß zumeist sowohl auf der Ebene der Erzählinstanz als auch auf der Ebene der Figuren explizite wie implizite Informationen vermittelt werden. Durch diese vielfältigen Informationen, die miteinander stimmig sind, entsteht auch von Nebenfiguren bei einem einzigen Auftritt ein relatives komplettes Bild. Beispielhaft wird die Technik der Figurencharakterisierung im folgenden an einer Haupt- und einer Nebenfigur illustriert. Die Erzählinstanz charakterisiert Figuren, wenn sie in Rückblenden Informationen über die Vorgeschichte gibt, wie oben zitiert, oder bei allgemeinen Bemerkungen wie:

Essen konnte Anja eigentlich immer, und sie dankte ihrem Schöpfer dafür, daß er sie es ließ, ohne dick zu werden. (35)

Häufiger charakterisieren sich die Figuren aber selbst und dies oft durch ihre Sprache. Dies ist besonders auffällig bei den – satirisch geschilderten – Philoso-

---

<sup>205</sup> Vogt weist darauf hin, „daß die Kategorie der Erzählsituation [...] nicht zur Charakterisierung des gesamten Werks oder auch nur eines größeren Abschnitts, sondern lediglich zur Klassifizierung kleinerer Erzähleinheiten dienen kann. Man könnte metaphorisch von Bauelementen verschiedener Art sprechen, die in einem Bauwerk in unterschiedlicher Kombination verarbeitet werden können, wobei die Verwendung dieses oder jenes Elements von der erwünschten Funktion an dieser oder jener Stelle abhängig ist.“ (Vogt, J. (1990): 52f).

phen des Instituts, so etwa bei Professor Wogner. Im Gespräch mit Abakowitz erklärt er:

Unversöhnbar ist der objektive Antagonismus zwischen der Denkweise Rudolf Schreiners und einem Denken, das ich vertreten kann. Kein Segen wird darin liegen, eine Zusammenarbeit zu erzwingen, die von Anfang an als gewaltsam sich erkennen muß. (80)

Diese auffälligen Inversionen, bei denen die Betonung auf den Satzbeginn gelegt wird, („Unversöhnlich“, „Kein Segen“) vermitteln das Bild eines gespreizten, altmodischen Menschen, der nicht recht in der Gegenwart zu leben scheint. Zugleich erinnert diese Sprechweise an den Stil Adornos und fügt der Charakterisierung so noch eine weitere Dimension hinzu.<sup>206</sup> Diese implizite Selbstcharakterisierung entspricht der expliziten Fremdcharakterisierung auf der Ebene der Erzählinstanz, wo etwa die Physiognomie Wogners dargestellt wird:

Kurz blickten seine [Wogners] dunklen Vogelaugen hinter den verrutschen Brillengläsern in Richtung Anja, dann glitten sie wieder über die Klaviertastatur in die Ferne. Wogner war alt geworden – ein zusammengesunkenes, zerzaustes Küken mit ergrautem Flaum. (77)

Implizite Selbstcharakterisierung auf Figurenebene und explizite Thematisierung auf der Ebene der Erzählinstanz werden von impliziter Fremdthematization auf der Ebene der Erzählinstanz ergänzt. Dies geschieht etwa durch die Namensgebung, der Name des Musikphilosophen Wogner unterscheidet sich von dem des Komponisten Wagner nur im betonten Vokal. Deutlich wird dies auch bei der Philosophieprofessorin Rebecca Lux, deren ‚sprechender Name‘ sich insofern bewahrheitet, als sie diejenige ist, die den Mörder zuerst benennen kann und deshalb umgebracht wird.

Ähnlich wird auch die Charakterisierung der Protagonistin vorgenommen, auch bei ihr ist die Sprache ein charakteristisches Merkmal. Deutlich wird dies vor allem in den Varietäten, die sie beherrscht und in den verschiedenen Situationen anwendet. Die zumeist burschikos dargestellte Frau erweist sich hierin genauso wandlungsfähig wie in ihrer Kleidung, so erzählt sie ihrem Mitbewohner von dem Mord:

War so'n durchgeknallter Nietzsche-Guru, Rudolf Schreiner. Er oder sie hat ihn zerhackt und auf die Institutspostfächer verteilt. [...] Satan muß ziemlich auf den

---

<sup>206</sup> Die Auseinandersetzung mit bzw. Verbindung zu Theodor Adorno kommt auch in der Wahl des Pseudonyms ‚Thea Dorn‘ zum Ausdruck.

Hund gekommen sein, wenn er Schreiner haben will. War eher einer von den Institutpsychopathen. (30)

Ihrer Kundin Kloppenbrink gegenüber verwendet sie eine andere, der Situation angemessene Sprache, wenn sie sagt:

Ich bin sicher, Sie haben eine radikal neue Dimension an sich erfahren, und daß neue Dimensionen erst einmal das subjektive Gefühl der Unordnung, ja der Angst entstehen lassen, ist ganz natürlich. (24)

Ebenso wie die Sprache wandelt sich die Kleidung, wenn sie ihr „Privatoutfit, bestehend aus Lederjacke, Jeans und Cowboystiefeln“ (17), gegen „ihre Berufskleidung – ein dezent teures Seidenkostüm mit passender Bluse“ (17) vertauscht. Die Erzählsituation bringt es mit sich, daß Abakowitz als Hauptfigur diejenige ist, die am seltensten von anderen Figuren explizit charakterisiert wird, lediglich eine gedankliche Bemerkung ihrer Freundin Susanna – „Denn je schlechter diese Frau [Anja] gelaunt war, desto besser war sie im Bett.“ (98) – findet sich. Die übrigen expliziten Charakterisierungen liegen auf der Ebene der Erzählinstanz.

Thea Dorns *Berliner Aufklärung* unterscheidet sich von den bislang besprochenen Universitätsromanen von Schwanitz und Zeller in zweierlei Hinsicht. Es handelt sich erstens um einen akademischen Kriminalroman und zweitens einen Roman, der nicht ausschließlich im wissenschaftlichen Milieu loziert ist. Die Untergattung des akademischen Kriminalromans findet sich in der deutschen Literatur relativ häufig. Von fünfzehn deutschen Universitätsromanen des zwanzigsten Jahrhunderts sind immerhin vier Kriminalromane<sup>207</sup>. Auch wenn die vergleichbar geringe Anzahl von Universitätsromanen und akademischen Kriminalromanen als Untergattung Verallgemeinerungen erschwert, so läßt sich doch eine gewisse Vorliebe für diese erkennen. Weiss nennt für die Vorliebe für den englischen akademischen Kriminalromane zwei Gründe<sup>208</sup>. Er verweist auf die relativ abgeschlossene Lebensgemeinschaft eines Colleges, das in seiner Abgeschottetheit als Schauplatz ähnlich Vorteile bietet wie ein abgeschiedenes Landhaus und fügt hinzu, daß es auch

---

<sup>207</sup> Neben der *Berliner Aufklärung* sind dies: Peter Wierichs *Professoren sterben selten leise*, Gerald Schmickl *Alles, was der Fall ist*, Heiner Trudt *Bockenheimer Boulliabaisse*.

<sup>208</sup> Vgl. dazu Weiss, W. (1994): 165f.

der Kontrast zwischen einem Verbrechen und einem scheinbar-weltfremd un-schuldigen Gelehrten [ist], in dem sich vor den Augen der erstaunten Leser plötzlich Abgründe von Bosheit, Haß und Mordlust auftun.<sup>209</sup>

Die erwähnte Abgeschlossenheit ist in Deutschland bei weitem nicht so stark gegeben wie im anglo-amerikanischen Raum, wenngleich in Universitätsromanen das wissenschaftliche Milieu doch als von den anderen oft recht strikt getrennt zu sein scheint, bzw. nur mit wenigen anderen Berührungspunkte aufweist (vgl. dazu 3.2.2). Die Mordmotive liegen aber – und damit stellt Dorns Roman eine Ausnahme dar – zumeist im wissenschaftlichen Bereich begründet. So ist es bei Wierichs<sup>210</sup> der Neid auf die ehemaligen Kommilitonen, die jetzt an der Universität unterrichten, der die Morde veranlaßt, bei Schmickl<sup>211</sup> die Angst vor der Entdeckung der Tatsache, daß eine Dissertation nur abgeschrieben ist und bei Trudt<sup>212</sup> der Wunsch, aus den Forschungsergebnissen Kapital zu schlagen. Das Mordmotiv in der *Berliner Aufklärung* liegt nicht ausschließlich im akademischen Milieu, aber auch nicht ausschließlich im homosexuellen, es ist vielmehr eine Verkoppelung beider. Weil sich ein Student, der bei Schreiner seine Magisterarbeit schrieb, wegen dieser Arbeit selbst getötet hat, bringt sein Freund, der selber nicht zum akademischen Milieu gehört, den Professor um. Rebecca Lux wird getötet, weil sie die Zusammenhänge erkannt und den Mörder damit konfrontiert hatte.

Wie das Mordmotiv beide Milieus vermischt, so finden sich auch sonst viele Berührungspunkte. Ungewöhnlich ist weniger die Wahl der miteinander verbundenen Milieus, ungewöhnlich ist vor allem die Tatsache, daß eine Vermischung überhaupt dargestellt wird.

### 3.3.1 Sicht von außen

In Kapitel 3.1.2 wurde die ‚Sicht von innen‘ untersucht, die Meinungen, die die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus über dieses in deutschen Universitätsromanen vertreten. Zum Vergleich soll es nun um die ‚Sicht von außen‘ gehen, also um die Einschätzungen des wissenschaftlichen Milieus durch Figuren,

---

<sup>209</sup> Weiss, W. (1994): 166.

<sup>210</sup> Wierichs, P. (1986): *Professoren sterben selten leise*.

<sup>211</sup> Schmickl, G. (1994): *Alles, was der Fall ist*.

<sup>212</sup> Trudt, H. (1997): *Bockenheimer Bouillabaisse*.

die nicht dazu gehören. Die Figurencharakterisierung auf der Ebene der Figuren kann differenziert werden in Selbstcharakterisierung und Fremdcharakterisierung; diese beiden können wiederum unterteilt werden in implizite und explizite Charakterisierung. Betrachtet man nun die Sicht von außen auf das wissenschaftliche Milieu, so gilt es, explizite Fremdcharakterisierung auf der Ebene der Figuren zu untersuchen. Für die Figuren, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören, wird, bedingt durch die Fokussierung der Arbeit auf das wissenschaftliche Milieu, die Bezeichnung ‚Außenstehende‘ verwendet.

Explizite Fremdcharakterisierung von Figuren, die zum wissenschaftlichen Milieu gehören, wird in Thea Dorns Roman *Berliner Aufklärung* von Polizeibeamten vorgenommen. Deutlich wird die Einschätzung eines Menschen, der nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehört, bei einem Verhör der Philosophieprofessorin Rebecca Lux durch den Kriminalbeamten Heinz Glombitza. Glombitza verdächtigt Lux, Schreiner ermordet zu haben. Da sie sich weigert, sich ein Alibi zu geben, indem sie Auskünfte über einen nächtlichen Anrufer gibt, verärgert sie Glombitza, der sich daraufhin entnervt fragt:

Womit hatte er es verdient, diese knochige und arrogante Person vernehmen zu müssen? Gleich am Montag, als er sie das erste Mal gesehen hatte, hatte er sich gesagt: Diese Frau ist verdächtig. Eigentlich war das ja gar keine Frau.  
(39)

Die erste Charakterisierung von Lux durch Glombitza nimmt dieser also nur in Gedanken vor, der Leser erfährt in dieser personal erzählten Passage nicht nur die aktuellen Eindrücke, sondern auch eine schon einige Tage zurückliegende Einschätzung. Beschrieben wird Lux als „knochige und arrogante Person“, zwei abwertende Adjektive, wobei sich das erste auf das Äußere bezieht, das zweite auf ihr Verhalten. Dabei macht er nicht kenntlich, daß es sich um seine Einschätzung handelt, sondern spricht sie aus wie eine sachlich richtige Beurteilung. Indem Glombitza bei seiner Einschätzung dann auf eine vorher vorgenommene rekurriert, erhält sie eine stärkere Verbindlichkeit: „Schon am Montag“ hatte er sie so eingeschätzt, jetzt kann er feststellen, daß seine Meinung richtig war. Die Einschätzung erfährt zudem eine Steigerung, indem er nicht nur einzelne Züge in Aussehen und Verhalten von Lux abwertet, sondern ihr ihre Weiblichkeit abspricht: „Eigentlich war das ja gar keine Frau.“ Diese Abwertung stützt sich auf keinerlei Tatsachen, sondern wird von Glombitza bewußt pauschalisierend ein-

gesetzt; er spricht ihr das ab, was er an einer Frau für das Wichtigste hält. Die Charakterisierung erfolgt so in erster Linie über Äußerlichkeiten. Später im Verhör nimmt Glombitza die Charakterisierung nicht mehr nur in Gedanken vor, sondern teilt sie Lux mit:

Für wen halten Sie sich eigentlich? Wenn Sie glauben, daß Sie sich hier alles erlauben können, nur weil Sie einen Dokortitel haben, so irren Sie sich gewaltig. Ich weiß, daß in Ihren Augen unsereiner doch nur der letzte Trottel ist, aber ich warne Sie. Ich werde Sie von Ihrem hohen Roß schon noch runterholen. (40f.)

Gleich neunmal spricht Glombitza Lux an, durch die häufige Anrede „Sie“ und „Ihnen“ erhält die Aussage einen aggressiven Charakter, wird zu einem verbalen Angriff. Auch geht er wieder stark verallgemeinernd vor, kritisiert nicht einzelne Verhaltensweisen, sondern schließt aus denen auf die gesamte Person. Zudem spricht er eine Vermutung über Lux' Gedanken über ihn aus und nimmt zugleich eine Zweiteilung der Gesellschaft vor, bei der er und Lux zu unterschiedlichen Gruppen gehören. Deutlich wird dies durch das Pronomen „unsereiner“, mit dem er anzeigt, daß er von einer größeren Personengruppe ausgeht, der er sich zugehörig fühlt. Auf der einen Seite Menschen wie die Professorin, wobei nicht deutlich ist, ob er sich auf Professoren, Akademiker im allgemeinen oder studierte Frauen bezieht, auf der anderen Seite die Gruppe, die von sich denkt, daß eine andere sie mit Herablassung betrachtet. Damit nimmt Glombitza zugleich eine Selbstcharakterisierung vor, in der seine Minderwertigkeitsgefühle zum Ausdruck kommen. In seiner Aussage greift Glombitza auf geläufige Redewendungen zurück: „gewaltig irren“, „vom hohen Roß runterholen“, verwendet bekannte Floskeln und versucht, sich selbst so Sicherheit zu geben. Indem er Ausdrücke benutzt, die von vielen anderen auch verwendet werden, stellt er sich als einer Gruppe zugehörig dar.

Die explizite Figurencharakterisierung einer Professorin durch eine Figur, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehört, wird in *Berliner Aufklärung* somit einmal in persönlicher Ansprache und einmal in Gedanken vorgenommen. Beide Male wird die charakterisierte Figur abgewertet im Hinblick auf Kriterien, die der Charakterisierende als wichtig betrachtet. Dabei fällt auf, daß Glombitza Lux auch als *pars pro toto* betrachtet, er sagt und denkt über sie, was er generell über Angehörige des wissenschaftlichen Milieus sagt und denkt. Dies wird deut-

lich, wenn er zwischen den gesellschaftlichen Gruppen, denen beide angehören, differenziert.

Auch in Gerhard Schmickls Universitätskrimi *Alles, was der Fall ist* sind es mehrfach Polizisten, die Charakterisierungen von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus vornehmen. Diese teilen sie ihnen allerdings nicht explizit mit, die Charakterisierung ergibt sich hier vielmehr aus den Gedanken, von denen der Erzähler berichtet und dem Verhalten der Beamten gegenüber den Philosophen. Deutlich wird die Unsicherheit bezüglich des eigenen Verhaltens und die Distanz gegenüber den Philosophen schon beim ersten Zusammentreffen in einem Hörsaal der Wiener Universität. Als Polizeikommissar Hermann Schuringl das Katheder betrachtet, überlegt er: „Von hier verkündeten sie also ihre Weisheit, die Damen und Herren Philosophen.“<sup>213</sup> In der Formulierung „Damen und Herren Philosophen“ kommt eine ironisch-kritische Distanz zum Ausdruck, die Anrede, die zur Berufsbezeichnung hinzugefügt wird, hat etwas kindliches, bemüht höfliches, spricht aber auch für mißtrauische Distanz. Ebenso betont auch der Ausdruck „verkünden“, der aus dem theologischen Wortfeld stammt, einerseits ein Mißtrauen gegenüber einer Wissenschaft, die dem Beamten suspekt ist, spricht andererseits aber auch von Respekt vor dieser Wissenschaft. Schuringl schwankt bei seiner Bewertung zwischen ironischer Betrachtung eines Tuns, dessen Sinn ihm nicht transparent ist, und Respekt vor einer schwierigen, ihm unbekanntem Aufgabe. Dieser Respekt wird nicht den Personen selbst entgegengebracht, sondern hat vielmehr die gesellschaftliche Konvention ‚Professoren sind zu respektieren‘ zur Grundlage. Die Distanz erwähnt er selbst im Gespräch, als er feststellt:

Schließlich haben wir – auch das wird Sie nicht überraschen – zu philosophischen und akademischen Kreisen keinen besonderen Draht.<sup>214</sup>

Mit einem umgangssprachlichen Ausdruck „einen Draht haben“ reagiert er auf die Sprache der Philosophen, die ihm fremd ist und die er später als „provokante Arroganz“ bezeichnen wird. In einem Verhör des Studenten Eduard, der ihn auch

---

<sup>213</sup> Schmickl, G. (1994): 102.

<sup>214</sup> Schmickl, G. (1994): 106.

durch seine Sprache provoziert<sup>215</sup>, wird die Wut Schuringls über seine vermeintliche Unterlegenheit deutlich:

In die wenigen Worte war seine ganze aufgestaute Wut über Bildungs-, Generations- und Klassenschranken hineingekippt. Obendrein noch die Frustration über seine Tochter: das Luder, seit kurzem an der Uni, redete neuerdings auch so obergescheit daher, mit der Nase oben an der Decke.<sup>216</sup>

Sein Mißtrauen gegen die Philosophen ist nicht nur auf diese Gruppe von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus beschränkt, sondern bezieht sich auch auf von ihm wahrgenommene Klassenunterschiede. Ähnlich wie bei Dorn wird auch hier nicht nur die Charakterisierung von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus deutlich, sondern die Selbsteinschätzung von Angehörigen anderer Milieus. Mit den Aussagen über andere machen sie auch Aussagen über sich bzw. thematisieren ihre Erwartungen. Zugleich ist Schuringl unsicher: „[w]ollte er [Eduard] ihn schon wieder provozieren – oder konnte er nicht anders“<sup>217</sup>, fragt er sich, nachdem Eduard seine Kritik an „einigen epistemologischen Ansätzen“ des Ermordeten erwähnt hatte, und stellt fest:

Diese Fremdwörter gehörten allesamt verboten, wenn es nach ihm ginge, mit Strafen geahndet: jedes Fremdwort ein Stromstoß.<sup>218</sup>

Seine Meinung über die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus – denn auch für ihn sind die Philosophen ein pars pro toto, der für das gesamte Milieu steht, wie in der Wut über seine Tochter, die auch studiert, deutlich wird – ist geprägt von einer respektvollen Distanz und einer Wut über die Akademiker, von denen er meint, daß sie denken, über ihm zu stehen. Seine Urteile fußen also nicht nur auf dem persönlichen Kontakt, sondern auch auf bekannten Stereotypen und auf seiner Selbstwahrnehmung. Anders als bei Dorn teilt Schuringl den kritisierten Akademikern seine Einschätzung nicht mit. Der Leser erfährt von ihnen nur, indem der Erzähler die Gedanken der Figuren präsentiert.

---

<sup>215</sup> So antwortet Eduard auf die Frage nach seinem Verhältnis zu dem Ermordeten, sie hätten in einem „didaktisch-amikalen Verhältnis“ gestanden und bemerkt auf die Frage nach der Wahrheit, dies sei „das, was mehrere tausend Jahre Geistesgeschichte bisher vergeblich sich abmühten, ein Korrelationsverhältnis zwischen Erdachtem und Erschaudem“. Der Kommentar des Erzählers: „Er kam sich jetzt ungeheuer gut vor, sein blasses Gesicht sonnte sich im Glanz der elaborierten Worte [...]“, macht deutlich, daß Eduard bewußt versucht, die Beamten zu provozieren. (Schmickl, G. (1994): 134).

<sup>216</sup> Schmickl, G. (1994): 134f.

<sup>217</sup> Schmickl, G. (1994): 137.

<sup>218</sup> Schmickl, G. (1994): 137.

Daß Schuringl mit seiner Einschätzung des wissenschaftlichen Milieus nicht allein steht, wird deutlich, wenn der Erzähler eine Fernsehsendung schildert, in der über die Morde berichtet wird:

Er [der Moderator] tat es [die Erklärung der Vorgänge] in einer Weise, die deutlich werden ließ, daß er hier von einem Vorfall bei einem exotischen Stamm berichtete, von Philosophen, seltsamen Geschöpfen, deren Gehaben und Rituale man den allermeisten TV-Sehern schonend und möglichst einfach beibringen mußte.<sup>219</sup>

Der Moderator steht den Philosophen also offenbar ebenso kritisch-distanziert gegenüber, wie die Polizeibeamten. Zugleich nimmt er eine Be- bzw. Abwertung der Philosophen vor, indem er seinem Bericht den Anschein gibt, er handele von Exoten. Indem „Rituale“ erwähnt werden, erhält die Einordnung zudem noch religiöse bzw. sektiererische Konnotation. Die Philosophie erscheint somit nicht als Wissenschaft, sondern vielmehr als obskure Glaubensgemeinschaft. Damit scheint Schuringls Meinung von den Philosophen, mit der er sie betrachtet, der allgemeinen Meinung zu entsprechen, scheint seine Distanz die übliche zu sein. Allerdings ist hier nicht festzustellen, ob es sich ausschließlich um die ironisch-distanzierte Darstellungsweise des Moderators handelt, oder ob es die Ironie des Erzählers ist, mit der er die ernsthaften Bemühungen des Moderators lächerlich macht.

In beiden Kriminalromanen wird bei der Fremdthematisierung von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus auf deren Arroganz hingewiesen. Eine Meinung, die bei den Außenstehenden vor allem durch die für sie ungewohnte Sprache der Philosophen gestärkt wird. Die Polizisten schließen aus dem elaborierten Code der Philosophen auf deren Charakter. Die Sprache dient ihnen nicht nur als milieuindizierendes Zeichen, sondern wird von ihnen auch für Rückschlüsse auf den Charakter der Sprechenden verwendet, wobei die Rückschlüsse negativ sind.

Auch in Schwanitz' *Der Campus* wird kurz auf die unverständliche Sprache hingewiesen:

---

<sup>219</sup> Schmickl, G. (1994): 177f.

Sie [*Die Zeit*] ist das Nullmedium der A13-Kultur; unlesbar wie eine Magisterarbeit in Germanistik (147),

stellt ein Journalist fest. Die erwähnte Magisterarbeit dient in einem eigentlichen Vergleich als *comparatum*, *tertium comparationis* ist die Tatsache, daß beides nicht lesbar, d.h. nicht allgemeinverständlich ist. Die Kritik richtet sich hier gegen die Wochenzeitung, die fachwissenschaftliche Sprache wird nur hinzugezogen, um einen Sachverhalt zu verdeutlichen. Zugleich wird bei diesem Vergleich aber die Selbstverständlichkeit deutlich, mit der die Unlesbarkeit einer solchen Arbeit als Faktum betrachtet wird, zieht man doch zum Vergleichen einen Sachverhalt heran, der als bekannt gelten kann. Die erwähnte Unlesbarkeit muß dabei nicht nur aus einer unverständlichen Sprache entstehen, sie resultiert auch aus dem für Außenstehende uninteressanten Thema. Später im Gespräch charakterisiert der Journalist nicht eine einzelne Wissenschaftsdisziplin, sondern das gesamte Bildungssystem, wobei er sich auch auf die Universitäten bezieht: „[...] die Uni ist ein Misthaufen, die Standards sind im Eimer und die Nobelpreise bleiben aus.“<sup>220</sup> Lakonisch macht er seine Feststellungen, die er nicht als subjektive Einschätzungen kenntlich macht, sondern als Fakten hinstellt. Dabei bezieht er sich nicht auf einzelne Personen oder Wissenschaftsdisziplinen, sondern urteilt pauschal<sup>221</sup>. Die Figuren sprechen ihre Charakterisierung von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus aus, allerdings nicht in deren Beisein. Zudem beziehen sich die Aussagen hier – anders als bei Dorn und Schmickl – nicht auf bestimmte Einzelpersonen, sondern auf das gesamte Milieu. Die Sicht von außen auf das wissenschaftliche Milieu zeigt starke Übereinstimmungen mit Sicht von innen, die die Angehörigen des Milieus selbst äußern. Die Wortwahl des Journalisten, der die Uni als „Misthaufen“ bezeichnet ist mit der von Hackmann vergleichbar, der den Ausdruck „Komposthaufen“<sup>222</sup> verwendet.

Die Sprache der Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus ist das eine, was in Universtitätsromanen von Außenstehenden immer wieder thematisiert und kritisiert wird, das andere ist etwas, was hier unter dem Begriff ‚Arbeit‘ zusammengefaßt werden soll. Darunter fallen sowohl die Arbeitszeiten als auch die Beschäfti-

---

<sup>220</sup> Schwanitz, D. (1995): 150.

<sup>221</sup> Ähnlich pauschal urteilt auch ein Handwerker, wenn er feststellt: „Irre Typen sind das da auf der Uni.“ (Schwanitz, D. (1995): 238).

<sup>222</sup> Schwanitz, D. (1995): 374.

gung mit Themen, die für Außenstehende ungewohnt sind.<sup>223</sup> Kritik an der Arbeitshaltung des Protagonisten kommt in Hermann Kinders Universitätsroman *Vom Schweinemat der Zeit* immer wieder zum Ausdruck. Der Ich-Erzähler Müller berichtet von einem Zusammentreffen mit seiner Nachbarin Juliane, die im Hausflur fragt: „Auch frei heute?“, und erläutert dann:

Juliane hält mich für einen von den schmutzigen Uni-Typen, die erst am Abend in der Weinstube wach und an Worten nicht müde werden wollen. [...] Wer nicht acht Stunden außer Haus schafft, Tag für Tag, soll auch nichts verdienen. Und wer kein Arzt ist, keinen Doktor tragen dürfen.<sup>224</sup>

Bei dieser Aussage ist zu beachten, daß es sich nicht um die Schilderung von Gedanken oder Äußerungen Julianes handelt, sondern lediglich um eine Vermutung des Protagonisten. Er stellt dar, was er denkt, daß Juliane es über ihn denkt. Dabei geht er davon aus, daß sie ihn einer bestimmten Gruppe der Bevölkerung zuordnet, die er als „schmutzige Uni-Typen“ bezeichnet. Charakteristisch für diese Gruppe ist zum einen die Bequemlichkeit oder Faulheit<sup>225</sup>, die in der Aussage, daß man erst am Abend in der Weinstube wach würde, also tagsüber nicht arbeite, zum Ausdruck kommt. Typisch für diese Gruppe ist darüber hinaus auch die Redseligkeit, haben die „Uni-Typen“ am Abend erst einmal zu reden begonnen, hören sie damit nicht so bald auf. Die Formulierung „an Worten nicht müde werden“ räumt dem Gespräch zudem einen geringen Stellenwert ein, es sind keine fachlichen Diskussionen, sondern endlose Wortkaskaden. Der Vorwurf der Faulheit wird dann noch einmal aufgenommen, wenn Müller die Meinung wiedergibt, nur der solle verdienen, der auch außer Haus arbeite. Dabei kommt auch die Vorstellung zum Ausdruck, daß zu Hause keine Arbeit geleistet werden könne, die es wert sei, honoriert zu werden. Bei allen diesen Aussagen muß, wie erwähnt, beachtet werden, daß es sich um Vermutungen Müllers handelt. Er selbst hält diese Vermutungen noch für harmlos und überlegt wenig später:

---

<sup>223</sup> Hinzu kommt häufig die Überzeugung, daß die wissenschaftliche Arbeit nichts mit der Realität zu tun hat. Eine Aussage in diesem Sinne macht etwa eine Figur bei Trudt, die zu einer Physikprofessorin meint: „Ich hätte nicht gedacht, daß deine Forschungen auch was mit dem praktischen Leben zu tun haben.“ (Trudt, H. (1997): 17).

<sup>224</sup> Kinder, H. (1980): 26.

<sup>225</sup> Der Vorwurf der Faulheit kommt z.B. auch bei Heiner Trudts *Bockenheimer Bouillabaisse* zum Ausdruck. Als ein Radfahrer den Kommissar mit „Idiot“ beschimpft antwortet dieser „Studentenkopp“ und fügt dann hinzu: „Geh lieber arbeiten.“ (Trudt, H. (1997): 137) In dieser Bemerkung kommt die Auffassung vom ‚faulen Studenten‘ zum Ausdruck, der nicht arbeitet.

[V]ermutlich sind die Bilder, die meine Mitmenschen von mir im Kopf tragen, schlimmer, als ich mir das vorstellen kann.<sup>226</sup>

Die Frage, woher Müllers Annahmen stammen, kann aus dem Text nur indirekt beantwortet werden. Als Müller zu einem späteren Zeitpunkt von einem Bademeister angesprochen wird, bemerkt dieser, „der Dschenndlemänn von der Unwissenheit“ hätte „wieder frei am hellichten Mittag?“<sup>227</sup> Hier wird eine Aussage eines nicht zum wissenschaftlichen Milieu Gehörenden geschildert, der sich auf das oben erwähnte Vorurteil der Faulheit bezieht und kritisch feststellt, daß Müller mittags nicht bei der Arbeit ist. Die abwertend verwendete Bezeichnung Müllers als Gentleman macht eine kritische Distanz deutlich, in ihr kommt die Vermutung, daß Müller sich selbst „für etwas besseres hält“ zum Ausdruck. Die Partikel „wieder“ macht dabei deutlich, daß er davon ausgeht, daß dieser Zustand bei Müller die Norm ist. Mit dem Epitheton „hellicht“ wird der Vorwurf verstärkt, rekuriert diese Wortverbindung doch auf die Auffassung, daß man tagsüber ‚im Hellen‘ arbeiten und sich nachts ausruhen sollte. Ein weiterer Hinweis auf den Ursprung von Müllers Annahmen findet sich in der Bemerkung: „Regelmäßig fragen mich die Anrufer, ob sie mich aus dem Bett geklingelt hätten. Es gibt Mythen, gegen die Widerstand zwecklos ist.“<sup>228</sup> Müller ordnet die Frage nicht als einfache Frage, sondern als versteckten Vorwurf ein. Zugleich vermutet er aber, daß die Annahme, daß Angehörige der Universität lange schlafen, in den Bereich des Mythos‘ gehört, also eine Annahme ist, die alle für wahr halten, ohne sie zu hinterfragen.

Folgert man nun aus diesen Erwähnungen des Gesprächs bzw. des Vorwurfs, daß Müller so etwas häufiger erlebt, so könnte dies die Begründung dafür sein, wie Müller die Ansichten seiner Mitmenschen schildert. Wem das Wortspiel von der „Unwissenheit“ zuzuschreiben ist, ist nicht eindeutig festzustellen. Möglich ist zum einen, daß der Ich-Erzähler sich hier über die dialektal gefärbte Sprache des Bademeisters lustig macht, indem er das Wort so schreibt, wie dieser es ausspricht, möglich ist aber auch, daß es sich um ein Wortspiel des Bademeisters handelt. Für die Interpretation, daß es sich um einen Scherz des Ich-

---

<sup>226</sup> Kinder, H. (1980): 26f.

<sup>227</sup> Kinder, H. (1980): 132.

<sup>228</sup> Kinder, H. (1980): 36.

Erzählers handelt, spricht die Tatsache, daß er auch das Wort Gentleman so schreibt, wie der Gesprächspartner es ausspricht<sup>229</sup>.

Die Tatsache, daß die Erzähler von Universitätsromanen die bekannten Urteile von Außenstehenden über das wissenschaftliche Milieu so häufig in den Texten aufgreifen, dient auch dazu, eine unterschwellige Verbundenheit mit dem Leser zu erzeugen, eine Bindung des Leser an den Text zu erreichen: Indem auf (Vor-)urteile angespielt wird, die allen Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus bekannt sind, bzw. diese deutlich genannt werden, wird an die ‚Gemeinschaft‘ allerer appelliert, die eben alle selbst schon mit solchen Aussagen konfrontiert waren.

Bei den Ansichten von Außenstehenden über die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus, die in deutschen Universitätsromanen wiedergegeben werden, handelt es sich in erster Linie um Vorwürfe. Dargestellt werden zwei als negativ bewertete Charakterzüge. Das eine ist die Faulheit, die aus den abweichenden Arbeitszeiten geschlossen wird, das andere ist die elaborierte Sprache<sup>230</sup>, aus deren Verwendung häufig auf Arroganz geschlossen wird. Dabei lassen sich nur in bezug auf die Arbeitshaltung Unterschiede bei der Einschätzung von Professoren, Dozenten und Studenten feststellen. Der Vorwurf der Arroganz richtet sich bei Dorn gegen eine Professorin, bei Schmickl gegen einen Studenten, beide Vorwürfe sind durch die Sprache motiviert. Der Vorwurf der Faulheit richtet sich bei Kinder gegen einen Dozenten, dieser Vorwurf findet sich aber auch vielfach an die Adresse von Studierenden gerichtet.<sup>231</sup> Professoren wird dieser Vorwurf nicht gemacht.

---

<sup>229</sup> Im übrigen macht sich der Ich-Erzähler in der gesamten Passage sowohl über die dialektal gefärbte Sprache als auch über die besprochenen Themen lustig, wenn er von dem Gespräch zwischen dem Bademeister und einem Gast berichtet, der erwähnt: „Der Biermann [...] hockt in einer Villa wie ein Arbeitgeber oder der Kaiser von Schina und kippt Kübels von Dreck über uns, sollen sie ihn doch retour zu Honecker schicken, Porto zahlt Empfänger, für den habet mir uns nit de Aasch ufgrisse seit Anno Adolf.“ (Kinder, H. (1980): 132)). Zugleich kann in der phonetischen Schreibung der dialektalen Ausdrücke auch eine Anspielung auf einen weiteren Roman über das wissenschaftliche Milieu im weiteren Sinne gesehen werden, und zwar auf Arno Schmidts *Die Gelehrtenrepublik*.

<sup>230</sup> Kritik an unverständlichen Fachtermini findet sich in Bodensteins *Das Ernie-Prinzip*, wenn Poldis Geliebte ihn entnervt fragt: „Entschuldige, Poldi, kannst du bitte normal mit mir reden, ja?!“

<sup>231</sup> Hier ist z.B. Spitzers Roman *Elfenbeinturm* zu nennen, in dem ein Rentner eine Gruppe demonstrierender Studenten anfährt: „Warum studiert ihr überhaupt, wenn euch das Studium so schlecht gefällt? [...] Solche Krawallmacher kriegen sowieso keine Stellen. Die müssen wir bloß durchfüttern.“ (Spitzer, H. (1993): 310).

Da Professoren und Dozenten zumeist im Mittelpunkt der Universitätsromane stehen, sind sie diejenigen, die am häufigsten charakterisiert werden. Dafür, daß es sich um pauschale Einschätzungen aller Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus handelt, spricht die Tatsache, daß die Charakterisierten meistens *pars pro toto* stehen, daß sie stellvertretend für alle Universitätsangehörigen angesprochen werden<sup>232</sup>. Die Charakterisierungen, die Außenstehende von Angehörigen des Milieus vornehmen, entsprechen nur zum Teil denen, die der Erzähler vornimmt. Auch wenn der Erzähler seine Figuren mit kritischer Distanz darstellt, sind doch seine Kritikpunkte zumeist andere als die der außerhalb des Milieus stehenden Figuren. Bei dem Vorwurf der Faulheit ist keinerlei Übereinstimmung der Sicht der Figuren mit der des Erzählers festzustellen, anders sieht es mit dem Vorwurf der Arroganz aus. Auch dieser wird zwar von den meisten Erzählern so nicht erhoben, sie schildern sehr wohl Vorkommnisse, aus denen sich der Vorwurf erklärt.

Zu den beiden oben erläuterten Einschätzungen kommt noch ein Stereotyp hinzu, auf das auch die Erzähler von Universitätsromanen immer wieder rekurrieren. Es handelt sich um das Stereotyp des weltentrückten Gelehrten bzw. zerstreuten Professors, auf das vielfach Bezug genommen wird. Die Einordnung des weltentrückten Gelehrten als Stereotyp impliziert zunächst keine Kritik an diesem, der Begriff wird wertneutral verstanden und bedeutet an sich keine Einstufung der Universitätsromane, die mit diesen Stereotypen arbeiten, in den Bereich der Trivilliteratur. Stereotype werden als in der Realität verbindliche Muster der Wirklichkeitswahrnehmung verstanden und unterscheiden sich somit von negativ bewerteten Klischees. Noelle-Neumann weist auf die Verbindlichkeit von Stereotypen hin:

Für sie [die Menschen] sind die Stereotype Realität. Menschen könnten sich über Wahrnehmungen – über Nationalcharakter, über die Charakteristika von Berufsgruppen, Unterschiede zwischen Männern und Frauen, jungen Menschen und alten Menschen – überhaupt nicht verständigen, ohne solche Vereinfachungen zu Hilfe zu nehmen.<sup>233</sup>

---

<sup>232</sup> Hinzuweisen ist hier allerdings noch einmal auf die geringe Anzahl der Universitätsromane, die überhaupt ein Zusammentreffen von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus mit denen anderer Milieus schildern, von 16 deutschen Universitätsromanen des 20. Jahrhundert ist dieses nur in acht der Fall.

<sup>233</sup> Noelle-Neumann, E. in: *Forschung und Lehre* 5/99: 228. Lippmann, der den Begriff des Stereotyps eingeführt hat, weist ebenfalls auf die Allgemeinverbindlichkeit hin: „The subtlest and most pervasive of all influences are those which create and maintain the repertoire of stereo-

Schon die Gelehrtensatire der Frühaufklärung arbeitet mit diesen Stereotypen, „die Kritik nutzloser Gelehrter hält sich mit Vorliebe an ihrer Ungeselligkeit, ihrer Weltfremdheit und ihrer ewigen Stubenhockerei auf.“<sup>234</sup> Dieses Stereotyp wird nur selten von den Figuren der Universitätsromane ausgesprochen, sondern findet sich immer im Text des Erzählers. Damit ist nicht eindeutig auszumachen, ob es sich bei der Wiedergabe dieses Stereotyps um eine Sicht von außen oder um eine von innen handelt, denn die Frage, ob der Er-Erzähler zum dargestellten Milieu gehört, ist nicht zu beantworten. Sicherlich spricht häufig seine Nähe zu den dargestellten Figuren, wie auch die häufig personale Erzählhaltung dafür, ihn zu denen zu rechnen, die eine Sicht von innen haben. Andererseits steht er als Berichtender, als allwissender Erzähler über den Dingen und kann nicht einfach einer Seite zugerechnet werden<sup>235</sup>.

Der Erzähler in Hüfners *Der Physiker und sein Experiment* weist darauf hin, daß „die Schrulligen, etwas Verschrobenen, [...] ohnehin unter den Professoren häufiger als in anderen Berufszweigen anzutreffen“<sup>236</sup> seien und bei Heichen ist gar von „verkommenen Genies, wie man sie in Universitätsstädten häufig antrifft“<sup>237</sup>, die Rede<sup>238</sup>. Auch in Wierichs Universitätskrimi berichtet der Erzähler, daß es sich bei Professor Nauenburg um einen „im wahrsten Sinne des Wortes zerstreute[n] Professor“<sup>239</sup> handle. Indem der deutsche Universitätsroman das Stereotyp vom zerstreuten Professor heute noch aufgreift, unterscheidet er sich vom anglo-amerikanischen, von dem Weiß feststellt, daß das Bild

---

types. We are told about the world before we see it. We can imagine things before we experience them. And those preconceptions, unless education has made us actually aware, govern deeply the whole process of perception.” Lippmann, W. (1949): 89.

<sup>234</sup> Grimm, G.E. (1983): 727. Martens gibt als Grund für die Verspottung „von pedantischer Weltfremdheit, linkischem Benehmen, Ungepflegtheit und Einfaltspinselei [...] die Anmaßung eines gesellschaftlichen Sonderstatus und besonderer Privilegien“ an. Martens, W. (1978): 28. Mit den Stereotypen über Gelehrte und vor allem der darauf Bezug nehmenden Satire beschäftigt sich Grimm (1998).

<sup>235</sup> Diese Frage kann nicht abschließend entschieden werden, die Einschätzungen der Figuren durch den Erzähler sollen aber in dem Kapitel 3.3.1 behandelt werden, da dieser sich bei den Charakterisierungen der Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus im allgemeinen häufig auf Stereotype bezieht. Damit spricht er die Überzeugungen aus, die in weiten Teilen der Bevölkerung zu finden sind, aber eben nur selten im wissenschaftlichen Milieu selbst. So wurde bei der Untersuchung der Sicht von innen dieses Stereotyp nie gefunden.

<sup>236</sup> Hüfner, St. (1988): 6.

<sup>237</sup> Heichen, W. (o.J.): 42.

<sup>238</sup> Auch bei Schwanitz wird dieses Stereotyp erwähnt, allerdings hier von einer Figur, einem Penner, der zu Hackmann sagt, sein Kollege habe, gleich erkannt, daß er Professor sei: „So was Geistesabwesendes hat er noch nicht erlebt.“ (Schwanitz, D. (1995): 338).

<sup>239</sup> Wierichs, P. (1986): 12.

vom akademischen Lehrer in der Literatur das jahrhundertealte Stereotyp vom weltentrückten Gelehrten [aufgegriffen wurde] [...]. Das Interesse an diesem literarischen Stereotyp beginnt zu einer Zeit zu verschwinden, als anstelle des bisherigen geisteswissenschaftlichen Gelehrten das neue Bild des naturwissenschaftlichen Forschers tritt [...].<sup>240</sup>

Eben dieser Wechsel hat in deutschen Universitätsromanen (noch) nicht stattgefunden, lediglich zwei der fünfzehn Romane sind in naturwissenschaftlichen Fächern loziert. Zudem fällt auf, daß zwar vielfach auf das Stereotyp vom zerstreuten Professor Bezug genommen wird, sich in den Universitätsromanen aber niemals ein Beleg für dieses Stereotyp findet. Die dargestellten Professoren sind nicht zerstreuter als andere Figuren, es ist vielmehr so, daß in dem Moment, in dem sie etwas vergessen oder unaufmerksam sind, sofort auf dieses Stereotyp angespielt wird. Zwar wird auf ein bekanntes Stereotyp rekurriert, aber nichts getan, um dieses zu stützen oder zu widerlegen.

Indem die Autoren von Universitätsromanen in der Realität verbindliche Muster der Wirklichkeitswahrnehmung verwenden, fügen sie in den fiktionalen Text nicht-fiktionale Elemente ein<sup>241</sup>. Dabei scheint es so zu sein, daß die Aussagen, die Figuren, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören, über Figuren machen, die diesem angehören, auf den tatsächlichen Wahrnehmungen Außenstehender beruhen. Dies soll durch die Hinzuziehung einer demoskopischen Untersuchung über „Wissenschaft in der öffentlichen Wahrnehmung“<sup>242</sup> gestützt werden. Untersucht wurde die Wahrnehmung von Professoren im Fernbild wie im Nahbild<sup>243</sup>. Die Ergebnisse zeigen „eine geheimnisvolle Sympathie, die die Deutschen für die Wissenschaftler haben müssen“<sup>244</sup>, und belegen auch, daß Stereotypen gerade beim Fernbild noch lebendig sind. Gefragt wurde unter anderem nach der Unverständlichkeit der Sprache und dem Stereotyp des zerstreuten Professors. Auf die Frage: „Denken Sie, daß Professoren lebensuntüchtig, zerstreut sind?“, antworteten 13% aller Befragten mit „Ja“, im Nahbild bejahten im-

<sup>240</sup> Weiss, W. (1994): 119.

<sup>241</sup> Zur Frage der nicht-fiktionalen Anteile des fiktionalen Erzähltextes vgl. 4.

<sup>242</sup> Die Quelle ist die „Bevölkerungsrepräsentative Umfrage mit 2106 Befragten ab 16 Jahre“ des Allensbacher Archivs vom Februar/ März 1999, die Noelle-Neumann in dem Vortrag „Wissenschaft in der öffentlichen Wahrnehmung“ am 15. März 1999 vorstellte.

<sup>243</sup> Das Fernbild bezieht sich auf Kenntnisse über Professoren an sich, das Nahbild stützt sich auf eigene Beobachtungen und Wahrnehmungen der Befragten. Vgl. dazu Noelle-Neumann, E. in: *Forschung und Lehre* 5/99.

<sup>244</sup> Noelle-Neumann, E. in: *Forschung und Lehre* 5/99: 228.

mer noch 9% diese Frage. Signifikanter sind die Zahlen, wenn man nach der Sprache fragt. Auf die Frage:

„Stimmt die Aussage, ‚das was sie/ er sagen / sagt, ist so kompliziert, man versteht gar nicht, was sie / er meinen / meint‘,

antworteten 44% aller Befragten mit „Ja“, von denen, die persönlich einen Professor kannten, waren es nur 14%. Knapp die Hälfte der Bevölkerung hält die Sprache der Professoren für unverständlich, wobei nicht unterschieden wurde zwischen der Sprache, die verwendet wird, um wissenschaftliche Zusammenhänge darzustellen, und der alltäglichen Sprache. Die Charakterisierungsmerkmale, auf die sich Figuren in Universitätsromanen beziehen, haben also Wurzeln, die in der Realität nachgewiesen werden können. Die Autoren von Universitätsromanen sind selber Angehörige des Milieus, die Erzähler schildern somit das, von dem sie denken, daß es Figuren, die nicht zum Milieu gehören, sagen. Daß diese Aussagen nicht völlig aus der Luft gegriffen sind, zeigt die Übereinstimmung. Da in der Untersuchung nur nach Professoren, nicht nach Dozenten oder Studenten gefragt wurde, zeigt sich auch in der kaum bejahten Frage nach der Faulheit<sup>245</sup> Übereinstimmung. Diese wird in Universitätsromanen nur den Dozenten und Studenten zugeschrieben, inwieweit dies mit der realen Meinung übereinstimmt, ist nicht feststellbar. Auffällig ist aber, daß die ‚Faulheit‘ von Professoren von Außenstehenden nicht erwähnt wird, dies deckt sich weitgehend mit der Meinung der realen Bevölkerung. Die Darstellung in Universitätsromanen ist allerdings eine andere, hier werden sehr wohl ‚faule‘ Professoren dargestellt, dieses wird aber von den Figuren, die nicht zum Milieu gehören, nicht thematisiert.

Auch wenn unverständliche Sprache, Arroganz und nicht den Normen entsprechende Arbeitshaltung immer wieder thematisiert und zumeist auch kritisiert werden, fällt doch auf, daß die Figuren, die dies aussprechen, damit zumeist auch Aussagen über sich selbst machen. Wie der Kriminalbeamte in *Berliner Aufklärung* Rebecca Lux ihre Weiblichkeit abspricht und damit seine Bewertungskriterien präsentiert, so zeigt auch Schuringls Wut darüber, daß er Eduard nicht versteht in *Alles, was der Fall ist*, seinen begrenzten Wortschatz. Die Kritik, die die Figuren über die dargestellten Professoren, Dozenten und Studenten äu-

---

<sup>245</sup> Die Frage nach der Faulheit der Professoren wurde im Fernbild von 4% der Bevölkerung bejaht, im Nahbild waren es nur 0,4 %.

ßern, ist das eine, das andere ist die versteckte Kritik der Erzähler an den Bewertungsmaßstäben der Figuren, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören.

### 3.3.2 Berliner Aufklärung als akademischer Kriminalroman

In 3.1 wurde Thea Dorns Roman *Berliner Aufklärung* als akademischer Kriminalroman, als Universitätskrimi beschrieben. Universitätsromane als Kriminalromane zu konzipieren hat im englischen Sprachraum seit dem Ende des Ersten Weltkriegs Tradition<sup>246</sup>, in Deutschland legte Peter Wierichs mit *Professoren sterben selten leise* 1986 den ersten Roman dieses Subgenres vor. Als Kriminalromane sollen hier Detektivromane verstanden werden<sup>247</sup>, deren

tragende[n] inhaltliche[n] Elemente der Handlung [...] erstens das rätselhafte Verbrechen (Mord); zweitens die Fahndung nach dem Verbrecher (den Verbrechern), die Rekonstruktion des Tathergangs, die Klärung der Motive für die Tat; drittens die Lösung des Falles und die Überführung des Täters (der Täter) [sind].<sup>248</sup>

Akademische Kriminalromane sind dann solche, in denen die Beschreibung des wissenschaftlichen Milieus als zusätzlich tragendes inhaltliches Element zu den von Nusser genannten hinzukommt. Die vier nun zu untersuchenden Universitätskrimis<sup>249</sup> weisen alle sämtliche Handlungselemente auf, wenn auch in verschiedener Ausprägung. Dorns Roman stellt insofern eine Besonderheit dar, als sie sich nicht ausschließlich auf das wissenschaftliche Milieu beschränkt. Ihre Figuren, besonders die Protagonistin Anja Abakowitz, bewegen sich in der Berliner Universität ebenso wie in der Schwulen- und Lesbenszene. Damit spielt dieser Roman als Universitätskrimi nicht nur mit dem reizvollen „Kontrast zwischen einem Verbrechen und einem scheinbar-weltfremd unschuldigen Gelehrten“<sup>250</sup>,

<sup>246</sup> Vgl. dazu Antor, H. (1996): 584-599. In der englischen Literatur ist zudem – anders als in der deutschen – zu beobachten, daß Kriminalchriftsteller, die mit Kriminalromanen bekannt geworden sind, auch Romane im wissenschaftlichen Milieu lozieren. Das heißt, sie verwenden dieses setting als eines unter vielen. Als Beispiele sind hier etwa *Gaudy Night* von Dorothy Sayers oder *For the sake of Elena* von Elizabeth George zu nennen.

<sup>247</sup> Folgt man der Definition des Kriminalromans von Nusser (1992), der die Gattung in Detektivromane und Thriller unterteilt, so gibt es unter den Universitätskrimis keine Thriller, sondern nur Detektivromane.

<sup>248</sup> Nusser, P. (1992): 26.

<sup>249</sup> Thea Dorn *Berliner Aufklärung*, Peter Wierichs *Professoren sterben selten leise*, Heiner Trudt *Bockenheimer Bouillabaisse* und Gerald Schmickl *Alles, was der Fall ist*.

<sup>250</sup> Weiss, W. (1994): 166.

sondern zudem mit dem (vermeintlichen) Kontrast zwischen dem wissenschaftlichen Milieu und der Schwulen- und Lesbenszene. Scheinbar widersprüchliche Milieus bzw. Lebensformen werden hier zusammengefügt, was gerade den Professorenfiguren Dimensionen gibt, die in den anderen Universitätsromanen so nicht aufgezeigt werden. Nahezu keiner der Professoren lebt in einer herkömmlich als ‚normal‘ betrachteten Lebensform bzw. Beziehung; der Ermordete Rudolf Schreiner ist in der Szene bekannt als „der weiche Rudi“ (30), Willi Maier-Abendroth, der sich in seinen Aufsätzen deutlich gegen Homosexualität wendet, wird der „Philosophen-Willi“ (95) genannt, und auch bei Rebecca Lux werden homoerotische Neigungen angedeutet.<sup>251</sup> Damit gehören drei der vier dargestellten Professoren zum homosexuellen Milieu, ein Milieu, das in kaum einem anderen Universitätsroman thematisiert wird. Wenn sonst Auskünfte über den Familienstand und sexuelle Vorlieben gegeben werden, dann ordnen sie die Dargestellten stets in ‚normale Familien‘ ein<sup>252</sup>.

Die Detektivin Anja Abakowitz, die selber nur zum Teil dem wissenschaftlichen Milieu angehört, ermittelt auf eigene Faust. Dabei sind die Ermittlungen für sie nicht nur ein intellektuelles Spiel, ihre Bemühungen entstehen vor allem aus dem Wunsch, Lux zu helfen. Moralische Empörung über den Mord ist bei ihr ebenso wenig zu spüren wie bei allen anderen Figuren. Diese fehlende moralische Ent-rüstung, eine gewisse Gleichgültigkeit oder Kaltblütigkeit, fällt bei allen dargestellten Figuren auf. Eine Mitarbeiterin des Philosophischen Instituts will noch zu dem Zeitpunkt, als Schreiner tot im Postzimmer liegt, dort kopieren und meint:

Was soll das heißen >ich kann nicht kopieren<? Ganz im Gegenteil – jetzt kann ich endlich in Ruhe kopieren. [...] Da in den Postfächern stört er [Schreiner] mich weniger, als wenn er mit seinem Nietzsche-Quatsch stundenlang den Kopierer belegt. (9)

In dieser Aussage kommt die schroffe, sehr emotionslose Redeweise einiger Figuren des Romans zum Ausdruck, die nicht nur die Aussagen des Erzählers, sondern auch die der meisten Figuren prägt. Diese schroffe, lakonische Art kennzeichnet das dargestellte wissenschaftliche Milieu und setzt es von den an-

<sup>251</sup> „Außerdem hatte ihre [Anjas] alte Freundin vorhin nicht besonders anlehnungsbedürftig gewirkt, eher noch unnahbarer als sonst. Anja wußte jedoch, daß es gerade das war, was sie immer noch an Rebecca fesselte. Seitdem sie die Professorin das erste Mal gesehen hatte, kannte sie die verbotene Lust auf ein intelligibles Wesen.“ (17).

<sup>252</sup> So ist Hanno Hackmann in Schwanitz' *Der Campus* verheiratet und hat eine Tochter, Poldi in Bodensteins *Das Ernie-Prinzip* ist verheiratet und hat drei Kinder, Frowein in Hüfners *Der Physiker und sein Experiment* ist verheiratet und hat zwei Töchter.

deren Milieus ab. Sowohl die Angehörigen der homosexuellen Szene als auch die Polizeibeamten reagieren weitaus emotionaler auf die Verbrechen.

Das Motiv für den ersten Mord (der zweite geschieht nur – wie in Kriminalromanen häufig –, um die Aufdeckung des ersten zu verhindern) liegt nicht ausschließlich im wissenschaftlichen Milieu begründet. Ein Student bringt sich wegen seiner Magisterarbeit um, sein Liebhaber tötet den Professor, der die Arbeit betreut hat. Die Detektivin Abakowitz benötigt zur Aufklärung des Verbrechens aber auch ihre philosophischen Fachkenntnisse, denn in dem Raum, in dem die Leiche gefunden wird, hat der Mörder „Schreiner ist tot. Die Wahrheit ist im Fragment“ an die Wand geschrieben. Die Polizeibeamten beachten diese Schrift nicht weiter, die doch bei der Aufklärung einen entscheidenden Hinweis gibt. Denn die Sätze sind nach Abakowitz' Einschätzung nicht

nur Untertitel zu dem Bild gewesen, das Schreiner im Postraum geboten hatte, sondern ein eitler Hinweis, wo die wahren Hintergründe der Tat zu finden seien [...]. (141)

Daraus zieht sie die Schlußfolgerung, daß der Mörder mit diesem Satz auf Nietzsches *Also sprach Zarathustra* anspielt und damit auch auf eine Selbsttötung. Als sie das Opfer des Suizids, den von Lux erwähnten Studenten gefunden hat, kann sie auch den Mörder überführen.<sup>253</sup>

Die Polizisten werden vom Erzähler in klassischer Manier eingesetzt, sie haben weniger die Rolle der Ermittler, sondern dienen vielmehr als Kontrastfiguren, an denen die besondere Leistung der Heldin herausgestellt wird<sup>254</sup>. Sie werden vom Erzähler nicht als Repräsentanten des Staates geschildert, sondern vielmehr als Vertreter eines kleinbürgerlichen Milieus. Dies wird besonders in der Auseinandersetzung mit Rebecca Lux deutlich (vgl. 3.3.2). Das Opfer Schreiner hat einen sehr geringen Stellenwert, wird nicht als lebendiger Mensch gezeigt. Der Leser lernt ihn nur durch die Aussagen des Erzählers, vor allem aber durch die Aussagen der Figuren kennen.

Auch der Mörder hat im Roman keine herausgehobene Rolle. Da er nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehört, konzentrieren sich die Ermittlungen erst sehr

---

<sup>253</sup> Dieser berichtet, an den Wänden des Selbstmörders habe gestanden: „WICHTIG NEHMEN ALLE DAS STERBEN. ABER NOCH IST DER TOD KEIN FEST. NOCH ERLERNTEN DIE MENSCHEN NICHT, WIE MAN DIE SCHÖNSTEN FESTE WEIHT.“ (150). Vgl. Nietzsche, F. (1960): 334.

<sup>254</sup> Vgl. Götting, U. (1998): 10.

spät auf ihn. Zudem liegt der Schwerpunkt des Erzählers eindeutig auf einer teils witzigen, teils satirischen Darstellung des wissenschaftlichen Milieus, was gegen eine genauere Charakterisierung des Mörders spricht.

*Berliner Aufklärung* ist trotz der häufig gerade von der Protagonistin geäußerten Kritik am Milieu kein sozial- bzw. milieukritischer Universitätsroman. Beanstandet werden einzelne Verhaltensweisen einzelner Figuren und das ebenso im wissenschaftlichen wie im homosexuellen oder bürgerlichen Milieu. Es ist aber keine komplette Ablehnung des Wissenschaftsbetriebs, was sich nicht zuletzt darin äußert, daß es zu keinerlei Vorwürfen wegen des Suizids des Studenten kommt. Ein sozialkritischer Roman hätte in dieser Tatsache vermutlich Anlaß zu Kritik am Milieu gesehen, hätte Schuldige gesucht und benannt. Die Tatsache, daß sich ein Student getötet hat, wird zwar bedauert, es wird aber keine Schuldzuweisung vorgenommen. Dies ist insofern auffällig, als der Täter Schreiner von allen Beteiligten sehr kritisch gesehen wird.

Thea Dorns Roman in der Figurenzeichnung und -führung recht ähnlich ist Gerald Schmickls *Alles, was der Fall ist*. Auch in diesem Universitätskrimi, der an der Wiener Universität spielt, wird ein Mord an einem Philosophieprofessor, Ernst Weiß, geschildert. Täter ist ein anderer Professor, der seine Habilitation nicht selbst verfaßt, sondern die Arbeit eines Studenten übersetzt und als eigenes Werk eingereicht hat.

Als Weiß ihn mit diesem Sachverhalt konfrontiert, bringt er Weiß um. Das Opfer spielt in diesem Roman eine etwas wichtigere Rolle als in *Berliner Aufklärung*, in Analepsen schildert der Erzähler einige Seminare von Weiß und beschreibt auch sein Verhältnis zu dem Studenten Eduard, dem der homosexuelle Weiß deutliche Avancen macht.<sup>255</sup> Ebenso wie Weiß recht ausführlich als akademischer Lehrer und als Mensch geschildert wird, werden auch die anderen Philosophen des Instituts detailliert beschrieben. Diese Beschreibungen fügt der Erzähler bei der Darstellung der Beerdigung von Weiß ein, an dessen Grab alle Philosophen einzeln herantreten und bei dieser Gelegenheit dem Leser vorgestellt werden. Die Beschreibungen sind immer gleichartig aufgebaut: Auf die Schilderung des Aussehens, aus dem direkt Rückschlüsse auf den Charakter gezogen werden,

---

<sup>255</sup> Vgl. Schmickl, G. (1994): 29ff.

folgt eine Einordnung der entsprechenden Person in die Hierarchie des Instituts und eine kurze Charakterisierung. Diese wird zum Teil an einzelnen, für die Figur typischen Episoden festgemacht. Neben den neun Philosophen stellt der Universitätsroman drei Studenten in den Mittelpunkt der Handlung. Protagonist ist Fabian Kelch, der Philosophie studiert und nebenbei in einem Wiener Szene-Lokal arbeitet. Obwohl es sich bei *Alles, was der Fall ist* um einen Kriminalroman handelt – alle notwendigen Elemente sind vorhanden, die Handlung beginnt mit dem Mord und endet mit dessen Aufklärung –, spielt doch die Darstellung der Detektion keine entscheidende Rolle. Zwar bemüht sich Fabian Kelch ein wenig, den Fall aufzuklären und spielt seinen Freunden auch eine Aufklärung vor, wobei er eine abstruse Geschichte erfindet, letztlich geschieht die Aufklärung aber durch den Suizid des Mörders, der sich wegen seiner Tat tötet.

Anders als bei Dorn konzentriert sich der Erzähler des Romans stärker auf die Schilderung des wissenschaftlichen Milieus, alle Figuren mit Ausnahme der Polizisten und einer Freundin Fabians gehören diesem an. Zwar werden vielfach Besuche in Kneipen oder andere Freizeitaktivitäten geschildert, die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus bleiben dabei aber immer unter sich bzw. als eigenständige Gruppe erkennbar. Der Erzähler gebraucht nicht die Darstellung verschiedener Milieus, die zueinander in Kontrast stehen und aus deren Widersprüchlichkeit eine Spannung entsteht, sondern arbeitet mit dem von Weiss dargestellten Kontrast zwischen den ‚weltfremden Gelehrten‘ und einem überraschenden Verbrechen.

Für die Aufklärung des Mordes benötigen die Ermittler keine akademischen Kenntnisse, es wird aber vielfach auf philosophische Themen und Kontroversen angespielt. *Alles, was der Fall ist* ist ein Universitätsroman, der relativ ausführlich verschiedene wissenschaftliche Positionen thematisiert, was in kaum einem anderen Roman zu finden ist. Dies geschieht etwa bei der Darstellung von Lehrveranstaltungen, bei der Schilderung von internen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen der Institutsphilosophen oder bei der sehr ausführlichen Darstellung eines Traumes des Mörders, bei dem sich Kant, Schopenhauer, Hegel, Nietzsche, Adorno, Wittgenstein und Foucault begegnen. Dem Traum wie auch anderen Schilderungen wissenschaftlicher Dispute kommt für die Handlung keine tragende Rolle zu, diese Passagen dienen zum einen der Illustration des Milieus und liefern zudem zumeist witzig-satirische Darstellungen divergierender

philosophischer Richtungen. Trotz dieser zum Teil satirisch überspitzten Beschreibungen des Milieus handelt es sich bei Schmickls Roman nicht um einen, der das Milieu an sich kritisiert, es wird vielmehr mit liebevollem Spott dargestellt. Auffällig ist auch die Darstellung der guten Zusammenarbeit der Professoren mit den Studenten und Dozenten, die hier nicht als getrennte Gruppen auftreten.

Auch Peter Wierichs Universitätskrimi *Professoren sterben selten leise* spielt ausschließlich im wissenschaftlichen Milieu. Geschildert wird eine Mordserie an einer ungenannten deutschen Universität, der drei Germanisten zum Opfer fallen. Während die ersten beide Morde als solche nicht sofort erkennbar sind – ein Dozent stirbt an Herzversagen, ein weiterer einem Autounfall – ist der Mord an Professor Bitterberg deutlich als solcher zu erkennen, denn „er [Bitterberg] lag auf dem Bauch, und in seinem Rücken, genau in Höhe des Herzens, steckte ein langes Messer.“<sup>256</sup> Der Student Amoenus beginnt mit den Ermittlungen, und ihm gelingt es am Ende, die Mordserie aufzuklären. Die Motivation für seine Bemühungen liegt weniger in der moralischen Entrüstung über den Mord, für Amoenus ist es vielmehr ein anregendes intellektuelles Spiel. Für die Aufklärung benötigt er keinerlei wissenschaftliche Kenntnisse, Anspielungen auf verschiedene fachwissenschaftliche Richtungen oder ähnliches fehlen völlig. Polizisten kommen in dem Roman nur am Rande vor, in Gestalt einer Freundin des Protagonisten. Da diese bei der Polizei arbeitet, kann sie Amoenus mit speziellen Kenntnissen für die Ermittlungen versorgen. Sie ist dabei nicht Kontrastfigur zu dem so herausgestellten Detektiv, sondern hat die Funktion, Kenntnisse, die jemand, der nicht zur Polizei gehört, nicht haben kann, an den Ermittelnden weiterzugeben. Die Motive für die Morde liegen in diesem Universitätskrimi im akademischen Bereich:

der Neid auf seine ehemaligen Studienkollegen, die so viel mehr erreicht hatten als er, hat Gläser [dem Mörder] immer hart zugesetzt, wenn er es auch hinter seinem jovialen, geräuschvollen, oft krampfartig lustigen Benehmen exzellent zu verbergen wußte.<sup>257</sup>

Nicht die persönliche Abneigung gegen einzelne Angehörige des Fachbereichs ist der Grund für die Morde, das Ziel ist vielmehr, sämtliche Professoren und Do-

---

<sup>256</sup> Wierichs, P. (1986): 30.

<sup>257</sup> Wierichs, P. (1986): 140f.

zenten des Faches zu töten. Die Universität ist hier nicht nur Schauplatz der Handlung, der Erzähler verwendet auch die geringe Personenzahl am Institut und schafft durch die engen Kontakte zwischen allen Beteiligten so etwas wie eine abgeschlossene Gruppe. Das Germanistische Institut ist eine geschlossene Gemeinschaft und bietet sich „in ähnlicher Weise als Tatort an wie ein schwer zugängliches *Country House*.“<sup>258</sup> Um diese abgeschottete Gruppe von Menschen darzustellen, beschreibt der Erzähler eine Universität der späten sechziger Jahre, in der die Gruppen überschaubar klein und enge Kontakte aller Angehörigen des Instituts gegeben sind. Auch wenn der Mörder das Ziel hat, alle Angehörigen des Instituts zu töten, ist *Professoren sterben selten leise* doch kein milieukritischer Roman. Vielmehr fällt die hochgradig positive Schilderung der Figuren wie auch des Faches auf. Die Beschreibung der Figuren ist zwar zu meist karikierend, aber immer von nachsichtiger Belustigung geprägt<sup>259</sup>.

Nicht ausschließlich auf das wissenschaftliche Milieu beschränkt ist Heiner Trudts Roman *Bockenheimer Bouillabaisse* von 1997. Geschildert wird der Mord an der Physikprofessorin Hildegard Richter, die von ihrem Assistenten Kaminski getötet wird. Sie hatte nicht nur ihr Verhältnis mit ihm beendet, sondern ihm auch verweigert, eine gemeinsame Publikation unter seinem Namen zu veröffentlichen. Kaminski fühlt sich daraufhin ausgenutzt und ermordet sie. Das Motiv liegt somit zwar im wissenschaftlichen Bereich, ist aber zugleich ein zwischenmenschliches Problem. Kritikpunkt Kaminskis ist die Tatsache, daß seine Arbeitskraft ausgenutzt worden ist, das Fach an sich spielt keine Rolle. Dementsprechend braucht auch der Detektiv keine akademischen Kenntnisse, es handelt sich um normale Polizeiarbeit. Der Protagonist des Romans ist kein Angehöriger des wissenschaftlichen Milieus, sondern der Polizeibeamte Wolkenstein. Mit dem Motiv und dem Protagonisten ist *Bockenheimer Bouillabaisse* weniger ein Universitätskrimi – auch wenn der Untertitel ihn eindeutig als solchen bezeichnet – als vielmehr ein Kriminalroman, der zwar an der Universität loziert ist,

---

<sup>258</sup> Weiss, W. (1992): 166.

<sup>259</sup> Der Autor selbst bestätigt diese positive Darstellung einer deutschen Universität und führt sie auf eigene Erfahrungen zurück: „Ich wollte die Universität meiner Studienzeit (der späten sechziger Jahre) beschreiben, so wie ich sie erlebt und erfahren habe. Daß die Schilderung positiver ausfällt als in anderen Romanen, hängt vielleicht damit zusammen, daß die Rahmenbedingungen seinerzeit soviel günstiger waren als heute.“ (Wierichs in einem Brief an die Verfasserin vom 28.12.1995).

dabei allerdings wenig über das Milieu berichtet und nicht auf typische Charakteristika von Universitätsangehörigen rekurriert. Dieses fehlende Interesse an akademischen Spezifika des Erzählers mag am Autor Heiner Trudt liegen. Hinter diesem Pseudonym verbergen sich einhundertdrei Germanistikstudenten der Universität Frankfurt, die den Roman gemeinsam in einem Seminar verfaßt haben. Da der Roman in einem Fach spielt, das dem Autorenkollektiv fremd ist, können keine fachwissenschaftlichen Kenntnisse einfließen, ebenso wie satirische Darstellungen unterschiedlicher wissenschaftlicher Positionen oder Denkweisen fehlen müssen. Die Tätigkeit im wissenschaftlichen Milieu wird in dem Roman vielmehr als ein gewöhnlicher Beruf dargestellt. Dies wird besonders dadurch deutlich, daß enge Kooperationen des Opfers mit der Wirtschaft dargestellt werden, und daß das Opfer weniger als „zerstreute Professorin“ als vielmehr als harte Wissenschaftsmanagerin dargestellt wird. Bei der Darstellung der Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus und der der anderen Figuren lassen sich keine Unterschiede feststellen.

Universitätskrimis bilden unter den Universitätsromanen eine relativ große Gruppe, ein Viertel der Universitätsromane ist als Kriminalroman konzipiert. Aber auch in den Romanen, die keine Kriminalromane sind, werden vielfach Verbrechen dargestellt, man denke etwa an die Darstellung der Intrigen (vgl. 3.1.1). Es fällt auf, daß die Motive zwar zumeist im akademischen Bereich liegen, es handelt sich dabei aber immer um die spezifische Ausgestaltung üblicher zwischenmenschlicher und beruflicher Probleme. Die Universitätsromane schildern die Besonderheiten des wissenschaftlichen Milieus nur in den Charakterisierungen der Figuren, auf die Tatmotive an sich hat das Milieu keinen Einfluß. Die von Weiss für den anglo-amerikanischen Raum festgestellte Diskrepanz zwischen dem ‚weltfremden Gelehrten‘ und einem Kapitalverbrechen nutzen auch die Autoren deutscher Universitätsromane (wobei Heiner Trudts Roman eine Ausnahme bildet). Wenn, wie bei Dorn, zu dieser Diskrepanz noch eine weitere hinzukommt, kann dies den Roman interessanter machen und die Charakterisierung von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus spezifischer gestalten. Indem dem wissenschaftlichen Milieu mehrere andere gegenübergestellt werden, werden dessen Konturen klarer.

### 3.4 Der deutsche Universitätsroman: Strukturen und Elemente

Abschließend soll nun untersucht werden, welchen Beitrag Universitätsromane zu dem Bild leisten, das durch die selbstthematizierende Literatur vom wissenschaftlichen Milieu entsteht. Dazu werden Gemeinsamkeiten und Unterschiede der deutschen Universitätsromane des zwanzigsten Jahrhunderts aufgezeigt, ferner wird gefragt, inwieweit von einer Entwicklung gesprochen werden kann. Zudem muß überprüft werden, ob die Unterschiede, die sich nicht in der Wahl der Themen, sondern in deren Ausgestaltung zeigen, und die Gemeinsamkeiten (wie die Erzählsituation, die Bewertung der Figuren durch den Erzähler und die Schilderung der Sicht Außenstehender) eine weitere Untergliederung der Gattung Universitätsroman ermöglichen. Darüber hinaus gilt es zu untersuchen, ob es sich bei Universitätsromanen um Trivilliteratur handelt.

Betrachtet man die sechzehn deutschen Universitätsromane, die im 20. Jahrhundert verfaßt wurden und mit denen die Autoren das wissenschaftliche Milieu, thematisieren, so fällt zunächst die Kontinuität der Gattung auf. Sowohl die Wahl der Themen als auch die Erzähltechniken sind – bis auf wenige Ausnahmen – die gleichen geblieben.

Der typische deutsche Universitätsroman ist personal-aktorial erzählt. Bis auf Hermann Kinders *Vom Schweinemat der Zeit* sind alle Romane in dieser ‚prototypischen Erzählsituation des 20. Jahrhunderts‘<sup>260</sup> verfaßt. Für den Erzähler hat die Wahl dieser Erzählsituation zwei Vorteile: Zum einen ist die personal-aktoriale die Erzählsituation, die

allem Anschein nach den Autoren [...] am geläufigsten ist, die von ihnen am wenigsten Aufmerksamkeit und kreative Anspannung bei der Abfassung fordert [...].<sup>261</sup>

Für ‚ungeübte‘ Autoren (vgl. weiter unten) bietet sich diese Erzählsituation also an, durch die zudem ein Schwerpunkt auf die Empfindungen der Reflektorfigur(en) gelegt werden kann. Die Darstellung der inneren Situation des Protagonisten bzw. der Reflektorfigur wird so in den Mittelpunkt gestellt, und eben diese Darstellung ist in deutschen Universitätsromanen wichtig. Deutlich wurde dies

---

<sup>260</sup> Vgl. Stanzel, F.K. (1995): 19.

<sup>261</sup> Stanzel, F.K. (1995): 19.

vor allem bei der Untersuchung des Themas Forschung in deutschen Universitätsromanen, wobei festzustellen war, daß es weniger um Inhalte oder Ergebnisse, als vielmehr um die Gefühle und Empfindungen der Protagonisten bezüglich ihrer Forschung geht.

Formal sind die Romane wenig innovativ. Anders als zum Beispiel englische Universitätsromane, die mit Konventionen und Motiven spielen, werden in den deutschen Romanen nur selten verschiedene Erzähltechniken angewendet. Beispiele für solche Romane sind etwa David Lodges *Changing Places* (1975) und *Small World* (1984), die beide auch in Deutschland viel Beachtung gefunden haben. Lodge, selbst Professor für englische Literaturgeschichte in Birmingham, beschreibt in dem zuerst ins Deutsche übersetzten *Small World* das ausgeprägte internationale Tagungswesen von Literaturwissenschaftlern aus aller Welt. Obwohl der Roman zum größten Teil in England und auch in Amerika spielt, ist er insofern international, als auch Vertreter anderer Nationen an den beschriebenen Tagungen teilnehmen und es sich bei diesem Tagungswesen um kein spezifisch angelsächsisches Phänomen handelt. Eine Übertragung, auch auf deutsche Verhältnisse, bietet sich insofern an. Diese Übertragung ist gleich auf zweifache Art möglich: zum einen auf die Verhältnisse unter deutschen Literaturwissenschaftlern, zum anderen, und dies ist wahrscheinlich wichtiger, auch auf Vertreter anderer Berufsgruppen:

Den verständnisinnigsten Genuß an der Lektüre werden 'Mauernweiler' jeder Art haben, seien es nun professionelle Vielflieger oder Tagungsteilnehmer welcher Fakultät auch immer. Die Erfahrungen jener Zeitgenossen, die auf den Gästelisten von Industriemessen oder Computerterminals stehen, dürften kaum anderer Art sein, als im akademischen Bereich.<sup>262</sup>

Außerdem ist das Personal des Romans international; neben Engländern und Amerikanern werden auch französische, italienische und deutsche Literaturwissenschaftler dargestellt. Bei deren Darstellung läßt Lodge kein Klischee aus, wobei er diese selbst immer wieder ironisiert. So ist der Deutsche ein blonder Ex-Nazi, der Franzose homosexuell und die italienische Professorin entpuppt sich als reiche Kommunistin.

---

<sup>262</sup> So Elisabeth Kaiser in ihrer Rezension des Romans in der *Badischen Zeitung*, Nr. 3, vom 4./5.1.86.

Dieses internationale Personal und die Möglichkeit der Übertragung sind es wohl, die dem Roman viel Beachtung auch in der deutschen Presse verschafft und den Verlag dazu bewogen haben, *Small World* als ersten Roman in deutscher Übersetzung zu veröffentlichen, obwohl es sich eigentlich um die Fortsetzung von *Changing Places* handelt. Die Rezensenten des Romans weisen immer wieder auf die Unmöglichkeit hin, einen vergleichbaren deutschen Roman zu verfassen, obwohl, so wird einhellig erklärt, sich die hiesigen Verhältnisse ebenso für eine Fiktionalisierung eignen würden:

Keine Frage, daß in den modernen Bildungsanstalten wie Bremen, Bielefeld oder Konstanz der Stoff gewissermaßen auf dem Geschäftszimmer liegt, er findet bloß keine Abnehmer,<sup>263</sup>

stellt Willi Winkler fest. Dies liegt, so die Meinung eines weiteren Rezensenten, an der fehlenden Tradition eines deutschen Universitätsromans, aber auch an der in Deutschland üblichen Meinung, ein Roman, der von einem Professor verfaßt ist, müsse langweilig und belehrend sein:

Schon beim Wort /Professorenroman/ allein weht einen in Deutschland das strenge Odium äußerster Langeweile an, der Duft von Gustav Freytag und Felix Dahn<sup>264</sup>,

so Erhart Schütz. Auffällig ist an Lodges Roman, daß hier unbekümmert literaturwissenschaftliche Theorien in den Romantext eingefügt sind, sei es als Anspielungen, sei es als längere Erklärungen, wie z.B. zum Thema Strukturalismus. Auch werden Vorträge einzelner Professoren zitiert; doch durch die ständige Durchbrechung des Romandiskurses wird der Roman nicht, wie von deutschen Autoren wohl befürchtet, langweilig oder gar belehrend, sondern witzig und auch interessant. Lodge gelingt es, den Romandiskurs zu verlassen und in den literaturtheoretischen einzutreten und auch den Leser zu belehren, ohne ihn deshalb zu langweilen. Dies wird in deutschen Universitätsroman kaum einmal auch nur versucht.

Lodge gelingt dies auch in *Changing Places*, und hier macht er das Romanschreiben selbst zum Thema seines Buches: auf textinterner Ebene dadurch, daß während des Romans das Buch „Let's Write a Novel“ gesucht wird, auf erzähltheoretischer Ebene dadurch, daß jedes Kapitel in einem anderen Erzählstil

---

<sup>263</sup> *Der globale Campus* in *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 221 vom 25.9.85.

<sup>264</sup> *Eine akademische Romanze – und was für eine* in *Frankfurter Rundschau* Nr. 56 vom 7.3.86.

verfaßt ist. Lodge beschreibt in diesem Roman den Austausch zweier Professoren während der Studentenunruhen 1968 – Philip Swallow geht für ein halbes Jahr an die Universität von Euphoria, Moris Zapp an die von Rummigde. Damit stellt der Roman weniger das internationale als vielmehr das englische und amerikanische Hochschulwesen in den Mittelpunkt und dies dürfte auch der Grund dafür sein, daß er sehr viel weniger Beachtung in den deutschen Medien gefunden hat.

Anders als z.B. bei Lodge wird in deutschen Universitätsromanen der Gestaltung des Erzähltextes in seiner Tiefenstruktur wie auch in der Oberflächenstruktur bis auf wenige Ausnahmen kein großer Wert beigemessen<sup>265</sup>. So läßt sich nur in wenigen Romanen – wie in denen von Schwanitz – eine Konzeption des erzählten Textes über die reine Darstellung der Handlung hinaus erkennen, und auch bei der Vermittlung der Geschichte wird nur selten Wert auf die sprachliche Ausgestaltung gelegt. Diese Ausnahmen sind es, die die Gattung interessant machen. Spannend werden die Romane dann, wenn sie nicht nur eindimensional das erzählen, was sie erzählen, sondern über sich hinausdeuten; wenn sie nicht nur mehr oder weniger genau Wirklichkeit abbilden bzw. widerspiegeln, sondern mit dieser Abbildung spielen, ihr neue, ungewohnte Perspektiven und Einblicke hinzufügen. Dies kann dadurch geschehen, daß die Romane neue, weitgehend unbekannte Milieus und ihre (ungewohnten) Verbindungen zum wissenschaftlichen Milieu darstellen, wie dies etwa bei Thea Dorn der Fall ist, dies kann auch dadurch geschehen, daß die Erzähler Stilelemente anderer Gattungen nutzen oder durch Intertextualität den Aussagehorizont erweitern, wie Schwanitz dies in seinen Romanen macht. Zudem fällt die sprachliche Armut vieler Romane auf. Nur in wenigen wird die erzählte Handlung etwa durch rhetorische Figuren interessant gestaltet.

Inhaltlich sind deutsche Universitätsromane eine sehr offene Gattung, die Definition, die zu Anfang des Kapitels gegeben wurde, faßt zusammen, was die Universitätsromane verbindet: die Universität als konstitutives Element der Handlung, die diese auslöst und in Gang hält. Bei der Untersuchung der dargestellten Themen (Intrigen, Sicht von innen, Forschung, Verbindungen mit dem politischen

---

<sup>265</sup> Zur Oberflächen- und Tiefenstruktur vgl. Stanzel, F.K. (1995): 31-36.

Milieu und die Sicht von außen) stellte sich jedes Mal heraus, daß diese Themen nur in wenigen Romanen ausgestaltet werden. Vor allem aber zeigte sich, daß die Themen häufig in einer Art ausgestaltet sind, die so – ohne Kenntnis der Texte – nicht zu erwarten gewesen wäre. Da ist zum einen die Sicht von innen, bei der die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus häufig vernichtend schlecht über dasselbe urteilen. Beklagt wird der Verfall der Hochschulen, der Untergang alter Werte und Ideale, und meist wird auch ein Schuldiger für diesen Zustand benannt: ‚die Gesellschaft‘ ist es, die die Universitäten kaputtmacht, zuviel bzw. Unerfüllbares von ihnen fordert. Zugleich zerstört, so die Aussage vieler Universtitätsromane, die Einbeziehung der Wissenschaft in die Gesellschaft ihren Sonderstatus, worunter die Qualität der Wissenschaft leidet. Damit nehmen die Figuren eine deutliche Teilung vor – auf der einen Seite die Universität, auf der anderen die Gesellschaft. Positives über das wissenschaftliche Milieu wissen die Figuren nur dann zu sagen, wenn sie ihre Disziplin mit anderen vergleichen, die dann meist noch viel schlechter sind. Allerdings wird dies nur selten direkt geäußert, die Abwertung anderer Disziplinen impliziert vielmehr die Aufwertung der eigenen.

Die negative Bewertung des wissenschaftlichen Milieus geschieht nicht durch Aussagen im Erzähltext, sondern durch dessen Organisation und vor allem durch die Auswahl der Themen. So sind Intrigen das Thema, das in den meisten Universtitätsromanen vorkommt. Hierbei fällt allerdings auf, daß die Romane die Darstellung von Intrigen nicht nutzen, um etwa eine von Werteverfall hervorgerufene Orientierungslosigkeit zu schildern oder diese durch die Beschreibung von intriganten Praktiken zu entlarven. Intrigen werden von den meisten Figuren wie auch vom Erzähler kaum negativ bewertet, sie werden vielmehr als zum System gehörend dargestellt. Was für den Außenstehenden schon eine Intrige ist, bewerten die Figuren oft noch als kollegiales Verhalten. Hinzu kommt, daß es sich damit um das Thema handelt, das sich durch die Geschichte des Universtitätsromans des 20. Jahrhunderts zieht: Sowohl im frühesten Roman von Walter Heichen als auch in den Romanen von Schwanitz wird dieses Thema bearbeitet. Wenn Intrigen für den eigenen Vorteil bzw. gegen Kollegen die Hauptbeschäftigung der Figuren in deutschen Universtitätsromanen sind, dann ist es auch nicht überraschend, daß andere Aspekte, wie etwa Forschung, kaum dargestellt werden. Forschung oder Lehre sind, so das Bild, das die Autoren in Universtitätsro-

manen zeichnen, nicht die hauptsächlichen Beschäftigungen der Professoren und Dozenten. Wird doch einmal ein Forschungsprozeß oder dessen Ergebnisse beschrieben, dann liegt der Schwerpunkt der Romane nicht auf der Darstellung der Fakten, sondern auf der subjektiven Empfindung des Forschenden. Die Erzählsituation begünstigt einen Schwerpunkt auf der Innenschau des Protagonisten und bei der Schilderung wird eben dies genutzt, um die Frage, wie Forschung den Forschenden verändert oder beeinflußt, darzustellen.

Bei der negativen Selbsteinschätzung der Figuren, den Schwerpunkten auf Intrigen und auf der eigenen Befindlichkeit, kann die Einschätzung durch Figuren, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören, nicht verwundern: Sie geben zumeist der Überzeugung Ausdruck, Wissenschaftler sprächen eine unverständliche Sprache, woraus sie auf Arroganz schließen, und würden an Themen arbeiten, die für Außenstehende irrelevant sind. Untersucht man diese Figuren näher, so stellt sich heraus, daß sie nicht nur negative Aussagen über das wissenschaftliche Milieu machen, meist karikieren und entlarven sie sich selbst, indem sie unsinnige Bewertungsmaßstäbe anlegen oder falsche Erwartungen haben. Hier wird deutlich, daß die Sympathie des Erzählers auf den Figuren, die dem wissenschaftlichen Milieu angehören, liegt. Auch wenn die Erzähler und die Figuren selbst dieses kritisieren, wehren sie sich doch gegen Kritik von außen – und sei sie nur von Figuren vorgebracht, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören.

In der historischen Entwicklung deutscher Universitätsromane läßt sich bei aller Kontinuität doch eine Veränderung erkennen und zwar in der Darstellung der Geschlossenheit des Milieus. Die beiden Romane, die die Universität im ‚deutschen Herbst‘ schildern<sup>266</sup>, zeigen eine Spaltung auf, die durch die Hochschulen geht. Dabei wird nicht zwischen Hochschule und Gesellschaft unterschieden, sondern zwischen systemkonformen und systemkritischen Hochschulangehörigen. Dagegen stellt der Universitätsroman der neunziger Jahre Verbindungen einzelner dar. Diese Verbindungen, etwa mit der Politik, werden für die Interessen der Einzelnen genutzt, zudem versuchen sie daraus insofern Vorteile zu ziehen, als sie ihnen zum Teil ermöglichen, vom wissenschaftlichen ins politische

---

<sup>266</sup> Das sind Kinders *Vom Schweinemat der Zeit* und Zellers *Follens Erbe*.

Milieu zu wechseln. Dieser Wechsel wird als Aufstieg empfunden. In dieser Veränderung in der Darstellung kommt die Veränderung des Zeitgeists zum Ausdruck: Daß sich die Interessen der Studenten wie auch der übrigen Mitglieder der Hochschulen gewandelt haben wird auch deutlich, wenn man fiktionale Texte über die verschiedenen Zeiten vergleicht (vgl. 3.2.2).

Verbindungen des wissenschaftlichen mit einem anderen Milieu der Gesellschaft werden jedoch recht selten dargestellt. Zumeist ist die Konzentration des Erzählers auf die Darstellung seines Milieus zu beobachten. Ob das wissenschaftliche Milieu dabei als *pars pro toto* für die gesamte Gesellschaft steht, ist kaum feststellbar. Hinweise in diese Richtung fehlen jedenfalls völlig. Dagegen spricht auch die Tatsache, daß die Autoren nur sehr selten die Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen darstellen. Auch hier sind es wiederum die Romane, die sich mit der sich wandelnden Gesellschaft beschäftigen, die dem Leser Lesestoff bieten, der auch über das eigentliche Vergnügen, ein Milieu zum Teil komisch, teils satirisch dargestellt zu finden, hinausgeht. Indem Schwanitz auf die durch die Wiedervereinigung veränderte deutsche Hochschullandschaft eingeht und die Auswirkungen der Veränderung satirisch überzeichnet, indem Dorn das Vorurteil, alle Wissenschaftler lebten in bürgerlichen Existenzformen, eben nicht reproduziert, gewinnen die Romane einen Zeitbezug und deuten über sich hinaus.

Auch im Hinblick auf die dargestellten Figuren sind deutsche Universitätsromane sehr unterschiedlich. Die Gruppe, die am häufigsten dargestellt wird und zu der die meisten Protagonisten gehören, bilden die Professoren. In fünf Romanen stehen sie als Protagonisten im Mittelpunkt der Handlung<sup>267</sup>, in fünf weiteren sind sie gemeinsam mit der Gruppe der Studierenden oder der Dozenten die Figuren, denen das Interesse des Erzählers gilt und die den Lauf der Handlung bestimmen. Die männliche Form steht in diesem Fall nicht stellvertretend für beide Geschlechter, sondern nur für die männlichen Professoren. Professorinnen kommen zwar vor, aber zumeist nur am Rande.<sup>268</sup> Studierende sind nach den Pro-

---

<sup>267</sup> Dies sind Hüfner *Der Physiker und sein Experiment*, Schwanitz *Der Campus*, Bodenstein *Das Ernie-Prinzip*, Spitzer *Elfenbeinturm* und Tholpek *Der frühe Rückzug*.

<sup>268</sup> Zu nennen sind hier die Kollegin des Protagonisten, Elisabeth Mettner in Spitzers *Elfenbeinturm*, die Ermordete Hildegard Richter in *Bockenheimer Bouillabaisse*, Rebecca Lux in Dorns *Berliner Aufklärung*, sowie einige Professorinnen-Figuren bei Schwanitz, Bodenstein und Schmickl, die aber nur Randfiguren sind.

fessoren die am häufigsten beschriebene Gruppe, erst danach folgen die Dozenten, denen sich nur drei Romane widmen.<sup>269</sup> Indem Professoren in den Mittelpunkt der Handlung gestellt werden, kann eher ein komplettes Bild einer Universität gezeichnet werden, als dies bei Studentenfiguren möglich ist. Die Darstellung von Professoren läßt auch dann eine recht ‚komplette‘ Schilderung des wissenschaftlichen Milieus zu, wenn die anderen Gruppen nur Randfiguren sind, bei den Studierenden ist eben dies nicht möglich. Zudem besteht eine relative Freiheit in der Handlungsführung. Mit Professoren als Protagonisten kann sowohl die Forschung im Mittelpunkt stehen als auch das Engagement in den Gremien der Hochschule oder die Beschäftigung mit externen Themen. Dabei überrascht allerdings, daß nur Spitzer, Schwanitz und Bodenstein die fiktive Hochschule vollständig, d.h. auch mit Erwähnung anderer Fachbereiche oder Fakultäten und dem Rektorat darstellen. Die anderen Romane zeigen lediglich einen Ausschnitt, der auf das Fach bzw. die Fakultät des Protagonisten beschränkt ist. Hierbei wird immer der Eindruck völliger Eigenständigkeit erweckt. Der Fachbereich ist eine komplette Welt im kleinen, die scheinbar autonom existiert. Die Fokussierung auf Dozenten bedeutet für die Autoren offenbar eine starke Einschränkung. Zum einen befinden sich die Figuren dieser Gruppe häufig in einem Übergangsstadium, z.B. auf dem Weg zur Professur, zum anderen ist diese Gruppe im Bewußtsein der Öffentlichkeit nicht so präsent wie Professoren oder Studenten. Der Wiedererkennungswert bei der Darstellung von Dozenten ist weitaus geringer als bei der Darstellung von Professoren oder Studenten, über die auch weitaus mehr Stereotype existieren. Dennoch ist weder ein Aufgreifen alter noch die Schaffung bzw. Entstehung neuer Stereotype, die dem Universitätsroman zu eigen sind, zu beobachten. Die Figur des zerstreuten Professors etwa wird in wenigen Romanen vom Erzähler aufgegriffen (vgl. 3.3.1) und die Studenten sind weder immer faul und desinteressiert noch stets fleißig, sind mal mehr, mal weniger an ihrem Fach interessiert, sind mal gepflegt, mal verkommen. Gleiches gilt für Dozenten und Professoren.

---

<sup>269</sup> Dies sind Heichen *Die Stiefkinder der alma mater*, Kinder *Vom Schweinemat der Zeit* und Zeller *Follens Erbe*.

Dies führt zu der Frage, ob es sich bei Universitätsromanen um Trivialliteratur handelt<sup>270</sup>. Neben den zumeist erwähnten besonderen Produktions- und Vertriebswegen<sup>271</sup> von Trivialliteratur wird bei deren Bestimmung vor allem auf die leichte Lesbarkeit, die eingängige Handlung mit ‚Happy End‘, die Verwendung von stereotypen Figurenkonstellationen und Handlungsstrukturen und die bipolare Anordnung der Figuren hingewiesen. Die besonderen Vertriebswege beziehen sich auf sogenannte Heftchenromane und sind bei Universitätsromanen nicht gegeben. Die drei Universitätsromane, die in diesem Kapitel im Mittelpunkt standen, sollen exemplarisch auf (1) Sprache, (2) Handlungsstruktur und (3) Figurenzeichnung hin untersucht werden, auf die anderen Texte wird bei Bedarf verwiesen. Waldmann beschreibt die Sprache in Trivialromanen als

Sprachform, die bestimmt ist durch den Gebrauch ausschließlich wohlvertrauter, semantisch eindeutig bezeichnender, einfacher (selten zusammengesetzter) Lexeme, durch die leicht auffassbare Bildlichkeit, durch regelrechte, Hauptsätze bevorzugende und Nebensätze 2. Ordnung vermeidende, weithin reichende, nur übersichtliche Satzbaupläne verwendende, also stets leicht überschaubare und semantisch klar zuordnende Syntax.<sup>272</sup>

Universitätsromane dagegen verwenden einen elaborierten Code als Kennzeichen des wissenschaftlichen Milieus, der, wie gesehen, von Außenstehenden häufig kritisiert wird. Dieser elaborierte Code kennzeichnet häufig die Figurenrede, z.B. bei Dorn, wo etwa die Protagonistin einer Kundin versichert:

Ich bin sicher, Sie haben eine radikal neue Dimension an sich erfahren, und daß neue Dimensionen erst einmal das subjektive Gefühl der Unordnung, ja der Angst entstehen lassen, ist ganz natürlich. Es wird einige Zeit dauern, bis Sie diesen neuen Aspekt in Ihre Persönlichkeit integriert haben, aber ich bin ja da, Ihnen dabei zu helfen [...] (24)

Die Syntax mit einem Nebensatz zweiter Ordnung ist nicht leicht überschaubar, und auch die Fremdwörter machen den elaborierten Code deutlich. Der Ausdruck „das subjektive Gefühl der Unordnung“ gehört eindeutig nicht zu den von Waldmann erwähnten semantisch eindeutigen Bezeichnungen. Gleiches gilt auch für die Figuren bei Zeller oder Schwanitz. Dabei fällt auf, daß die Sprache der Figuren nur wenig variiert. Zwischen Gesprächen über Forschung und solchen über die privaten Situationen ist sprachlich kaum ein Unterschied festzu-

<sup>270</sup> Zur Trivialliteratur vgl. Waldmann, G. (1973), Nusser, P. (1991), wie auch die Einträge in einschlägigen Literaturlexika.

<sup>271</sup> Vgl. Wilpert, G. von (1989): 970f. oder Nusser, P. (1991): 37f.

<sup>272</sup> Waldmann, G. (1973): 18.

stellen. Nicht nur die Figuren, sondern auch die Erzähler verwenden einen elaborierten Code. So beschreibt der Erzähler von *Der Campus* die Pressestelle der Universität, deren

Aufgabe [...] in der Verkündigung des Ruhms des großen Häuptlings [bestand]. Diesem Ziel widmeten sich zwei Dioskuren, die allgemein ‚Castor und Pollux‘ genannt wurden [...] Castor dagegen gab dreimal im Semester eine Universitätszeitung heraus, die ihre Spalten so ausschließlich dem Ruhm des großen Vorsitzenden weihte, daß der Osservatore Romane dagegen kritisch wirkte.<sup>(85)</sup>

Nicht nur die Wortwahl mit den Fremdwörtern belegt den Gebrauch eines elaborierten Codes, die Sätze sind darüber hinaus mit Anspielungen auf die griechische Geschichte bzw. Mythologie durchsetzt, was zum Verständnis ein bestimmtes Vorwissen nötig macht. Auch der häufige Gebrauch des Genitivs und die Verwendung einer komplizierten Syntax belegen, daß es sich nicht um die Sprache eines Trivialromans handelt.

Über die Handlungsstruktur von Trivilliteratur gibt Waldmann folgendes an:

Er [der Trivialroman] erzählt ein geschlossenes, kontinuierliches und konsekutives Geschehen gerade deswegen, weil dies eines der Mittel ist, allein schon durch „das ordentliche Nacheinander von Tatsachen“, jene von Musil beschriebene (und in ihrer Problematik bezeichnete) „erzählerische Ordnung“ zu errichten, die aus der unüberschaubaren Mannigfaltigkeit des Lebens eine sukzessive und kausative, eine sinnvolle und ordnungshafte Einheit epischen Geschehens macht.<sup>273</sup>

Von einer durchgängig erzählten Einheit und Sukzessivität des Geschehens kann bei den hier hauptsächlich besprochenen drei Romanen nicht die Rede sein. So macht der Erzähler von *Der Campus*, der das Netz aus Intrigen darstellt, deutlich, daß sich die Vorgänge gegen Hackmann, also ‚die Handlung‘ aus vielen einzelnen Strängen zusammensetzt, deren Abfolge für die Figuren gar nicht erkennbar ist. Zwar ergibt sich für den Leser eine Einheit, der Schwerpunkt der Erzählung liegt aber deutlich auf der Darstellung der Unüberschaubarkeit. Gleiches gilt etwa auch für *Berliner Aufklärung* wie auch für Zellers Roman, der gerade kein ‚geschlossenes Geschehen‘ vermittelt, sondern vielmehr auf die strukturelle Gleichheit des dargestellten Geschehens in der Gegenwart mit dem in der Vergangenheit hinweist<sup>274</sup>. Deutlich wird der Unterschied zum Trivialroman auch,

<sup>273</sup> Waldmann, G. (1973): 16.

<sup>274</sup> Auch andere Universtitätsromane vermitteln kein geschlossenes Weltbild und verzichten auf die konsekutive Abfolge des Geschehens, wie etwa Britta Stengl in *Stiftlingen* oder Dieter

wenn man die Ausgestaltung des Themas Intrige in deutschen Universitätsromanen betrachtet. Obwohl in den meisten Romanen dargestellt, ist doch die Bedeutung der Intrige für die Handlung stets verschieden. Sie reicht von dem alles bestimmenden, die Vorgänge auslösenden Intrigennetz bei Schwanitz über die die Handlung motivierende, aber an sich nur am Rande interessante Intrige als Mordmotiv bei Schmickl bis zur nur beiläufig erwähnten, als zum System gehörig dargestellten Intrige bei Stengl. Das der Trivialliteratur zugeschriebene Schema ‚Ausgangslage – Abweichung von der Ausgangslage – Endlage‘, die der Ausgangslage in entscheidenden Punkten vergleichbar ist<sup>275</sup>, läßt sich nicht im Sinne von ‚Ausgangslage – Intrige – Ausgangslage‘ auf Universitätsromane übertragen. Zudem fehlt in den meisten Universitätsromanen das Happy End. Die Universitätskrimis bilden hierbei eine Ausnahme, der Mörder wird immer gefaßt, somit liegt das Äquivalent zum üblichen Happy End vor.

Auch die Figurenzeichnung und -konstellation in Trivialromanen unterscheidet sich von der in Universitätsromanen. Waldmann weist auf „den Zeichenkomplex der personalen Gesamtorganisation des Romans“ hin:

Alle handlungsmäßig wichtigen epischen Figuren sind jeweils von der Identifikationsfigur [...] aus deutlich in „Gute“ und „Böse“ geteilt (und mit entsprechenden Persönlichkeitsattributen und Aktions- und Reaktionsmustern ausgestattet).<sup>276</sup>

Hier ist zunächst darauf hinzuweisen, daß der Protagonist des Universitätsromans nicht immer ein „Held“, eine Identifikationsfigur ist. Betrachtet man Hackmann, den Protagonisten von *Der Campus*, so ist er zwar durch die Darstellung als menschlich sympathisch und fachlich qualifiziert ein Sympathieträger, er ist aber mit seinen Verwicklungen in die Vorgänge, an denen er nicht ganz unschuldig ist, keine absolut positive Figur, sondern weist vielmehr Brüche auf. Diese Brüche machen die Figur lebendig, die Klischeebildung wird so vermieden. In den anderen Universitätsromanen ist ähnliches zu beobachten, die Protagonistin von *Berliner Aufklärung* ist eine sympathische, aber auch in ihrer Stärke und Käl-

---

Meichsner in *Die Studenten von Berlin*. Zudem fällt auf, daß die Universitätsromane, die einen Handlungsstrang durchgängig und sukzessive schildern, zumeist die mit dem geringsten literarischen Wert sind, wie etwa Hüfners *Der Physiker und sein Experiment*.

<sup>275</sup> Vgl. Nusser, P. (1991): 119ff.

<sup>276</sup> Waldmann, G. (1973): 17.

te irritierende Figur, Buchwald in *Follens Erbe* paßt in seiner Unentschlossenheit und Unsicherheit keinesfalls in ein konventionelles Männerbild<sup>277</sup>.

Der Vergleich von Universtitätsromanen mit den Charakteristika von Trivialromanen macht deutlich, daß es sich bei Universtitätsromanen nicht um Trivialliteratur handelt. Sicherlich sind die Romane in erster Linie zur Unterhaltung geschrieben, stellen und erfüllen häufig keinen besonderen literarischen Anspruch, in die Klasse der Trivialromane passen sie aber aus den genannten Gründen nicht. Hinzu kommt die relative Seltenheit von Universtitätsromanen, ein stereotypes Handlungsschema liegt auch deshalb nicht vor, weil es nicht ausreichend Vertreter der Gattung gibt, um ein solches zu bilden.

Abschließend soll noch auf die Verfasser der untersuchten Universtitätsromane eingegangen werden. Drei der fünfzehn Autoren sind oder waren Professoren<sup>278</sup>, die übrigen gehören zum wissenschaftlichen Mittelbau oder sind Studenten<sup>279</sup>. Bis auf Dorn, Schwanitz, Kinder und Zeller haben sie nur einen Universtitätsroman vorgelegt, sind keine Berufsschriftsteller, sondern vielmehr Angehörige des Milieus, die dieses beschreiben. Warum wollen sie es darstellen? Um sich Ärger von der Seele zu schreiben, um zu zeigen, wie es wirklich zugeht, um ein Bild ihrer Studienzeit zu zeichnen, so die Antworten auf die Frage nach ihrer Schreibmotivation<sup>280</sup>. Aus diesen Aussagen geht hervor, daß sie weniger einen literarischen Anspruch stellen oder erfüllen wollen, sondern vielmehr zu ihrem eigenen Vergnügen, ihrer ‚Entlastung‘ schreiben. Zudem ist im deutschen Sprachraum immer noch die Scheu, einen geschriebenen Universtitätsroman

---

<sup>277</sup> Gleiches gilt etwa für Bodensteins Protagonisten Poldi, der zwar beruflich das erreicht, was er sich vorgenommen hat, mit seiner naßforschen Art aber menschlich am Ende scheitert, oder für Kinders Ich-Erzähler Müller, der sich am Ende umbringt, bzw. diese brutale Phantasie schildert, ebenso wie Eschborn in Spitzers *Elfenbeinturm*, der am Ende erkennt, daß er nicht an die dargestellte Hochschule paßt und wechselt.

<sup>278</sup> Dies sind Hartwig Spitzer, Dietrich Schwanitz und Stefan Hufner.

<sup>279</sup> Kinder war zum Zeitpunkt der Veröffentlichung akademischer Oberrat an der Universität Konstanz, Bodenstein Studienrat a.e.H. in Flensburg, Thea Dorn Philosophiestudentin, hinter dem Pseudonym Heiner Trudt verbergen sich 103 Studenten. Wierichs war bei Veröffentlichung Lehrer in Nordrhein-Westfalen, Gerald Schmickl Literaturredakteur in Wien und Dorothee Nolte Wissenschaftsjournalistin. Michael Zeller lebt als freier Schriftsteller (hat den Roman aber während seiner Anstellung an der Universität verfaßt), über die anderen Autoren war nichts zu erfahren.

<sup>280</sup> Vgl. die Briefe an die Verfasserin von Hartwig Spitzer, Michael Zeller, Dieter Meichsner, Dietrich Schwanitz und Peter Wierichs.

auch zu veröffentlichen, zu beobachten<sup>281</sup>. Daß die Gattung aber für Angehörige des Milieus durchaus interessant ist, läßt sich zum Beispiel auch daran feststellen, daß die Universität Jena in ihrer Hochschulzeitung einen Universtitätsroman schreiben ließ<sup>282</sup>.

Für die Autoren war das Verfassen eines Universtitätsromans lange ein Tabu, sie verstießen damit gegen ungeschriebene Gesetze. Deutlich wurde dies bei dem starken Medieninteresse, das Dietrich Schwanitz' erster Roman *Der Campus* auslöste. Er erfuhr vielfach Ablehnung, weil Schwanitz damit Dinge aussprach, die so nicht gesagt werden sollten. Zwei Universtitätsromane, die auch von Professoren verfaßt wurden, sind vor *Der Campus* erschienen<sup>283</sup>, doch sie stießen auf wenig (Medien-)Interesse. Sie sind zum einen nicht so kritisch, zudem fehlt es ihnen aber auch an literarischen Qualitäten, die eine Auseinandersetzung mit dem Text interessant machen würden. Abgesehen von Schwanitz zweitem Roman ist seitdem kein von Professoren verfaßter Universtitätsroman mehr erschienen, und die Romane von Angehörigen des Mittelbaus oder Wissenschaftsjournalisten werden nach anderen Maßstäben bewertet. Prognosen für künftige Universtitätsromane lassen sich wegen der disparaten Ergebnisse und des relativ kleinen Textkorpus nur schwer ausstellen: Zu vermuten ist, daß Universtitätsromane in Zukunft häufiger verfaßt und publiziert werden. Dafür spricht zum einen das wachsende Interesse an der Selbstthematisierung Einzelner, an der Schilderung des eigenen (beruflichen) Kontextes und zum anderen die Tatsache, daß sich die Zahl der Universtitätsromane seit 1995 mehr als verdoppelt hat. Das Interesse – auch auf Seiten der Verlage – scheint nach wie vor da zu sein, allerdings ist die literarische Qualität der vorhandenen Werke sehr unterschiedlich.

---

<sup>281</sup> So weißt auch Antor darauf hin, daß ihm „eine kleine Zahl deutscher Professoren bekannt [ist], die ihm glaubhaft versichert haben, zur Zeit selbst an einem Universtitätsroman zu arbeiten.“ (Antor, H. (1996): 3).

<sup>282</sup> Die fünf Folgen, die bei jedem Mal von einem anderen Autoren verfaßt wurden, waren so erfolgreich, daß der Roman, nachdem er in der Hochschulzeitung wie auch im Internet in Fortsetzungen zu lesen war, später auch als Buch gedruckt wurde. Dabei wurde der Band mit einem Nachwort von Gottfried Willems versehen, der ironisch feststellt, in diesem Buch habe man es „mit einem bisher noch nicht bekannten Motiv professoraler Lethalphantasie zu tun, das die veränderte geschichtliche Stellung der Universität reflektiert.“ (Walther, H. et al. (1999): 75).

<sup>283</sup> Dies sind Hartwig Spitzers *Elfenbeinturm* und Stefan Hüfners *Der Physiker und sein Experiment*.

#### 4. Weitere Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus

Nachdem im vorhergehenden Kapitel die Gattung der Universitätsromane untersucht wurde, soll es in diesem Kapitel um eine weitaus heterogenere Gruppe von Texten gehen. Besprochen werden fiktionale Erzähltexte, die sich mit dem wissenschaftlichen Milieu auseinandersetzen, ohne Universitätsromane zu sein, die aber auch von Autoren, die dem wissenschaftlichen Milieu zuzurechnen sind, verfaßt wurden.

Wie unterscheiden sich die hier behandelten Texte von Universitätsromanen? Zum einen sind es nicht ausschließlich Romane, die analysiert werden, allerdings immer Prosatexte. Dramen über das wissenschaftliche Milieu konnte ich nicht nachweisen und nur einen einzigen Gedichtband, der es thematisiert. Zum zweiten sind die Texte nicht immer an einer Hochschule angesiedelt, die Institution Universität ist hier nicht das konstitutive Element der Handlung. Die Texte behandeln einzelne Aspekte des Lebens im wissenschaftlichen Milieu, stellen dabei aber nicht wesentliche Züge der Institution dar; sie beschäftigen sich vielmehr mit Hochschule *oder* Wissenschaft als solcher. Einige thematisieren zwar Wissenschaft, nicht aber Universitäten, mit ihren Strukturen und dem täglichen Betrieb, andere verwenden die Universität als Schauplatz, behandeln aber nicht Wissenschaft an sich.

Das Textkorpus reicht von Romanen, die einen Einzelnen in der Auseinandersetzung mit seiner wissenschaftlichen Arbeit schildern, über Kriminalerzählungen, die an einer Hochschule loziert sind, bis hin zu autobiographisch-erzählenden Texten und Romanen, die sich mit der Studentenbewegung beschäftigen.

Diese Aufzählung macht die Bandbreite von Texten deutlich, in denen sich Angehörige des wissenschaftlichen Milieus mit diesem auseinandersetzen. Um eben diese Bandbreite zu dokumentieren, werden die Texte nicht weiter in Gruppen zusammengefaßt. Untersucht werden die Texte im Hinblick auf einzelne Aspekte, dies bedeutet jedoch nicht unbedingt eine strukturelle Ähnlichkeit, die eine Typenbildung zuließe. Deshalb werden die Texte unter den sie betreffenden Fragestellungen und nicht unter etwaigen Typen subsumiert. Auch wenn die An-

zahl der Texte, in denen sich ein bestimmtes Thema findet, gering sein mag, so ist es doch sinnvoll, diese Texte genau zu untersuchen, da sie nur so zu dem Gesamtbild, das am Ende der Arbeit stehen soll, beitragen können.

Bei der Auswahl der Texte wird wiederum die Zugehörigkeit des Autors zum wissenschaftlichen Milieu zu Grunde gelegt. Ebenso wie in dem Kapitel über Universitätsromane werden die Texte auch hier zunächst als solche betrachtet; unabhängig von ihrem literarischen Wert sollen sie zunächst als Artefakte untersucht werden. Zudem soll auch hier die Beschäftigung mit der Höhenkammliteratur vermieden, die einzelnen Texte vielmehr als zeit- und kontextbedingte Äußerungen aufgefaßt und als solche analysiert werden.

#### **4.1 ... und die Darstellung der wissenschaftlichen Arbeit des Einzelnen**

Bei der Durchsicht der Texte, die sich mit einzelnen Aspekten des wissenschaftlichen Milieus beschäftigen, fällt auf, daß die Auseinandersetzung mit wissenschaftlicher Arbeit in einigen Texten eine herausgehobene Rolle spielt. Dies ist nicht in besonders vielen Romanen der Fall, wo es aber so ist, nimmt dieses Thema einen breiten und wichtigen Raum ein. In diesem Kapitel wird untersucht, wie die Erzähler die Arbeit mit und an der Theorie in die Texte einbinden und welches Ziel sie mit der Darstellung verfolgen. Zudem wird analysiert, ob die Romane, ähnlich wie im Universitätsroman, die wissenschaftlichen Arbeiten ausschließlich im Hinblick auf den Wissenschaftler thematisieren oder ob die Beschäftigung mit dem Thema andere Ziele hat.

##### **4.1.1 *Pascal Mercier: Perlmanns Schweigen***

Der 1995 erschienene Roman *Perlmanns Schweigen* von Pascal Mercier<sup>284</sup> erzählt von den Erlebnissen des Frankfurter Linguisten Philipp Perlmann während eines Symposiums<sup>285</sup>. Perlmann ist von der Firma Olivetti beauftragt, ein vierwöchiges, international besetztes Symposium von Linguisten zu organisieren und

---

<sup>284</sup> Hinter dem Pseudonym Pascal Mercier verbirgt sich der Berliner Philosophieprofessor Peter Bieri.

<sup>285</sup> Im folgenden wird zitiert nach der Taschenbuchausgabe von 1997.

zu leiten. Acht ausgewiesene Wissenschaftler stellen ihre neuesten Forschungen vor. Perlmann, dem eigene wissenschaftliche Arbeit unmöglich geworden ist, zieht sich auffällig von der Gruppe zurück. Er beginnt, den Text des russischen Kollegen Vasilij Leskov, der auf Grund von Visumsproblemen nicht an der Tagung teilnehmen kann, zu übersetzen. In Ermangelung eines eigenen Textes (er selbst hat lediglich einen nur unvollständigen, sehr emotionalen Text zum Thema „Sprache und Erfahren von Gegenwart“ dabei) gibt er die Übersetzung als eigenes Werk aus:

Keiner der Kollegen konnte den Betrug entdecken, selbst wenn ihnen der russische Text durch den unwahrscheinlichsten Zufall in die Hände fallen sollte.  
(278)

Als Leskov überraschend telegraphiert, doch noch an der Tagung teilzunehmen, beschließt Perlmann, ihn und auch sich selbst zu töten. Der genau geplante Unfall gelingt jedoch nicht, und Perlmann nimmt aus Verzweiflung die Unterlagen des Russen an sich. Als Perlmann mit Leskov ins Hotel kommt, entdeckt er, daß man nicht den übersetzten Text an die Symposiumsteilnehmer verteilt hat, sondern den unvollständigen über „Sprache und Erfahrung von Gegenwart“. Perlmann bemüht sich nun, Leskov den Text, den er vermißt und der für ihn zugleich ein für eine Bewerbung vorgesehener Text ist, zukommen zu lassen, ohne daß auf ihn ein Verdacht fällt. Auch nach dem Ende der vierwöchigen Tagung läßt Perlmanns Anspannung nicht nach, bis er erfährt, daß Leskov den Text wiederbekommen habe. Mit den Überlegungen Perlmanns, die Professur aufzugeben und ein neues Leben zu beginnen, endet der Roman.

Der Roman besteht aus 62 Kapiteln, die sich in drei Teile von sehr unterschiedlicher Länge gliedern. Der erste Teil *Das russische Manuskript* umfaßt 262 Seiten, der zweite *Der Plan* 330 Seiten und der letzte *Die Nachricht* 31. Sehr unterschiedlich sind auch die geschilderten Zeiträume: *Das russische Manuskript* umfaßt eine Zeitspanne von drei Wochen, von dem ersten Mittwoch der Anreise bis zu einem Donnerstag, an dem Perlmann beschließt, den übersetzten Text als eigenen auszugeben. *Der Plan*, der längste Teil, stellt auf über dreihundert Seiten eine Zeitspanne von anderthalb Wochen dar, von einem Freitag bis zum Sonntag der nächsten Woche. Der letzte Teil beschreibt, sehr stark raffend, die Vorgänge vom Ende der Tagung bis zum Anfang des neuen Jahres, also circa

zwei Monate. Die genauen Angaben der Tage sind zum Teil im Roman genannt, zum Teil lassen sie sich aus Angaben wie „am nächsten Morgen“ (87) oder der Darstellung von Perlmanns Aufwachen am Morgen rekonstruieren. Diese unterschiedlich langen Zeitspannen machen zum Teil Raffungen nötig. Im ersten Teil wird diese häufig durch Sprungraffungen vorgenommen, die durch Angaben wie „an den beiden folgenden Tagen“ (169), „am nächsten Morgen“ (198) oder „Am Mittwoch morgen“ (266) deutlich gemacht werden. Hinzu kommen einige Analepsen, in denen der Erzähler die Vorgeschichte des Symposiums und Perlmanns private Situation erläutert. Im zweiten Teil wird zwar auch eine Zeitraffung vorgenommen, hier finden sich jedoch auch Passagen, die fast zeitdeckend erzählt werden. So wird zum Beispiel Perlmanns Suche nach einem geeigneten Ort für den zu inszenierenden Unfall, mit dem er Leskov und sich töten will, über 33 Seiten geschildert. Über 38 Seiten zieht sich die Schilderung der Fahrt beider vom Flughafen ins Hotel, während der Perlmann versucht, den Unfall wie geplant durchzuführen. Im dritten Teil ist dann wieder eine deutlich längere Dauer der erzählten Zeit festzustellen, auch hier wird wieder stark gerafft, zum Teil durch Sprungraffungen, zum Teil auch durch durative Raffung, wie „Die nächste Woche verbrachte Perlmann mit Warten auf Leskovs Brief“ (614).

*Perlmanns Schweigen* ist, wie auch die meisten der im vorhergehenden Kapitel besprochenen Universitätsromane, ein auktorial-personal erzählter Roman, wobei die personal erzählten Passagen weit überwiegen. Perlmann dient als Reflektorfigur, es wird konsequent aus seiner Perspektive erzählt. Auch die Innensicht liegt ausschließlich bei ihm. Auf kommentierende Einmischungen durch die Erzählinstanz wird weitgehend verzichtet, der Modus des ‚showing‘ herrscht vor. Im Bezug auf die Erzählinstanz besteht zwischen dem ersten und dritten und dem zweiten Teil insofern ein Unterschied, als die Erzählinstanz hier durch Analepsen und Raffungen stärker deutlich wird.

Um Perlmanns Gedanken und Pläne darzustellen, wird häufig die erlebte Rede verwendet. Dabei dient die stumme indirekte Rede als Auslöser für die erlebte Rede Perlmanns, gibt ihr einen Erzählrahmen und definiert das Folgende eindeutig als Gedanken:

Er [Perlmann] vermochte nur noch langsam zu denken und verlor öfter den Faden.

Es war eine untheatralische, lautlose Art, aus dem Leben zu scheiden. Keine Zuschauer, keine Aufregung nach einem Knalleffekt. Morgen würde ihn ein Po-

lizeiboot aus dem Wasser ziehen. Das war alles. Es paßte zu seinem Wunsch, ohne jedes Aufsehen aus der Welt zu verschwinden. (436)

Wenn sich Kommentare des Erzählers finden, so ist ihnen immer die Nähe zum Protagonisten anzumerken:

Dabei argumentierte er [Perlmann] unaufgeregt, gelassen, und einmal glückte ihm sogar eine ironische Bemerkung. (505)

Die positive Bewertung durch den Erzähler rekurriert auf die Bewertung durch die Figur.

Perlmann dient während des gesamten Romans als Reflektorfigur. Die Verwendung einer Reflektorfigur hat Einfluß auf die Mittelbarkeit des Erzählens<sup>286</sup>, wie auch auf den Status der Bewußtmachung des Erzählens bei der Figur<sup>287</sup>. Das Wahrnehmungsfeld wird durch die personale Erzählsituation eingeschränkt, zugleich aber die Möglichkeit zur personalen Innensicht geschaffen. Bei den anderen Figuren und auch bei Ereignissen ist die Wiedergabe auf das äußere Geschehen beschränkt. Die personale Erzählsituation beeinflusst auch die Figurencharakterisierung, die ausschließlich aus dem Blickwinkel Perlmanns erfolgt. Bei der ersten Vorstellung der Teilnehmer des Symposiums werden alle Figuren in Relation zu Perlmann gesetzt.

Sie [Evelyn Mistral] hatte ein strahlendes Lachen, wie er [Perlmann] es noch niemals gesehen hatte, ein Lachen, in dem die ganze Person aufging und das jeden Widerstand brechen würde. (31)

Jeder einzelne wird dann vorgestellt, wenn er das erste Mal mit Perlmann zusammentrifft, hinzu kommt, daß häufig dessen Eindrücke geschildert werden. Diese werden zwar nicht explizit Perlmann zugeschrieben, die Zuschreibung liegt aber nahe, weil diese Eindrücke sich immer in der Nähe zu Schilderungen von Perlmanns Gedanken befinden.

Sein [Millars] Aussehen und seine straffe Körperhaltung erinnerten an einen Marineoffizier, ein Eindruck, der dadurch verstärkt wurde, daß sein kantiges Gesicht mit dem energischen Kinn gebräunt war, als sei er wochenlang auf See

---

<sup>286</sup> „Der Kommunikationsprozeß in diesem Modellfall [dem Erzählen durch eine Reflektorfigur] ist dadurch gekennzeichnet, daß die Mittelbarkeit des Erzählens verdeckt wird durch die Illusion des Lesers, er habe unmittelbar Einblick in das Geschehen, indem er die Geschehnisse mit den Augen und mit dem Bewußtsein der Reflektorfigur wahrzunehmen glaubt.“ (Stanzel, F.K. (1995): 197).

<sup>287</sup> „Der epistemologische Unterschied zwischen einer Geschichte, die durch eine Erzählerfigur mitgeteilt oder durch eine Reflektorfigur präsentiert wird, liegt in der Hauptsache darin, daß sich die Erzählerfigur immer bewußt ist, daß sie erzählt, während der Reflektorfigur ein solches Bewußtsein völlig fehlt.“ (Stanzel, F.K. (1995): 197).

gewesen. [...] Sein Händedruck war so kurz und kräftig, daß in Perlmann die Empfindung vollständiger Passivität entstand. (53f.)

Auch die Vorträge der einzelnen Wissenschaftler werden ausschließlich aus Perlmanns Perspektive geschildert, wobei fast immer auch direkt bei den Darstellungen Bewertungen des Vortragenden vorgenommen werden. Aussagen über den Inhalt der Vorträge werden nur selten gemacht, auch hier liegt der Fokus wieder eindeutig auf Perlmanns Empfindungen während der Vorträge. Das Bild, das der Leser so von den anderen Kongreßteilnehmern gewinnt, bleibt oberflächlich; zwar weiß man im groben um das Aussehen und die Forschungsschwerpunkte der Einzelnen, da es aber, außer mit Evelyn Mistral, nie zu persönlichen Gesprächen der anderen Teilnehmer mit Perlmann kommt, kann sich der Leser kaum ein fundiertes Bild dieser Figuren machen. Wie bei der Reflektorfigur Perlmann selbst, wird auch bei den anderen Figuren durch die Benennung mit dem Nachnamen, bei Frauen stets mit Vor- und Nachnamen, Distanz deutlich. Durch die Art der Einführung und Charakterisierung wird den anderen zugleich ihr Stellenwert innerhalb des Romanzusammenhangs zugewiesen: Sie sind für Perlmann nicht als Menschen interessant, sondern werden nur als Wissenschaftler und – bedingt durch Perlmanns eigene Versagensangst – als bedrohliche Konkurrenten erlebt. Die Erzählsituation und die Form der Figurencharakterisierung tragen dazu bei, den Schwerpunkt des Erzählten ausschließlich auf Perlmanns Erlebnisse und Gefühle zu legen.

Während im ersten Teil noch Dialoge bzw. Gespräche innerhalb der Gruppe geschildert werden, fehlen diese im zweiten fast völlig; hier liegt der Fokus nahezu ausschließlich auf der Darstellung von Perlmanns Gedanken. Ähnliches findet sich im dritten Teil. Abgesehen von einem Gespräch Perlmanns mit seiner Tochter, von dem Teile in direkter Rede wiedergegeben werden, erfährt der Leser von Gesprächen nur durch Perlmanns Reflexionen darüber. Zudem enthält dieser letzte Teil einen neunseitigen Brief Leskovs an Perlmann, in dem dieser, zu Perlmanns Beruhigung, schildert, daß er sein Manuskript wiederbekommen habe und Vermutungen über den Hergang äußert. Mit diesem Brief schließt sich die Verbindung zwischen einer Theorie über „erzählerisches Erinnern“ und dem Erleben des Protagonisten, zwischen Wissenschaft und dem Ich des Wissenschaftlers, die im folgenden Kapitel erörtert wird.

### 4.1.2 *Ein Mensch in Auseinandersetzung mit einer Theorie*

Philipp Perlmann beschäftigt sich während des ersten Teils des Romans, *Das russische Manuskript*, mit einem Text, den Leskov ihm geschickt hat. Diesen Text eignet sich Perlmann durch Übersetzen an, wobei er zunächst ins Deutsche und dann auch ins Englische übersetzt. Die Arbeit des Übersetzens bedeutet für Perlmann eine Befreiung von eigenen Gedanken, denn, so findet er:

Man konnte denken, ohne etwas glauben zu müssen, und man konnte sprechen, ohne etwas behaupten zu müssen. Man konnte mit Sprache umgehen, ohne daß es einem um die Wahrheit gehen mußte. (163)

Sprachlich fallen an dieser Formulierung zwei Aspekte ins Auge: zum einem die Anapher „man konnte“, die dreimal wiederholt wird. Die Wiederholung erzeugt eine Eindringlichkeit und verdeutlicht so die Freiheit, die Perlmann dem Übersetzen zuspricht. Weder in Gedanken noch in Worten ist bei dieser Tätigkeit eine Festlegung erforderlich. Zum anderen wird in der unpersönlichen Wendung des „man“ aber auch Distanz deutlich; hier kommt das Bedauern Perlmanns zum Ausdruck, daß „man“ so leben konnte, er aber eben diese, ihm gemäße Möglichkeit nicht gewählt hat. Auch die Satzenden weisen Parallelen auf, zweimal wird die Formulierung „zu müssen“ wiederholt, beim dritten Mal in „mußte“ variiert. Die Freiheit, die an den Satzanfängen in Aussicht gestellt wird, wird durch den Zwang, den die Satzenden betonen, relativiert. Die Unpersönlichkeit der Aussage erfährt durch die beiden folgenden, vom Erzähler durch Kursivierung hervorgehobenen Sätze eine Wendung zum Persönlichen:

*Für einen Mann ohne Meinungen, wie ich es bin, wäre Übersetzer oder Dolmetscher der ideale Beruf gewesen. Die ideale Tarnung. (163)*

Perlmann charakterisiert sich selbst, in Anspielung auf Musil, als „Mann ohne Meinungen“<sup>288</sup>, und hier wird deutlich, wie stark sich die Reflektorfigur Perlmann beim Erzählen selbst zurücknimmt. Er beginnt nicht mit der Selbstcharakterisierung „ich bin ein Mann ohne Meinungen“, sondern stellt zunächst eine gedachte Gruppe von Männern ohne Meinung vor, in die er sich selbst erst im zweiten

---

<sup>288</sup> Die Anspielung an Musils Formulierung ‚Mann ohne Eigenschaften‘ erklärt sich durch Perlmanns Situation, der sich auf dem Symposium, ähnlich wie Ulrich, vom aktiven Leben zurückzieht. Dessen Haltung vergleichbar ist Perlmanns reflektierende Passivität, was darin zum Ausdruck kommt, daß er die Organisation und Durchführung des Symposiums, seine genuine Aufgabe, völlig aufgibt.

Schritt einordnet. Zugleich ist er sich bewußt, daß er die Möglichkeit nicht genutzt hat, der Satz bleibt im Konjunktiv. Die Ellipse, die den Gedankengang beendet, macht Perlmans Scham über seine Meinungslosigkeit deutlich: Er möchte sie tarnen und erkennt, daß er die Möglichkeit zur Tarnung, die der Beruf des Übersetzers geboten hätte, nicht genutzt hat. Ebenso wird deutlich, daß Perlmann die Sprache bzw. verschiedene Sprachen als Möglichkeit zum Verbergen empfindet. Für ihn deckt die Sprache nicht ausschließlich auf, sondern ist zugleich etwas, hinter dem man sich verstecken kann. Dies gilt für den Fall, daß er eben keine eigenen Meinungen aussprechen muß, sondern Worte anderer einfach wiederholen kann.

Perlmann übersetzt einen Text Leskovs, in dem dieser eine Theorie „Über die Rolle der Sprache in der Bildung von Erinnerung“ (27) entwickelt<sup>289</sup>. Leskov kündigt an, darzulegen,

daß und in welchem Sinne wir dadurch, daß wir unsere Erinnerungen in Worte fassen, diese Erinnerungen und damit die eigene erlebte Vergangenheit allererst schaffen. (66)

Leskov geht davon aus, daß man in Szenen, die man erinnert, das eigene Selbstbild hineinprojiziert. Zugleich versuche man, das eigene Handeln als sinnvoll darzustellen, und dies bedeute, daß man dem eigenen Selbst Gründe für eben dieses vergangene Handeln zuschreibe.

Gründe aber stünden zueinander in Beziehungen, die es nur zwischen Sätzen geben könne. Daher sei die Ausdifferenzierung des die Erinnerung tragenden Selbstbildes nur durch Sprache möglich. (162)

Nicht nur die Interpretation des eigenen Handelns, sondern auch die Qualität der erinnerten Gefühle sei, so Leskov, abhängig von dem Akt des Erzählens. Wenn das erzählerische Erinnern weitläufiger und dichter werde, dann bekämen die Erinnerungen eine neue „Färbung und Schattierung“ (173). Der sinnliche Gehalt des Erinnerten hänge somit auch von erzählerischen Erinnern ab.

Perlmann erkennt in dieser Theorie Leskovs eine Nähe zu den eigenen Gedanken und Empfindungen, denn:

[e]r beschrieb Erfahrungen, die Perlmann seit langem vertraut waren, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie so treffsicher, nuanciert und zusammenhängend zu beschreiben wie dieser Russe [...]. (27)

---

<sup>289</sup> Die Theorie Leskovs findet sich auf den Seiten 66, 78, 106, 111, 122, 162, 169, 173 und 207.

Trotz der Nähe zur Theorie fällt sofort auch die Distanzierung auf, um die Perlmann sich bemüht. Die Wendung „dieser Russe“ verdeutlicht diese Distanz und spiegelt zugleich die eigene Unsicherheit darüber, daß ein anderer seine Gedanken teilt und zudem den Mut aufbringt, diese auch auszusprechen. Die Distanz wird zudem auch durch die Art der Darstellung der Übersetzung und der Theorie durch den Erzähler deutlich: Abgesehen von der einleitenden These, werden die Sätze Leskovs immer in der indirekten Rede wiedergegeben. Die Theorie (und mit ihr die Übersetzung durch Perlmann, dies ist immer mitzudenken), steht nicht unabhängig da, sondern wird ausschließlich in bezug auf ihn dargestellt. Leskovs Theorie und Perlmans Empfindungen werden so nicht scharf voneinander getrennt, es wird vielmehr Nähe hergestellt. Zugleich wird dadurch eine Bewertung der Thesen durch Perlmann möglich, wenn der Erzähler etwa von einer „waghalsige[n] These“ oder „eigenbrötlerisch formuliert[en]“ (107) Aussagen spricht.

Perlmann ist von Leskovs Thesen fasziniert und reagiert zum Teil sehr emotional darauf. Er begreift die Übersetzung des Textes und die damit einhergehende Erstellung eines Glossars des akademischen Russisch als Arbeitsvorhaben, und allein die Tatsache, ein solches zu haben, bewirkt ein Glücksgefühl: „Plötzlich ging es ihm gut: Er hatte ein Vorhaben, das er in seinem neuen, ruhigen Zimmer verfolgen konnte. Er war endlich wieder ein Arbeitender. (78f.)“ Das macht deutlich, daß Perlmann nicht nur darunter leidet, keine wissenschaftlich neuen Ideen zu haben, sondern auch eine konkrete Aufgabe vermißt. In der Tatsache, daß er sich „endlich wieder“ als Arbeitenden wahrnehmen kann, kommt die Langeweile, die Perlmann sofort empfindet, wenn er nicht arbeitet, zum Ausdruck. Die Übersetzung von Leskovs Text ist für Perlmann in zweierlei Hinsicht interessant: Ihn faszinieren die Thesen, genauso wichtig ist ihm aber der Vorgang des Übersetzens an sich, des Erlebens des eigenen Könnens. So heißt es u.a.:

Mit atemloser Freude las er immer weiter, die Wahrheit von Leskovs Thesen war nebensächlich, die Hauptsache war das Verstehen. (107)

Doch schon wenig später wird betont:

[J]etzt nahm ihn neben der Erfahrung des immer schnelleren Verstehens auch der weitere Gedankengang des Texts gefangen. (110)

Während der ganzen Zeit, in der Perlmann an der Übersetzung arbeitet, ist er unentschieden: auf der einen Seite die Faszination, die dieser Text auch deshalb

auf ihn ausübt, weil er Nähe zu seinen eigenen Gedanken aufweist, auf der anderen Seite aber auch kritische Distanz sowie das Wahrnehmen von Ungenauigkeiten und logischen Brüchen.

Leskovs Text schließt mit der Aussage, daß

die Fähigkeit zu erzählen und die Fähigkeit, sich eine eigene, ganz individuelle Vergangenheit zu schaffen, letztlich ein und dieselbe Fähigkeit seien. (132)

Daraus ergebe sich auch eine enge Verknüpfung von Sprache und erlebter Zeit, das Wesen der Sprache sei nur zu verstehen, wenn man Sprache als Medium begreife, das eine „differenzierte Erfahrung von Zeit ermögliche.“ (132) Eben diese Aneignung der eigenen erlebten Zeit versucht Perlmann im ersten Teil des Romans. Dazu greift er aber nicht nur auf das Erzählen der eigenen Handlungen und Empfindungen zurück (dieses Erzählen geschieht lediglich in seinen Gedanken, nicht etwa in Form eines Tagebuchs oder eines Gesprächs), sondern bemüht sich, das eigene Erleben an die offizielle Geschichte bzw. an das ‚öffentliche Gedächtnis‘ zu knüpfen. Um sein eigenes Leben an die offizielle Geschichte zu binden, verwendet er eine Chronik, die er in einem Schreibwarenladen kauft und in einer kleinen Trattoria deponiert. Bei vielen Besuchen der Trattoria studiert er die Chronik:

Es ging nicht darum, sich ein Jahrhundert zu erschließen wie ein Historiker. Was er wollte, war, sich sein eigenes Leben neu anzueignen, indem er sich vergegenwärtigte, was währenddessen draußen in der Welt geschehen war. (79)

Mit dem Adjektiv „neu“ charakterisiert der Erzähler den Vorgang der Aneignung seines Lebens von Perlmann. Dadurch wird betont, daß er über sein vergangenes Leben zum Zeitpunkt des erzählerischen Erinnerns nicht verfügt, er muß es nicht wieder aufrufen, sondern sich eben ganz neu zu eigen machen. Zudem wird die starke Trennung, die Perlmann zwischen sich als Erinnerndem und dem offiziellen Gedächtnis erlebt, deutlich, wenn die Formulierung „draußen in der Welt“, die eine Trennung von draußen und drinnen, von Ich und Welt impliziert, gebraucht wird. Perlmann beginnt die Verknüpfung, indem er das Jahr, in dem er das Abitur gemacht hat, nachschlägt. Die Ereignisse, die in diesem Jahr stattgefunden haben und die die Chronik erwähnt, sind z.B. die erste kontrollierte Kernfusion, Wahlen in Italien, der Tod von Papst Pius XII. – nichts davon steht in ei-

nem Zusammenhang mit Perlmanns Leben. Zudem bleibt unklar, ob er sich an die Ereignisse erinnert. Auch die folgenden Daten, die er nachschlägt<sup>290</sup>, scheinen keinen Bezug zu seinem Leben zu haben, nur selten wird erwähnt, daß er sich an sein Verhalten oder seine Gedanken über die Ereignisse von damals erinnert, und wenn, dann nur „dunkel“ (97). An den willkürlich ausgewählten Ereignissen und Daten ist eine absteigende Linie erkennbar, zwar werden nach dem hoffnungsvollen Beginn mit dem Tag von Perlmanns Abitur nicht ausschließlich negative Ereignisse erwähnt, es fällt aber auf, daß es mit der ersten Scheiternserfahrung Perlmanns in seiner wissenschaftlichen Laufbahn endet. An diesem Tag hatte er

das erste Mal genau die Erfahrung gemacht, die ihn nun seit Wochen lähmte und erstarren ließ: die Erfahrung, daß er absolut nichts zu sagen hatte. (229)

Dies deutet darauf hin, daß Perlmann sich einen großen Teil seines Lebens durch erzählerisches Erinnern und durch die Verknüpfung von öffentlicher Geschichte und dem eigenen Leben aneignen kann. Diese Möglichkeit geht jedoch genau in dem Moment verloren, als er deutlich sein völliges Desinteresse an seiner Arbeit zum ersten Mal bemerkt und sie zugleich vor sich selbst zugeben muß. Diese Erfahrung thematisiert der Erzähler schon zu Beginn des Romans, wenn er erwähnt, Perlmann sei „der Glaube an die Wichtigkeit der wissenschaftlichen Tätigkeit abhanden gekommen“, und dann ausführt:

Etwas wissenschaftlich herausfinden: Er hatte einfach keinerlei Bedürfnis mehr danach. Das Interesse am methodischen Untersuchen, am Analysieren und Entwickeln von Theorien, bisher eine Konstante, ein unbefragtes, selbstverständliches Element in seinem Leben und in gewisser Weise dessen Gravitationszentrum – dieses Interesse war ihm ganz und gar abhanden gekommen, und zwar so vollständig, daß er nicht mehr sicher war zu verstehen, wie das einmal hatte anders sein können. (17f.)

Als er in der Rekonstruktion seines Lebens an den Punkt kommt, an dem ihm dies zum ersten Mal bewußt wird, stellt er seine Beschäftigung mit der Chronik ein. Nur am Ende des Romans, kurz vor seiner Abreise, nimmt er sie noch einmal zur Hand, doch:

---

<sup>290</sup> Dies sind „das Jahr, in dem er seine Ausbildung zum Pianisten abgebrochen hatte“ (97), „das Jahr [...], in dem der Vater aus dem Mittagsschlaf nicht mehr aufgewacht war“ (107), ein Urlaub, den er als Dreizehnjähriger mit seinen Eltern in Italien verbracht hatte (133), ein Zirkusbesuch mit seiner damaligen Freundin Hanna (133), sein Hochzeitstag (171) und der Tag, an dem er „den Festvortrag, der im Auditorium maximum hätte stattfinden sollen“, abgesagt hatte, weil er ihn „nicht zustande gebracht [hatte], obwohl er seit Tagen bis spät in die Nacht daran saß.“ (288).

die Geschichte der Welt, die seine Lebensgeschichte begleitet hatte, interessierte ihn keinen Deut mehr, und die ganze Idee, sich seine vergangene Gegenwart dadurch anzueignen, daß er sich den Lauf der fernen Welt vergegenwärtigte, kam ihm wie eine mystische Spinnerei vor. (541)

Hier wird wieder – wie schon in der ersten Beschreibung von Perlmans Beschäftigung mit der Chronik – die Distanz zwischen Perlmans Leben und der Welt, die hier als „fern“ gekennzeichnet wird, deutlich. Der Ausdruck „vergangene Gegenwart“ führt genau zu dem Problem, das schon mit dem ersten Satz des Romans angesprochen wird: „Philipp Perlmann war es gewohnt, daß die Dinge keine Gegenwart für ihn hatten“ (9). Diese Empfindung des Fehlens bestimmt sein Leben, und in den Rückblenden, in denen der Erzähler Perlmans Leben bis zu dem Symposium schildert, wird immer wieder sein Wunsch und zugleich seine Unfähigkeit, Gegenwart zu erleben, erwähnt (126, 133). Mit dem Erleben von Gegenwart beschäftigt sich sein eigener Text, den er mit nach Italien genommen hat und der am Ende versehentlich an die Teilnehmer des Symposiums verteilt wird. Auch diesen Text eignet sich Perlmann in der Vorbereitungszeit erneut durch die Arbeit als Übersetzer an. Er überträgt ihn ins Englische und stellt dabei erstaunt fest, daß er schon bei der ersten Niederschrift einige Passagen in Englisch (vgl. 187) geschrieben hatte. Die Verwendung der fremden Sprache ermöglicht ihm bei einem sehr emotionalen Text, den er selbst später als „Kitsch“ bezeichnet, Distanzierung. Er gibt ihm den Titel „Mestre non è brutta“ (266) und untersucht darin die Frage, inwieweit übernommene Urteile über die Welt die eigenen Empfindungen unterdrücken. Am Beispiel der Aussage seines Vaters „Mestre ist häßlich“ (186) legt er dar, wie er dieses Urteil, ohne es zu hinterfragen, übernommen habe. Sätze werden so zu einem Gefängnis, das die eigenen Empfindungen beschneidet. Nur dann, wenn man einen neuen Zustand in neuen Worten beschreiben kann, bekommen die beschreibenden Sätze Freiheit und Gültigkeit, so seine These.

Wissenschaftliche Theorien, wie die von Leskov und zum Teil auch die Perlmans selbst, werden in dem Roman ausschließlich im Bezug auf Perlmann dargestellt. Sie werden nicht als wissenschaftliche Theorien abstrakt erläutert, vielmehr verknüpft der Erzähler stets die Darstellung der Theorie mit Perlmans Empfindungen und Gedanken darüber. Dies hängt zum einen damit zusammen,

daß der Erzähler eine Möglichkeit finden muß, eine wissenschaftliche Theorie in einen erzählenden Text zu integrieren. Zudem gibt es ihm auch die Möglichkeit, zu zeigen, daß Theorien zwar unabhängig davon existieren können, ob sich jemand mit ihnen auseinandersetzt, allerdings nur dann Relevanz erhalten, wenn eben dies geschieht. Ähnlich wie Universitätsromane zumeist den Forschungsprozeß nur im Hinblick auf den Forschenden darstellen und sich weniger für die Sache selbst als vielmehr für die Empfindungen des Wissenschaftlers interessieren, beschreibt der Erzähler hier eine Theorie nur im Bezug auf denjenigen, der sich mit ihr auseinandersetzt. Durch diese Art der Darstellung wird zudem deutlich, daß Theorie über Sprache nicht nur von Interesse für die Wissenschaft ist, sondern den einzelnen Sprecher betrifft. Die Trennung zwischen abstrakter Wissenschaft und dem täglichen Erleben wird so aufgehoben.

Nicht nur Perlmann setzt sich praktisch, d.h. mit Blick auf sein eigenes Leben mit Leskovs Thesen auseinander, auch für Leskov selbst stellt der Erzähler einen Bezug zwischen seiner Theorie und seinem Verhalten her. Leskov zeigt sich bei seinem Besuch des Symposiums stark verunsichert, weil er glaubt, seine Unterlagen, die Perlmann entwendet hat, entweder verloren oder zu Hause vergessen zu haben. Die Verunsicherung hält auch dann noch an, nachdem er den Text anonym zurückbekommen hat, und zwar so lange, bis er selbst eine Erklärung für die Vorgänge gefunden hat. Dies zeigt der neunseitige Brief an Perlmann, in dem er sich um eine Erklärung der rätselhaften Vorgänge bemüht. Durch das Erzählen und Erklären der Vorgänge erhalten sie für ihn Vergangenheit und damit auch Wahrheit. Die Tatsache, daß es sich um frei erfundene Erklärungen handelt, die zudem hochgradig unwahrscheinlich sind, stört ihn dabei nicht. Das erzählerische Erinnern gibt Leskov Sicherheit, gleichgültig ob die Vorgänge sich so wie erzählt oder völlig anders abgespielt haben. Mit dem Brief am Ende des Romans schließt der Erzähler zugleich einen Bogen des Romans. Dieser beginnt mit Perlmanns Beschäftigung mit Leskovs Text, zieht sich durch den ersten Teil, in dem er praktisch auf Perlmann angewendet wird, bricht an der Stelle des Mißlingens ab, wird durch Perlmanns Besuch des Symposiums wieder abgenommen und durch den Brief am Schluß geschlossen.

Eine ähnliche Auseinandersetzung eines Einzelnen mit ‚seiner Wissenschaft‘ beschreibt auch Uwe Pörksen in seinem 1979 erschienenen Roman *Weißer Jahrgang*. Erzählt werden circa zwei Jahre im Leben des Studenten Urs, der von seinen Freunden Captivus genannt wird. Seine Beschäftigung mit einem wissenschaftlichen Thema ist allerdings in diesem Roman nur eine Episode, die auf weniger als fünfzig Seiten erzählt wird. Urs beschließt, „das Verhältnis des Ästhetischen und Ethischen“<sup>291</sup> zu untersuchen, wobei zu Beginn noch offen ist, ob es eine Hausarbeit, die Examensarbeit oder eine Dissertation werden soll. Die Tatsache, daß er überhaupt ein Thema gefunden hat, das ihn interessiert, macht ihn an sich glücklich:

Er war glücklich, in Hochstimmung. Ich habe mein Thema, rief er lautlos, ich habe mein Thema.<sup>292</sup>

Das besitzanzeigende Pronomen bestimmt das Thema als zu Urs gehörig, es erweckt den Anschein, als würde ein Thema das zukünftige Leben des Studenten bzw. des Wissenschaftlers bestimmen. Durch die Wiederholung des Teilsatzes wird dieser Eindruck noch verstärkt, zudem wird so die Wichtigkeit, die diese Tatsache für ihn hat, betont. Von Anfang an sieht Urs eine enge Verbindung des Themas zu seinem Leben, so erstellt er etwa ein vierreihiges Schema zum Ästhetischen und Ethischen, das er jeweils in einen rezeptiven und einen produktiven Teil untergliedert. In dieses ordnet er sowohl sich als auch eine Freundin ein: „Sita war eine rezeptive Ästhetikerin. Er aber wollte sich bemühen, produktiv zu sein.“<sup>293</sup> Ausgehend von seiner Beschäftigung mit dem Ethischen und dem Ästhetischen beginnt er, sich für die Freundschaft zwischen Hegel und Hölderlin zu interessieren. Sein Plan, darüber eine Dissertation mit dem Titel „Die Philosophie des Selbstbewußtseins und der Dichter der Innigkeit“ zu verfassen, wird von seinem Dozenten kritisch gesehen, zumal Urs, wie dieser betont, „noch nicht einmal eine Seminararbeit“ bei ihm geschrieben habe<sup>294</sup>. Das Thema ist für Urs, wie er sich auch selbst eingesteht, in erster Linie deshalb von Interesse, weil er hofft, auf diese Weise persönliche Probleme und Probleme in seinen Freundschaften zu klären:

---

<sup>291</sup> Pörksen, U. (1979): 103.

<sup>292</sup> Pörksen, U. (1979): 104.

<sup>293</sup> Pörksen, U. (1979): 109.

<sup>294</sup> Vgl. Pörksen, U. (1979): 127.

Vielleicht würde er [Urs] so seine Entzweiung mit Guido bis an die Wurzel begreifen. – Es ging ihm mit seinen starken Beziehungen, ob Guido oder Sita, immer noch so: er sah sie nicht in ihren wirklichen Ausmaßen, sondern überstieg sie und suchte sie auf einer höheren Ebene zu klären.<sup>295</sup>

Daß das eigentliche Ziel der Arbeit nicht die Aufarbeitung der Freundschaft zwischen Hegel und Hölderlin ist, sondern für Urs selbst so etwas wie eine Therapie darstellt, macht der Erzähler immer wieder deutlich. Während es jedoch zunächst ausschließlich um Urs' eigene Beziehungen geht, die er aufarbeiten möchte, indem er die Beziehung zwischen zwei berühmten Männern untersucht, wird später auch das inhaltliche Interesse betont:

Suchst du eigentlich nur Klärung deiner persönlichen Dinge und ist dazu die Doktorarbeit das geeignete Feld? Er sagte sich, ich bin keineswegs Hegel, Guido ist nicht Hölderlin, gewiß nicht, die Identifizierung trägt nur ein kleines Stück – er erkannte den riesigen Abstand zu jenen Dioskuren.<sup>296</sup>

Dabei scheint Urs davon auszugehen, daß die fehlende Distanz zu seinem Thema zumindest teilweise von Vorteil ist, wenn er davon spricht, daß die Identifizierung „nur ein kleines Stück“ tragen würde. Mit der Zeit wird ihm deutlich, daß sein Plan nichts mit wissenschaftlicher Arbeit zu tun hat, und letztlich gibt er sein Vorhaben auf. Vergleicht man Urs' Plan, sein Problem mit Freundschaften an dem Beispiel von Hegel und Hölderlin aufzuarbeiten, mit Perlmanns Versuch, sich seine Vergangenheit durch erzählerisches Erinnern anzueignen, so fallen, bei aller Verschiedenheit der Figuren wie der Romane selbst, einige Parallelen auf: Erstens, daß überhaupt ein solcher Versuch dargestellt wird, daß die Überlegung, anhand eines wissenschaftlichen Arbeitsprojektes bzw. einer Theorie eigene Probleme zu reflektieren und zu lösen, beschrieben wird. Dies ist deshalb interessant, weil es sich nicht um Themen der Psychologie, bei denen man die Nähe des Wissenschaftlers zu seinem Thema noch am ehesten erwarten könnte, handelt. Zweitens fällt auf, daß beide Protagonisten mit diesem Plan scheitern. Dabei besteht allerdings ein grundlegender Unterschied zwischen beiden Protagonisten: Während Perlmann die Theorie eines anderen adaptiert und auf sein Leben überträgt, versucht Urs eine eigene Theorie über die Freundschaft zwischen Hegel und Hölderlin zu entwickeln, die zugleich seine persönlichen Probleme für ihn erkennbar und lösbar macht.

---

<sup>295</sup> Pörksen, U. (1979): 124.

<sup>296</sup> Pörksen, U. (1979): 142.

Vergleicht man diese Versuche, Wissenschaft für das Leben des Einzelnen fruchtbar zu machen mit der Art der Darstellung von Forschung im Universitätsroman, die wie in Kapitel 3.2.1 gezeigt, stets im Bezug auf den Forschenden geschildert wird, so wird ein wichtiger Unterschied deutlich: Im Universitätsroman wird immer davon ausgegangen, daß zunächst das Forschungsvorhaben als solches vorhanden ist, und im zweiten Schritt wird gezeigt, welche Auswirkungen die Beschäftigung mit dem Thema auf den einzelnen Wissenschaftler hat. In den beiden hier besprochenen Romanen ist das Vorgehen umgekehrt. Zunächst ist die persönliche Fragestellung, die Krise des Einzelnen da, diese erzeugt den Wunsch, durch die wissenschaftliche Ausarbeitung eines Themas auch die eigenen Probleme zu lösen. Wissenschaft wird als Möglichkeit zur Flucht wie auch als Möglichkeit zur Problemlösung verstanden. Das eben dies nicht möglich ist, betonen die Autoren. Die in 3.2.1 aufgestellte These, die Beschreibung von Forschung werde für den Leser eines Romans dann interessant, wenn diese in einem engen Bezug zum Protagonisten oder zum erzählten Geschehen steht, läßt sich auch an diesen Romanen belegen. Leskovs Überlegungen zum erzählerischen Erinnern werden durch die direkte und dichte Verknüpfung der Theorie mit Perlmans Leben und Erleben spannend und nachvollziehbar. Urs' Überlegungen zur Freundschaft zwischen Hegel und Hölderlin dagegen bleiben höchst oberflächlich, die Verbindung zu seinem Leben wird zwar von ihm behauptet, vom Erzähler aber nicht durch Verknüpfungen illustriert.

Der grundlegende Unterschied zwischen Merciers *Perlmans Schweigen* und den zuvor besprochenen Universitätsromanen besteht allerdings darin, daß in Universitätsromanen die Beschäftigung mit der Forschung nur eines von vielen Themen ist. Schwerpunkt von Universitätsromanen ist, wie in 3.1.1 dargelegt, die Beschreibung von Strukturen und deren Einflüsse auf den Einzelnen. In Perlmans Schweigen dagegen steht die Beschäftigung mit der Forschung im Mittelpunkt, auch oder weil sie in ihren direkten Auswirkungen auf das Leben des einzelnen Wissenschaftlers dargestellt wird.

Universitätsromane wie auch andere Texte, die sich mit der wissenschaftlichen Arbeit in bezug auf einen einzelnen auseinandersetzen, müssen einen Weg finden, die wissenschaftlichen Theorien in den erzählenden Text einzubinden. Dazu bieten sich verschiedene Möglichkeiten an: Zum einen kann der Forschungsprozeß in seinem Verlauf geschildert werden, wie Hüfner dies tut. Zum

anderen kann die Veränderung des Wissensstands des Protagonisten kenntlich gemacht werden, indem der Erzähler betont, daß und inwieweit die Figur neue Erkenntnisse hat, so wie dies bei Zeller zu sehen ist. Die in Merciers Roman gewählte Möglichkeit ist davon insofern verschieden, als hier der Prozeß der Aneignung des neuen Wissens thematisiert wird. Der Leser wird hier ‚mit auf den Weg genommen‘, kann mit dem Protagonisten die Theorie kennenlernen und erfährt zugleich seine Einwände.

Eine weitere Möglichkeit wird von den Autoren nie genutzt, nämlich die, die wissenschaftlichen Texte, zumindest in Auszügen, zu zitieren. Darin kann auch wiederum ein Hinweis gesehen werden, daß es nicht um die Wissenschaft bzw. Forschung als solche geht, sondern um die Auswirkungen des Forschungsprozesses auf den Einzelnen. Somit ergibt sich sowohl für Universitätsroman wie auch für weitere Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus die Schlußfolgerung, daß die Autoren nicht beabsichtigen, mit ihren fiktionalen Texten Wissen über bestimmte Theorien zu vermitteln, daß die Romane nicht als Illustrationen von Theorien dienen sollen.

#### **4.2 ... in Kriminalgeschichten**

Ein Viertel der Universitätsromane ist als Kriminalroman konzipiert, und auch unter den übrigen Texten zur Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus nehmen Kriminalgeschichten einen relativ großen Anteil ein. Neben den Kriminalromanen sind dies vielfach kurze Erzählungen, die zum Teil auch in Sammelbänden zusammengefaßt werden. Anders als in dem vorhergehenden Kapitel, das die Darstellung von theoretischer Arbeit in den Texten untersuchte, geht es in dem nun folgenden um solche Texte, die sich einer eingeführten Gattung bedienen und dabei die Handlung im wissenschaftlichen Milieu ansiedeln. Das bedeutet, daß nun nicht mehr ‚nur‘ ein inhaltlicher Aspekt analysiert wird, sondern auch die Frage, wie die Integration eines bestimmten Themas in den Kriminalroman geleistet wird, untersucht wird.

### 4.2.1 -ky: *Burnout*

Die Erzählung *Burnout* ist aus mehreren Gründen als Beispiel für die Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus interessant: Sie steht als kurze Kriminalerzählung beispielhaft für eine relativ große Anzahl solcher Erzählungen, die sich in der Form eines Krimis auf die ein oder andere Weise mit dem wissenschaftlichen Milieu beschäftigen<sup>297</sup>. Außerdem ist sie von einem Autor geschrieben, der in Deutschland als Schriftsteller von Kriminalromanen bekannt ist und als Professor an einer Berliner Hochschule arbeitet<sup>298</sup>. Zudem lässt sich an dieser Geschichte ein relativ häufig auftretendes Phänomen bei der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus beobachten: die mehrfache Verwendung desselben plots in verschiedenen Ausformungen. Zunächst soll jedoch die Erzählung als solche betrachtet werden.

*Burnout* ist 1986 in *Amoklauf im Audimax*, einer Sammlung von „Stories“ (so der Untertitel), erschienen<sup>299</sup>. Erzählt wird eine Zeitspanne von circa zwei Wochen. Bei einem Brand in der Hochschule für öffentliche Verwaltung (HÖV) wird die Leiche von Hans-Joachim Nettelbeck, Professor für Betriebswirtschaftslehre, gefunden. Nettelbeck wurde bewusstlos geschlagen, bevor der Brand in den Räumen des AstA ausbrach. In seinem Büro findet sich sein Tagebuch, in dem der Satz steht: „Ich habe Angst, daß M. mich vorher umbringen wird.“ (255) Dies führt Kommissar Hans-Jürgen Mannhardt auf die Spur zu Nettelbecks Ehefrau Marlene, mit der er in Scheidung lebt. Sie streitet den Mord ab und verweist auf Marvin Winkelmann: „Das ist ein Student, den er [Nettelbeck] bei der Staatsprüfung durchfallen ließ. Ein bißchen willkürlich.“ (262) Die Freundin des Kommissars, eine Journalistin, die aus Interesse an dem Fall auch ermittelt, stößt auf die Spur von Dietmar Maxara, einem Privatdozenten für Betriebswirtschaftslehre, der sich auf dieselbe Stelle wie Nettelbeck beworben hatte. Maxara stirbt im An-

---

<sup>297</sup> Solche Erzählungen sind: Brang, Heidi *Spätfolgen*, Breinersdorfer, Frank *Kaiserwetter*, Dickhaus, Lola *In Dubio Pro Reo*, Dorn, Thea *Ultima Ratio*, Schwanitz, Dietrich *Die nackte Wahrheit*, Trudt, Heiner *Exmatriculatio praecox*, Uni Jena *Unter Talaren*, Zeindler, Peter *Elfie, das Biest*.

<sup>298</sup> Hinter dem Pseudonym -ky verbirgt sich Horst Bosetzky, Professor für Soziologie an der Berliner Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege.

<sup>299</sup> Die Seitenangaben im Text beziehen sich im folgenden Ausgabe die Taschenbuchausgabe, die Bernd Jost 1998 herausgegeben hat.

schluß an dieses Gespräch bei einem Autounfall. Da Maxara aufgrund der Konkurrenz um einen Lehrstuhl Grund für den Mord an Nettelbeck hatte, gilt der Fall als gelöst, bis Nettelbecks Psychiater sich bei der Polizei meldet und mitteilt, er habe auf seinem Anrufbeantworter eine Nachricht von Nettelbeck, in der dieser vor seinem Tod erklärt habe, Marvin Winkelmann habe versucht, zu ihm ins Büro zu gelangen. Aufgrund dieser Aussage wird Winkelmann festgenommen. In der Zwischenzeit hat ein Soziologieprofessor, Björn Rossow, seiner Freundin gestanden, den Brand in der HÖV gelegt zu haben. Allerdings hat er nicht gewußt, daß Nettelbeck bewußtlos in seinem Büro liegt. Als die Freundin hört, daß nun Winkelmann festgenommen worden ist, zeigt sie Rossow an, der, um der Verhaftung zu entgehen, sich selbst auf dem Parkplatz mit Benzin übergießt und anzündet.

Die Erzählung ist ähnlich einem Filmdrehbuch gestaltet, die Handlung wird in kurzen Szenen, die immer an verschiedenen Schauplätzen spielen, dargestellt. Hinzu kommt, daß viele Handlungsstränge parallel und unabhängig voneinander laufen. Möglich wird dies durch einen auktorialen Erzähler, der sich in die verschiedenen Geschehen immer wieder kurz ‚einblendet‘. Die einzelnen Szenen entsprechen den Abschnitten, in die die Erzählung geteilt ist<sup>300</sup>. Der Erzähler macht sich vor allem durch seine Auswahl des zu Erzählenden deutlich, darüber hinaus gibt er auch kurze Erklärungen zu bestimmten Sachverhalten ab, wie etwa:

An der Hochschule für öffentliche Verwaltung Berlin, kurz: HÖV, studierten all jene, die als Diplom-Verwaltungswirte bzw. -wirtinnen in den gehobenen Dienst übernommen werden wollten, also die Inspektor/inn/en der allgemeinen nicht-technischen Verwaltung, der Finanzämter und der Gerichte sowie die Kommissare der Kriminal- und der Schutzpolizei.(249)

Zugleich wird diese Erklärung für eine Parodie der bürokratischen Sprache genutzt. Durch die Imitation der Amtssprache, in der nicht nur nahezu alle Dienst-

---

<sup>300</sup> Im einzelnen sieht die Verteilung folgendermaßen aus: 1. Feststellung des Brandes durch einen Taxifahrer, 2. Björn Rossow zu Hause, 3. Löscharbeiten, 4. Telefonat Mannhardt mit seiner Freundin, 5. Verhör der Putzfrau der HÖV, 6. Rossow zu Hause, 7. Verhör von Marlene Nettelbeck, 8. Ermittlungen der Journalistin, 9. Vorlesung Rossow, dabei Befragung einiger Studenten von der Polizei, 10. Wörtliche Wiedergabe des Telefonats Journalistin – Maxara, 11. Gespräch der Polizei, Abschluß der Ermittlungen nach dem Unfall Maxaras, 12. Podiumsdiskussion an der HÖV, Teilnahme Rossow, 13. Gespräch Winkelmann – Kommissar, 14. Rossow gesteht seiner Freundin die Brandstiftung, 15. Aussage Nettelbecks auf dem Anrufbeantworter, 16. Verhaftung Winkelmann, 17. Vorlesung Rossow, Eintreffen der Polizei, Flucht und Selbstverbrennung.

grade durch die Nennung der männlichen und der weiblichen Form verdoppelt werden (nur bei den Polizeikommissaren fehlt diese Verdoppelung), sondern auch Worte, die nicht zum üblichen Sprachgebrauch gehören, verwendet werden, entsteht Komik. Form (Amtssprache) und Inhalt (literarische Erzählung) passen nicht zueinander. Ob hier eine Kritik an der Sprache der Bürokratie geübt oder nur ein komischer Effekt erzielt werden soll, ist nicht eindeutig zu bestimmen.

Die einzelnen Figuren werden mit kurzen biographischen Erläuterungen eingeführt. Deutlich wird der Erzähler darüber hinaus durch die Raffungen, die er vornimmt, bzw. durch seine zeitlichen Bestimmungen der erzählten Vorgänge: „Eine Stunde später“ (260), „In der HÖV ging am nächsten Tag [...]“ (268), „Zwei Tage später“ (271). Die Figurencharakterisierung geschieht sowohl durch Beschreibungen des Erzählers wie auch durch explizite Fremd- und Selbstthematization der Figuren. Dabei finden sich meist alle Charakterisierungsarten in jedem Abschnitt, wie z.B. bei dem ersten Besuch der Polizei bei Rossows zu Hause. Die Szene beginnt mit der Vorstellung Rossows durch den Erzähler, der berichtet, Rossow sei „von Hause aus Westberliner“, verdiene „genau 6175 Mark 38 im Monat“ und sei

mit seinem Haus, seinen 41 Jahren, seinem Vollbart und seinem guterhaltenen Speerwerferkörper [...] auch für wesentlich jüngere Frauen ein interessanter Mann [...]. (256f.)

Danach charakterisiert sich Rossow selbst gegenüber der Polizei:

Und als Karin, hier ausgezogen ist, meine Frau, da hab ich oft bei ihm [Nettelbeck] und Marlene gesessen und mich ausgeweint. (258)

Später charakterisiert ihn dann auch seine Freundin, indem sie erklärt, die Abschaffung der Sozialwissenschaften zugunsten der Wirtschaftswissenschaften an der HÖV habe ihn „ganz schön erschüttert.“ (259) Auf Darstellungen der Gedanken der Figuren verzichtet der Erzähler völlig, daher fehlt auch die implizite Selbstcharakterisierung der Figuren. Dies trägt, neben den schnell aufeinander folgenden Szenen, zu dem Eindruck bei, es handele sich um ein Drehbuch.

Mit der Erzählung *Burnout* greift -ky auf ein Hörspiel gleichen Namens zurück, das er 1996 für den WDR verfaßt hat. Bei der Umarbeitung in eine Kurzgeschichte sind einige Veränderungen des Inhalts zu beobachten. So ist aus der

weiblichen Kommissarin Sabrina Aschemoor der Kommissar Hans-Jürgen Mannhardt geworden, der Assistent heißt nun nicht mehr Toll, sondern Eilers. Auch der Schluß wurde bei der Umarbeitung des Hörspiels verändert: Während in der Erzählung die Polizisten Rossow während einer Vorlesung festnehmen, fahren sie im Hörspiel zu Rossows Haus. Dort finden sie seine Freundin eingesperrt im Keller – Rossow hatte so verhindern wollen, daß sie die Vorgänge der Polizei meldet. Rossow kommt dazu, bedroht zunächst die Beamten und erschießt dann sich selbst. Hinzu kommen noch weitere kleinere Änderungen, so fehlt ein Gespräch der Polizei mit der Putzfrau, einige Aussagen werden im Hörspiel anderen Personen zugeschrieben als in der Erzählung, manche Ereignisse sind an andere Schauplätze verlegt. Abgesehen von dem nahezu identischen Inhalt weisen Hörspiel und Erzählung auch strukturelle Ähnlichkeiten auf. Die bei der Untersuchung der Erzählung dargestellten kurzen, schnell wechselnden Szenen, der völlige Verzicht des Erzählers auf die Darstellung von Gedanken der Figuren, das Vorherrschen von direkter Rede, alle diese Faktoren werden bei der Übertragung eines plots von der einen literarischen Form in eine andere übernommen.

Sowohl in der Erzählung als auch im Hörspiel wird die Hochschule negativ dargestellt. Die Journalistin und Freundin des Kommissars bezeichnet die Fachhochschule in beiden Fassungen als „zweite Bundesliga“<sup>301</sup>, und rekurriert damit auf die öffentliche Meinung, die einer Fachhochschule ein geringeres Ansehen zuspricht als einer Universität. Zudem wird betont, daß an der HÖV „Chaos und Krieg“<sup>302</sup> herrschen wie auch interne Konkurrenzkämpfe zwischen den einzelnen Wissenschaftlern bzw. ihren Disziplinen:

Die Profs fürchten um den Bestand ihrer Fächer und zerfleischen sich im Kampf um die wenigen C3-Stellen, die es gibt [...] <sup>303</sup>.

Dieser Kampf entsteht allerdings nicht aus den Verhältnissen an der Hochschule an sich, sondern aus der Tatsache, daß die Hochschule ausschließlich für die öffentliche Verwaltung ausbildet, diese aber reformiert wird und dadurch Stellen eingespart werden. Bei den Studenten wächst, resultierend aus dem Wunsch

---

<sup>301</sup> -ky (1998): 263 und -ky (1996): 16.

<sup>302</sup> -ky (1998): 253 und -ky (1996): 5.

<sup>303</sup> -ky (1998): 253 und -ky (1996): 5.

nach einem Arbeitsplatz, der Anspruch an die Hochschule, lediglich die Fächer zu studieren, die in einem direkten Zusammenhang zu ihrem späteren Beruf stehen. Dies bedeutet den Wegfall der Sozialwissenschaften. So kommt es zu internen Kämpfen; ähnlich wie in manchen Universitätsromanen ist hier zu beobachten, daß eine Zweiteilung der Hochschule geschildert wird: Die Hochschule wird nicht der Gesellschaft an sich gegenüber gestellt, es wird vielmehr die Spaltung innerhalb der Hochschule beschrieben, bei der jedes Fach seinen Bestand sichern will. Die Kritik, die die Figuren üben, richtet sich nicht nur gegen die Hochschule, sondern auch gegen die öffentliche Verwaltung bzw. deren Reform. Anders als in Universitätsromanen oder bei Erzählungen über Universitäten wird hier sehr stark die Abhängigkeit dieser Hochschulform vom Arbeitsmarkt deutlich, hier herrscht eine Ausbildung in dem Sinne vor, daß qualifiziert auf einen bestimmten Beruf vorbereitet wird. Dies hat den Vorteil, daß die Studenten nicht die Orientierungslosigkeit erleben, die in vielen Universitätsromanen oder Universitätserzählungen besonders im Bezug auf Geisteswissenschaftler geschildert wird, aber eben auch den Nachteil der Abhängigkeit von der Arbeitsmarktsituation. Auch hier ist wieder, wie in Universitätsromanen, die negative Bewertung des wissenschaftlichen Milieus durch den Erzähler zu beobachten, die weniger in seinen Aussagen als vielmehr in seiner Organisation des Textes, der Anlage des plots und vor allen den Aussagen der Figuren zum Ausdruck kommen. Dabei fällt auf, daß sich die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus offen negativ vor Außenstehenden äußern, dies war in den Universitätsromanen in dieser Form nicht festzustellen. Inwieweit diese negative Darstellung der Hochschule und des Milieus auch typisch für Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu ist, soll nun untersucht werden.

#### **4.2.2 Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu**

In -kys Erzählung *Burnout* versucht ein Professor, die Hochschule zu zerstören, um so die Wurzel seiner Krankheit zu vernichten<sup>304</sup>. Das Motiv der Zerstörung einer Hochschule, bzw. des eigenen Fachbereichs, um so gegen eine erdrückende Übermacht anzukämpfen, findet sich auch in der Erzählung *Ultima ratio*

---

<sup>304</sup> „Ich war total ausgebrannt – und ich hab das ausbrennen wollen, was meine Krankheit war: die HÖV.“ (-ky (1998): 274).

von Thea Dorn. Die Protagonistin der Erzählung, die Philosophieprofessorin Penelope Kura, beschließt „die Auslöschung des Philosophischen Instituts der Freien Universität Berlin.“<sup>305</sup> Bei der Planung und Durchführung dieser Tat orientiert sie sich an der Moralphilosophie Kants; zunächst überprüft sie, ob der Gedanke, das philosophische Institut auszulöschen, „moralisch gut, absolut gut, gut schlechthin“<sup>306</sup> ist, und nachdem sie davon überzeugt ist, tritt ihr „Auslöschungsplan [...] in die Phase der praktischen Überlegungen“<sup>307</sup> ein. Bevor sie die Institutsmitglieder aber bei einer Versammlung erschießen kann, wird sie selbst von einem Kollegen in Notwehr erschossen. Der Plan, das zu zerstören, was als zerstörerisch empfunden wird, weist in beiden Erzählungen zwei Parallelen auf: die Enttäuschung, die beiden Protagonisten über ihre jeweilige Hochschule bzw. das Fach empfinden und die sie in Aggression umwandeln. Außerdem wird – bei aller Verschiedenheit der Fächer wie der Institutionen – ein ähnlicher Sachverhalt geschildert: Rossow wie Kura müssen feststellen, daß das Ansehen ihres Faches sowohl an der Hochschule wie auch innerhalb der Gesellschaft schwindet. Kura lehrt Philosophie, ein Fach das von der Hochschule immer stärker personell reduziert wird. Ein Student bemerkt:

Die wollen die Geisteswissenschaften ausräuchern. Am liebsten nur noch Unis, die so nette kleine stromlinienförmige Jura- und BWL-Wichser produzieren.<sup>308</sup>

Auch die Professoren sorgen sich um den Erhalt ihrer Disziplin: „Unser Strukturplan sieht doch ohnehin nur noch das Skelett eines Lehrkörpers vor.“<sup>309</sup> Ebenso stellt Rossow fest, daß „die Rechtsfächer, BWL, Haushaltswesen, Verwaltungslehre [...] das Eigentliche [sind], alles andere zählt nicht.“ (274) In beiden Erzählungen wird so ein ähnlicher Sachverhalt thematisiert: Die Hochschule steht nicht mehr der Gesellschaft als solcher gegenüber, es kommt vielmehr zu einer internen Spaltung (wie sie auch in den Universitätsromanen, die die Hochschule der siebziger Jahre thematisieren, zu beobachten war) zwischen den Fächern, denen ein praktischer Nutzen zugesprochen wird, und den anderen. Der Ausweg aus dieser Krise besteht sowohl für den Sozialwissenschaftler Rossow als auch für die Philosophin Kura in der Zerstörung, und zwar nicht der gesellschaftlichen

---

<sup>305</sup> Dorn, T. (1998): 7.

<sup>306</sup> Dorn, T. (1998): 8.

<sup>307</sup> Dorn, T. (1998): 12.

<sup>308</sup> Dorn, T. (1998): 16.

<sup>309</sup> Dorn, T. (1998): 10.

Gruppen, die die Hochschule zerstören, sondern in der Zerstörung des eigenen Faches. Die entstandene Aggression richtet sich somit gegen das eigene Fach, wird zur Autoaggression.

Während die Motive in *Burnout* wie in *Ultima ratio* in der Enttäuschung und der daraus resultierenden Aggression liegen, schildern andere Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu Morde zur Verdeckung von Intrigen. In der Erzählung *Die nackte Wahrheit* von Dietrich Schwanitz<sup>310</sup> mordet ein Professor, um die Aufdeckung einer Intrige zu verhindern<sup>311</sup>. Professor Wundt hat seine Dissertation nicht selber geschrieben, sondern ein von der Stasi zur Verfügung gestelltes Exemplar eingereicht und muß nach der Wiedervereinigung den Studenten Ferber, der dieselbe Dissertation eingereicht hat, die er allerdings von einem Titelhändler zur Verfügung gestellt bekommen hat, töten, um so die Aufdeckung der Intrige zu verhindern<sup>312</sup>. In der Erzählung *Das Dozentenvirus* von Peter Schmidt intrigiert ein Doktorand gegen drei Professoren und treibt sie so in den Selbstmord (oder ermordet sie und läßt es wie Selbstmord aussehen, das bleibt am Schluß der Erzählung offen). Er versucht, ihre wissenschaftliche Qualifikation zu prüfen, indem er ihnen Thesen eines bekannten Philosophen als eigene vorlegt. Als sie diese ablehnen bzw. nicht erkennen, droht er ihnen, sie in der wissenschaftlichen Welt unmöglich zu machen. Hinzu kommt, daß

eine größere Summe von Forschungsgeldern auf dem Spiel [stand], die durch die neu entbrannte Diskussion in der Fachwelt ohnehin gefährdet war. [...] Die drei hatten vor dem drohenden Skandal und Einfrieren der Forschungsgelder bereits erhebliche persönliche Summen in ein Institut investiert, das sich mit dem geförderten Thema befassen sollte.<sup>313</sup>

Indem die Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu das Thema der Intrige aufgreifen, weisen sie wiederum eine Parallele zum Universitätsroman auf, allerdings nicht zum Universitätskrimi, in dem sich keine Darstellung von Intrigen findet (vgl. 3.3.2). Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu

<sup>310</sup> Die Erzählung findet sich in *Amoklauf im Audimax*.

<sup>311</sup> Diese Erzählung ist zugleich ein Beispiel für die oben genannte, häufig zu beobachtende Übertragung eines plots in eine andere literarische Form. Die Handlung der Erzählung weist durchgehend Parallelen zu einer Begebenheit in Schwanitz' Roman *Der Zirkel* auf, die Darstellung der Reise des Protagonisten Sommerfeld nach Potsdam ist zum großen Teil wörtlich identisch mit der Beschreibung einer Reise Dentzers nach Potsdam.

<sup>312</sup> Auch in der Erzählung *Elfie, das Biest* mordet ein Professor. Stadler, ein Glauser-Spezialist aus Zürich, kommt mit dem Kollegen Stromberg aus Hamburg überein, seine Konkurrentin und ehemalige Geliebte zu töten, Stromberg setzt sich als Gegenleistung dafür ein, daß eine Konkurrentin Stadlers wegberufen wird.

<sup>313</sup> Schmidt, P. (1998): 80.

gehen einen Schritt weiter als Universitätsromane: Die Intrige liegt bereits in der Vergangenheit, nun wird versucht, ihre Aufdeckung durch Mord zu verhindern.

Die Mörder bzw. die Planenden (denn Kura kommt nicht zur kompletten Durchführung ihres Plans) sind in den meisten Kriminalerzählungen, die im wissenschaftlichen Milieu loziert sind, Professoren. Auch die Opfer stammen zumeist aus der Gruppe der Professoren, bei -ky, auch wenn hier der Tote nur ‚versehentlich‘ ums Leben kommt, wie auch bei Beimersdorf oder Schmidt. In Zeindlers Erzählung *Elfie, das Biest* ist es eine Privatdozentin, die getötet wird, und bei Dorn versucht die Protagonistin gleich, das ganze Institut, also Professoren und Dozenten ebenso wie anwesende Studenten, zu töten. Auch in einer Erzählung, die an der Universität in Jena entstanden ist, indem vier Professoren die Handlung nacheinander für die Universitätszeitung fortgeschrieben haben<sup>314</sup>, kommt ein Professor zu Tode. Dieser ist allerdings nur ein zweites Opfer, das zur Vertuschung umgebracht wird, die Motive liegen zudem weniger im wissenschaftlichen als vielmehr im wirtschaftlichen Bereich. Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu thematisieren ähnlich wie Universitätsromane zumeist die Gruppe der Professoren oder Dozenten: Studierende kommen, als Mörder wie als Opfer, nur vereinzelt vor. Die Mordmotive liegen nicht im wissenschaftlichen Bereich, was z.B. vorstellbar wäre, wenn Forschungsergebnisse des Konkurrenten gestohlen werden sollen o.ä., sondern vielmehr in üblichen zwischenmenschlichen wie beruflichen Problemen.

Eine Zweiteilung des Korpus‘ von Erzählungen ist zu beobachten, wenn man die Erzählungen auf die Frage nach der Übernahme des üblichen Schemas von Kriminalerzählungen hin untersucht: Zu der einen Gruppe gehören die eher klassisch konzipierten Detektiverzählungen, in denen der Detektiv als Protagonist einen Mordfall aufklärt und so die alte Ordnung wiederherstellt. In diese Kategorie gehören Erzählungen wie Schwanitz‘ *Die nackte Wahrheit*, -kys *Burnout* oder *Unter Talaren* von dem Autorenkollektiv Jena. Eine zweite Gruppe weicht jedoch

---

<sup>314</sup> Die einzelnen Folgen waren in der Zeit vom April bis August 1999 auf der Homepage der Universität Jena ([www.uni-jena.de](http://www.uni-jena.de)) nachzulesen. Später erschien die gesamte Fassung mit einem Nachwort versehen als Buch, dessen Reinerlös die Universität Jena einer Partnerhochschule spendete.

von dieser klassischen Form ab, man könnte sie in Anlehnung an die ‚Detektivgeschichte‘ als ‚Tätergeschichte‘ bezeichnen. Nicht das Schema aus Mord – Detektion – Lösung (vgl. dazu auch 3.3.2) wird geschildert, sondern die Planung und zum Teil auch die Durchführung eines Verbrechens (wie bei Dorn und Zeindler). Für den Leser bewirkt diese Umkehr der Personenkonstellation – denn der Mörder wird so zum Protagonisten der Erzählung – ein von den sonst üblichen Detektivgeschichten abweichendes Identifikationsangebot. In dem Moment, wo er die Gefühle und Gedanken des Mörders kennenlernt, wird die Tat plausibilisiert, erscheint sie als logischer Ausweg aus einer katastrophalen Situation. Dies ist besonders in Thea Dorns Erzählung zu beobachten, hier wird die Auslöschung des gesamten philosophischen Instituts geradezu als Notwendigkeit geschildert, die sich aus der praktischen Umsetzung des kategorischen Imperativs ergibt. Andere Erzählungen, die den Mörder in den Mittelpunkt stellen, die Situation aber retrospektiv schildern, sind z.B. Heidi Brangs *Spätfolgen*, in der der Protagonist nach vielen Jahren vom Mord an seiner Frau erzählt, oder Heiner Trudts *Exmatriculatio praecox*, in dem sich eine Gruppe von Professoren in betrunkenem Zustand an einen Mord erinnert, den sie vor Jahren gemeinsam begangen und vertuscht hat. Auch in diesen Erzählungen steht der Mörder im Mittelpunkt der Handlung. Wird der Mörder bzw. die Tat in den Mittelpunkt des zu erzählenden Geschehens gestellt, dann hat das auch Einfluß auf das, was in den Detektivgeschichten als „Moral“ am Ende steht. Nusser weist darauf hin, daß

die Ruhe, die der Leser durch die Auflösung des Rätsels und die Wiederherstellung des Zustands ante rem gewinnt [...], er vom Detektiv wie ein Geschenk [empfängt].<sup>315</sup>

Eben diese Ruhe findet sich in den ‚Tätererzählungen‘ nicht am Ende, von diesen Erzählungen geht am Ende keine Ruhe, keine Wiederherstellung des gewohnten Zustands in dem Wissen, daß er gut und richtig ist, aus, sondern das Gegenteil.

Vergleicht man Kriminalerzählungen über das wissenschaftliche Milieu und Universitätskrimis, so lassen sich trotz der Unterschiede innerhalb der Subgattung Kriminalerzählung dennoch Übereinstimmungen feststellen. Sowohl für Kriminal-

---

<sup>315</sup> Nusser, P. (1992): 32.

erzählungen wie auch für Universitätskrimis gilt, daß sie, wie auch anglo-amerikanische Universitätskrimis, mit der Diskrepanz zwischen dem weltfremden Gelehrten und einem Verbrechen, das in den scheinbar stillen Bereich eindringt, spielen. Gleichgültig, ob die Erzählung von der Aufklärung eines Verbrechens oder von dessen Planung berichtet, der Reiz liegt unter anderem darin, daß eine scheinbar gefestigte Welt erschüttert wird. Übereinstimmung zwischen Kriminalerzählungen und Universitätskrimis läßt sich auch bei der Rolle, die das wissenschaftliche Milieu an sich spielt, feststellen. Dessen Besonderheiten spielen nur in bezug auf die Figurencharakterisierung eine Rolle, wissenschaftliche Arbeit als solche ist nicht das Thema und bildet so auch nicht das Mordmotiv. Auch in den Erzählungen, in denen der Mörder und seine Tat im Mittelpunkt stehen, liegen seine Motive nicht in der wissenschaftlichen Arbeit oder in Besonderheiten des wissenschaftlichen Milieus. Ein auffälliger Unterschied ergibt sich bei dem Vergleich von klassischen Detektivgeschichten, wie sie sich auch bei den Universitätskrimis finden, mit den Erzählungen, in denen der Mörder der Protagonist ist: Hier wird nicht die Wiederherstellung des Zustands ante rem angestrebt, diese Erzählungen vermitteln nicht den wohligen Schauer und die dann folgende Wiederherstellung der gewohnten Ordnung, sondern zeigen vielmehr aufgebrochene Strukturen, zum Teil auch nicht aufgedeckte Morde und stellen so Unsicherheit anstelle von Sicherheit in den Mittelpunkt.

Im Hinblick auf die negative Darstellung des wissenschaftlichen Milieus ist -kys *Burnout* durchaus typisch. Auch Dorn, Schwanitz oder das Jenaer Autorenkollektiv schildern eine heruntergekommene und von Vetternwirtschaft geprägte Hochschule, die sich in internen Kämpfen aufreibt. Diese negative Schilderung hängt allerdings nicht mit dem Genre der Kriminalerzählung zusammen, bei diesen ist vielmehr zumeist zu beobachten, daß sie das Milieu, in das überraschend der Mord eindringt, ausgesprochen positiv darstellen, um so einen größeren Gegensatz zu der Tat zu schaffen.

### 4.3 ... und die Studentenbewegung

Die Studentenbewegung in den Jahren um 1968 brachte der gesamten bundesrepublikanischen Gesellschaft wie auch den Universitäten große Veränderungen<sup>316</sup>. Die konkreten Konsequenzen, die die Proteste und der darauf einsetzende Diskussionsprozeß zur Folge hatten, wirkten sich erst mit den Jahren aus, die Aktivitäten der Studenten und die Antworten des Staates aber waren für die Stimmung in der Gesellschaft und an den Hochschulen in dieser Zeit prägend. In Universitätsromanen finden sich keine Beschreibungen dieser Zeit, was verwundert, wenn man sich den Stellenwert, den die Proteste – für Studierende und wohl auch für Lehrende – hatten, vor Augen führt. Andere Texte dagegen thematisieren die Studentenbewegung sehr wohl, und diese werden im folgenden analysiert. Wie sie die Zeit um 1968 darstellen, welche Themen für die Erzähler relevant sind und welchen Beitrag diese Texte zum Bild des wissenschaftlichen Milieus in der Literatur leisten, wird hier untersucht.

#### 4.3.1 Uwe Timm: *Heißer Sommer*

Uwe Timm erzählt in seinem 1974 erschienenen Roman *Heißer Sommer* von den Erlebnissen und Aktivitäten des Studenten Ullrich Krause während der Studentenbewegung um 1968<sup>317</sup>. Krause studiert zunächst in München Germanistik, was aber nie explizit benannt wird, sondern aus den Themen seiner Seminararbeiten (er schreibt an einer Arbeit über eine Ode Hölderlins) und der Erwähnung, er habe Ablautreihen auswendig gelernt (vgl. 214), hervorgeht. Er leidet darunter, daß er die im Studium vermittelten Inhalte als irrelevant empfindet, schiebt das Verfassen seiner letzten Hausarbeit beständig heraus und beschließt schließlich, an die Universität Hamburg zu wechseln. Dort findet er schnell Kon-

---

<sup>316</sup> Unter Studentenbewegung und der Jahresangabe 1968 soll hier verstanden werden, was Schnell folgendermaßen beschreibt: „1968 war das Jahr einer weltweiten sozialen Revolte, des Aufbegehrens an Schulen und Hochschulen, des Widerspruchs gegen unausgewiesene Autoritäten, gegen überholte Hierarchien und gegen eine ‚repressive Toleranz‘ (Herbert Marcuse), die alles erlaubte, aber nichts erfüllte. [...] Es war das Jahr der Abrechnung mit der Generation der Eltern, Lehrer und Professoren, die im Dritten Reich verantwortlich für den Nationalsozialismus geworden waren. [...] es war das Jahr des – nicht nur gewaltfreien – Widerstands gegen alles, was als „Establishment“ galt: die >bürgerliche< Presse, die >bürgerlichen< Parteien, die >bürgerliche< Wissenschaft.“ (Schnell, R. (2000): 178).

<sup>317</sup> Die Seitenzahlen beziehen sich im folgenden auf die Timm, U. (1974).

takt zu Mitgliedern des SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) und beteiligt sich an einigen Aktionen gegen die Universität und gegen den Springer-Verlag. Schließlich gibt er sein Studium auf, arbeitet kurz in einem freien Theaterprojekt und geht dann in eine Fabrik, in der Hoffnung, dort mit den Arbeitern in Kontakt zu kommen. Obwohl ihm dies zumindest ansatzweise gelingt, wird ihm am Ende bewußt, daß es im Hinblick auf die Umsetzung seiner gesellschaftspolitischen Ideale sinnvoller ist, wenn er als Volksschullehrer arbeitet: „Da sind doch noch die Arbeiterkinder [...] da kann man noch was machen“ (300). Um den nötigen Studienabschluß zu machen, kehrt er am Ende des Romans zurück an die Universität nach München.

Die erzählte Zeit beträgt circa anderthalb Jahren; der Roman beginnt im Sommer 1967, als Krause in München studiert, und endet im Januar oder Februar 1969, als Krause nach der Zeit in Hamburg wieder nach München zurückkehrt. Die Zeiträffungen werden in dem Roman implizit vorgenommen. Dies trägt dazu bei, daß der Leser den Eindruck gewinnt, der Erzähler beleuchte, ähnlich wie im Film, verschiedene Szenen, die der Protagonist erlebt, wobei diese Szenen häufig übergangslos nebeneinander stehen.

Der Roman besteht aus drei Teilen, der erste umfaßt zwölf Kapitel, der zweite zehn und der dritte wiederum zwölf. Mit einem Umfang von 104 Seiten ist der letzte Teil unwesentlich länger als die beiden anderen mit 97 bzw. 96 Seiten. Die erzählte Zeit dagegen ist im dritten Teil deutlich länger als in den beiden anderen. Der erste Teil spielt im Sommer 1967 in München und beschreibt Krauses negative Erfahrungen mit der Universität, verschiedene Freundschaften wie auch eine erste Erfahrung mit körperlich anstrengender Arbeit, als er für einige Tage auf dem Bau arbeitet. Wann genau der Roman spielt, ist zu diesem Punkt noch nicht deutlich, erst auf der Seite 52 wird eine Zeitbestimmung vorgenommen, indem ein politische Ereignis erwähnt wird:

Der Bayerische Rundfunk bringt Nachrichten. Berlin: Anläßlich des Schah-Besuchs kam es vor der Berliner Oper zu schweren Zusammenstößen zwischen Demonstranten und Polizei. Dabei wurde ein Student getötet, zahlreiche Demonstranten und Polizisten wurden verletzt. (52)

Als erstes Datum wird also implizit der 2. Juni 1967 angegeben, der Tag der Demonstration anläßlich des Schah-Besuchs in Berlin, der hier erwähnte er-

erschossene Student ist Benno Ohnesorg.<sup>318</sup>

Der zweite Teil beginnt mit Krauses Fahrt nach Hamburg, wo er sein Studium fortsetzen will. Er trifft zum Beginn des Wintersemesters ein, verbringt dort den Herbst, den Winter und den folgenden Frühling. Auch hier wird die genaue Zeitbestimmung durch den Verweis auf ein Ereignis vorgenommen, indem die dpa-Meldung über das Attentat auf Dutschke am 11. April 1968 zitiert wird<sup>319</sup>. Beide Zeitangaben beziehen sich damit auf Ereignisse, die die Studentenbewegung geprägt und ihren Verlauf beeinflusst haben, beide Male ist es ein Attentat bzw. die ‚versehentliche‘ Erschießung eines Studenten, auf die rekurriert wird.<sup>320</sup> Der dritte Teil beschreibt die Zeitspanne vom Frühling 1968 bis zum Jahresanfang 1969, als Krause wieder nach München geht. Hier wird wieder keine Jahreszahl genannt, sondern nur der Wechsel der Jahreszeiten beschrieben. In der Tatsache, daß kein prägnantes politisches Ereignis zur Markierung der Datumsangabe benutzt wird, kann ein Spiegel der zunehmenden Entpolitisierung der Studentenbewegung gesehen werden. Die Bewegung zerfällt in solche, die politisch handeln, und andere, die Formen des alternativen Lebens entdecken. Der lineare Zeitablauf wird vielfach durch die Erinnerungen Krauses durchbrochen.

Der Roman ist fast ausschließlich in einer neutralen Erzählsituation erzählt, die Erzählinstanz mischt sich so gut wie nie in das Geschehen ein, kommentiert nichts<sup>321</sup>. Erzählt wird zumeist in kurzen Hauptsätzen, die wenig Erklärungen

---

<sup>318</sup> Benno Ohnesorg war Student an der Freien Universität in Berlin und wurde während der Demonstration gegen den Besuch des Schah von der Polizei erschossen. Zu Ohnesorg und zu den Demonstrationen in Berlin und später auch in anderen deutschen Städten vgl. Bauß, G. (1983): 55ff.

<sup>319</sup> Rudolf (Rudi) Dutschke war Mitglied des SDS und einer der führenden Köpfe der APO sowie der Studentenbewegung. Vgl. Bauß, G. (1983).

<sup>320</sup> So wie hier werden in vielen Romanen der Tod Dutschkes und der Ohnesorgs erwähnt. Zu meist sind dies die Ereignisse, die die studentischen Protagonisten der Romane aus ihrem Alltag herausreißen, sie politisieren. Ähnlich wie bei Timm, wo beide Ereignisse explizit benannt werden und der Tod Ohnesorgs Krause aufrüttelt (52), heißt es bei etwa Lang: „Während sie hier leere Weinpullen in Wasser werfen, wird in West-Berlin einer erschossen. [...] Er hatte gegen den persischen Großmogul geschrien, der politische Gegner dutzendweise an Pfähle binden und erschießen läßt. [...] Was haben wir gemacht? Kaffeekränzchen veranstaltet! Man muß theoretisch arbeiten und Aktionen machen.“ (Lang, P. (1975): 40). Die Erwähnung ist nicht nur für fiktionale Texte über die Zeit typisch, sondern findet sich auch in anderen literarischen Formen.

<sup>321</sup> Den Ausdruck „neutrale Erzählsituation“, den Stanzel in den *Typischen Erzählsituationen* verwendet, ersetzt er später in der *Theorie des Erzählens* durch den der „szenischen Darstellung“ und rechnet ihn der personalen Erzählsituation zu. Da dies m.E. aber verwirrend ist, da der Ausdruck der personalen Erzählsituation auf eine – hier nicht vorhandene – Reflektorfigur rekurriert, soll hier weiterhin von einer neutralen Erzählsituation gesprochen werden.

enthalten, sondern von außen beobachtete Zustände mitteilen und so den Anschein von Objektivität erwecken:

Sie hatte aufgehört zu weinen. Nur hin und wieder schluchzte sie noch auf. Er lag unbeweglich. Von der Straße herauf Stimmen. (7)

Die neutrale Erzählsituation hat auch Auswirkungen auf die Wiedergabe der Gedanken der Figuren. Wenn überhaupt, dann werden ausschließlich die Gedanken und Empfindungen Krauses wiedergegeben, und auch dabei bemüht sich der Erzähler um eine distanzierte und distanzierende Darstellung. Die Form der kurzen, feststellenden Sätze wird bei der Schilderung der Gedanken beibehalten. Prinz weist darauf hin, daß die vorgebliche Objektivität des Erzählers über die darunter verborgene Subjektivität hinwegtäuscht:

Die Vermischung von objektivierender Schreibweise und subjektiver Perspektivierung entspricht Timms Idee von der ambivalenten Realität. Er will die Ereignisse und Handlungen möglichst unbefangen beschreiben, ihnen den Charakter des Tatsächlichen geben; andererseits aber versucht er, sie mit den subjektiven Erlebnissen Ullrichs zu verbinden und – was das Entscheidende ist – eine überpersönliche Ebene einzuführen, mit der Ullrichs Erleben in eine übergreifende Ordnung einberaumt werden kann.<sup>322</sup>

Es wird ausschließlich von solchen Szenen berichtet, in denen Krause anwesend ist, d.h. der ganze Roman ist um ihn zentriert. Die Vermischung von objektivierender und subjektiver Erzählweise kommt auch in der Art der Einführung der direkten Rede zum Ausdruck. Die Aussagen der Figuren sind nicht durch Anführungszeichen von dem übrigen Text abgesetzt, sondern lediglich durch ein Komma von ihm getrennt:

Oder hast du keine Lust, fragte ihn Conny.  
Nein, sagte Ullrich, es kommt nur so überraschend. Das gibt sich mit der Zeit, sagte Conny, leider, und ging dann wieder [...]. (133)

Vielfach wird die Figurenrede auch in indirekter Rede wiedergegeben. Aussagen der Figuren und der Text des Erzählers werden so eng miteinander verwoben. Mit der Wahl der neutralen Erzählsituation und der beiläufigen Schilderung von Aussagen der Figuren verzichtet der Erzähler weitgehend auf die Innensicht auf der handelnden Figuren. Zwar kann man die Figuren beim Reden und Handeln beobachten, erfährt aber auch von dem Protagonisten kaum mehr als ein au-

---

<sup>322</sup> Prinz, A. (1990): 176. Prinz weist nach, daß genau in diesem Versuch des Erzählers eine Begründung für die geringe literarische Qualität zu sehen ist, führt aber auch die theoretischen Gründe Timms für diese Art der Darstellung an.

ßenstehender Beobachter. Wenn man am Ende des Romans den Eindruck hat, Krause als Figur zu kennen, so resultiert dies ausschließlich daraus, daß er über einen längeren Zeitraum zu beobachten war, Identifikationsangebote werden dem Leser nicht gemacht. Zudem repräsentiert Krause den Typ des Studenten der 68er Zeit, der politische Relevanz der Lehrveranstaltungen einfordert. Mit der stark distanzierten und distanzierenden Erzählsituation ist *Heißer Sommer* typisch für die Romane, die in den siebziger Jahren verfaßt wurden und sich mit der Zeit um 1968 beschäftigen. Ähnlich ist auch Peter Schneiders *Lenz* von 1973 oder Langs *Ein Hai in der Suppe* von 1975 erzählt, deutlich wird in diesen Texten, daß nicht nur bei der Darstellung des Inhalts, sondern auch bei der Umsetzung der Handlung in Worte eine neue Richtung eingeschlagen werden sollte<sup>323</sup>. Die Erzählsituation und die Zurückhaltung des Erzählers bringen es mit sich, daß äußerliche Merkmale der Figuren nur selten beschrieben werden. Vom Protagonisten Krause erfährt man lediglich, daß er „zu lange Haare hat“, wie sein Vater kritisiert, mehr nicht. Wenn Figuren beschrieben werden, dann ausschließlich Frauen, wie „eine Schwarzhaarige in einem lindgrünen Kleid, das zwar lange Ärmel hatte, dafür aber einen tiefen Ausschnitt, und eine mit lila Fingernägeln“ (13) oder eine Kommilitonin: „Sie trug ein dunkelblaues Kleid und gelbe Stiefel. Das brünette Haar war in der Mitte gescheitelt und hinten zu einem kleinen Pferdeschwanz zusammengebunden.“ (60). Von Krauses Freundin Christa berichtet der Erzähler: „Sie trug das Haar hochgekämmt und hatte die Haare oben mit einem kleinen roten Band zusammengebunden.“ (85)

Diese Beschreibungen der weiblichen Figuren, die immer recht knapp ausfallen, spiegeln Krauses Interesse an ihnen wie auch seine vielfältigen sexuellen Aktivitäten wider. Auch wenn Krause in festen Beziehungen lebt (in München mit Ingeborg, in Hamburg mit Renate), so wird doch immer wieder von Affären berichtet.

Nachdem zunächst alle dargestellten Studenten gemeinsam gegen die verkrusteten Strukturen in der Universität und in der Gesellschaft kämpfen, gehen sie im Verlauf des Romans mit ihren Erfahrungen sehr unterschiedlich um. Am Ende steht ein Tableau, mit dem die verschiedenen Möglichkeiten aufgezeigt werden.

---

<sup>323</sup> Vgl. dazu Lützel, P. (1980): 129f.

Krauses Münchner Freundin Ingeborg ist mittlerweile Referendarin an einer Münchner Schule und arbeitet in der GEW mit:

Sie hatte von den Arbeitskreisen geschrieben und von der Gewerkschaft (dort mußte unbedingt ein reaktionärer Vorstand abgewählt werden). Ullrich müsse sofort in die GEW eintreten, dort müsse endlich eine vernünftige Politik gemacht werden. (301)

Seine Hamburger Freundin Renate zieht gemeinsam mit einigen anderen in eine WG aufs Land. Sie gibt die politische Arbeit auf und widmet sich dem alternativen Leben. Christa, eine weitere Freundin, arbeitet am Ende des Romans beim Bayerischen Rundfunk:

Sie nannte Leute beim Vornamen, von denen Ullrich früher Romane gelesen hatte. Weihnachten war sie auf einer Fete von Augstein. Politisch indiskutabel, der Mann, sagte sie, aber sonst ganz nett. (299)

Über Conny, einen ehemaligen Führer des SDS, wird angedeutet, daß er zu terroristischen Kreisen Zugang gefunden hat (vgl. 302).

Die Figuren sind keine Individuen, sondern Typen und stehen repräsentativ für verschiedene Lebenswege, die die Studenten, die an der 68er Bewegung beteiligt waren, gewählt haben. Indem der Erzähler am Ende des Romans auch von den Wegen solcher Figuren berichtet, mit denen Krause schon länger nicht mehr in Kontakt steht, sie also alle noch einmal auftreten läßt, wird deutlich, daß eben ein solches Tableau gezeigt werden soll: Aus einem gemeinsamen Widerstand entwickeln sich viele unterschiedliche Wege, einige passen sich an, andere versuchen, von innen heraus Veränderungen zu erreichen, und wieder andere beschließen, mit Gewalt vorzugehen. In diesem Tableau wird auch eine Schwäche des Romans deutlich, nämlich die Neigung des Erzählers, Figuren auftauchen und verschwinden zu lassen, je nachdem, für welche politische Aussage er sie benötigt. So wird deutlich, daß die Figuren reine Funktionsträger sind. In der extremen Typisierung der Figuren liegt eine weitere literarische Schwäche des Romans. Buselmeier stellt fest:

Bescheid weiß nur der Autor, der seinen typischen Helden als ‚Repräsentanten der Studentenbewegung‘, in typische Situationen stellt, ohne ihn zugleich mit unverwechselbaren individuellen Eigenschaften und hervorstechenden Fähigkeiten auszustatten.<sup>324</sup>

---

<sup>324</sup> Buselmeier, M. (1977): 174. Auch Prinz stellt diese Schwäche des Romans fest, untersucht jedoch die Gründe dafür, die er in Timms Programm des „politischen Realismus“ vermutet. Er zeigt auf, daß „Timm die aufklärerische Funktion zugunsten eines eigenen Aussagewertes literarischer Formen zurückstellt“ und daß er seine literarischen Mittel für die geeignetsten hält, „um die auf den einzelnen bezogenen, existentiellen Aspekte seiner Gesellschaftstheorie adäquat, d.h. überzeugend und wirksam darzustellen.“ (Prinz, A. (1990): 163).

Das wissenschaftliche Milieu, dem die meisten Figuren des Romans zuzurechnen sind, auch wenn sie der Institution Universität höchst kritisch gegenüber stehen, wird von anderen Milieus deutlich getrennt. Dies fällt besonders bei den Arbeitern auf, zu denen sich die Studenten hingezogen fühlen, die sie für ihre Sache gewinnen wollen, aber kaum erreichen. Während die Studenten in München wie in Hamburg Hochdeutsch sprechen, werden die Arbeiter, mit denen Krause in beiden Städten in Kontakt kommt, als Dialektsprecher beschrieben. Sie bedienen sich entweder des Bayerischen oder des norddeutschen Platt, was der Erzähler auch deutlich abbildet: „Da deats jetz blos a bissl rumgraben und da jammererts scho. Machts euch ruig amoi de Händ dreckat.“ (77) oder „Kein Wunder, wi heft jahrelang den Bildschiet to lesen bekommen und sowat blift nich ohne Folgen.“ (242) Der Dialekt wird hier als Soziolekt eingesetzt, die Arbeiter werden so sehr deutlich von den Studenten abgesetzt, die Trennung zwischen den beiden Milieus auf diese Weise betont.

Nicht nur die Distanz zwischen den Studenten und den Arbeitern wird beschrieben, auch innerhalb des wissenschaftlichen Milieus wird eine Spaltung dargestellt. Dabei wird zwischen den systemkonformen Mitgliedern, zumeist Professoren, aber auch Studenten wie Krauses Mitbewohner Lothar und den systemkritischen unterschieden, die Separation wird aber hier sprachlich nicht deutlich.

Die meisten Studenten empfinden die Universität als repressives System und sehen keinerlei Relevanz in ihrer Arbeit. Zudem leiden sie unter dem Verhalten der Professoren, das sie als willkürlich erleben. Diese Willkür wird durch verschiedene Beispiele illustriert, so wird von Krauses Wunsch, ein Referat über Hölderlins Ode *Die Liebe* zu halten, berichtet:

Ullrich hob sofort die Hand und, als Ziegler nicht zu ihm herübersah, schnippte er mit den Fingern. Aber Ziegler drehte sich nicht um. Inzwischen hatte sich jemand in der ersten Reihe gemeldet. Ziegler notierte sich den Namen. Ich habe mich zuerst gemeldet, Herr Professor, sagte Ullrich. Ziegler sah ihn nur kurz an, dann sagte er: Wenn es Ihnen hier nicht paßt, können Sie ja gehen. Ullrich war sitzengeblieben. (27f.)

Von einem Kommilitonen wird erzählt, sein Doktorvater habe plötzlich Einwände gegen seine Arbeit:

Grundsätzliche, fragte Ullrich. Ja, das könne man so sagen. Er müsse jetzt, nachdem er mit der Arbeit fertig sei, große Teile umschreiben. (59)

Deutlich wird die Angst der Studenten vor den Professoren auch in einer Episode, die Krauses Mitbewohner Lothar mit einem Professor erlebt. Dieser heißt Betz, spricht das mit einem langen e.

Lothar wollte ihn schon vor zwei Jahren fragen, warum er sich Betz nennt, man sagt doch auch nicht Netz. Fragen wollte er Betz schon damals, gleich nach der Hörgeldprüfung, denn davor, das war verständlich, wäre es, wie Lothar es damals ausdrückte, selbstmörderisch gewesen, dann wollte er ihn nach dem zweiten Hauptseminarschein fragen [...]. (64)

Die Angst Lothars vor dem Professor ist jedoch so groß, daß er diese Frage nicht stellt. Der Erzähler legt in dieser Schilderung nahe, daß Betz diese Frage als Angriff empfinden würde, bzw. daß Lothar diese vermutet, womit wiederum seine Unsicherheit illustriert wird.

Bei der Darstellung der Figuren wie auch der Wissenschaftsbetriebs als solchem fällt auf, daß der Erzähler auf komische oder satirische Darstellungen völlig verzichtet. Dies kann auch als weiterer Hinweis für die geringe literarische Qualität gewertet werden, zudem kommt die persönliche Betroffenheit und die fehlende Souveränität des Erzählers zum Ausdruck. Es fällt auf, daß er seine Figuren in ihren Nöten ‚ernst‘ nimmt, keinerlei Distanz zu den Protagonisten entwickelt und die Schilderung nicht durch komische oder satirische Äußerungen relativiert.

Mit dem Roman *Heißer Sommer* thematisiert Timm das wissenschaftliche Milieu in einer Weise, die in der Untersuchung der Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus bislang noch nicht vorkam. Erstmals wird das wissenschaftliche Milieu als in sich gespalten beschrieben, wird die Trennung zwischen systemkonformen und systemkritischen Mitgliedern thematisiert. Im Universitätsroman wird diese Spaltung erst später in den Romanen über den ‚deutschen Herbst‘, wie *Follens Erbe* oder *Vom Schweinemat der Zeit*, deutlich. Zudem wird eine Trennung zwischen der übrigen Gesellschaft und dem wissenschaftlichen Milieu markiert, eine Trennung, die die systemkritischen Teile des wissenschaftlichen Milieus aufheben wollen, nicht aber die Arbeiter. Es handelt sich somit um eine Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus, bei der deutlich wird, daß die Mitglieder zwar zu diesem gehören, diese Mitgliedschaft aber selbst in Frage stellen.

### 4.3.2 Die Darstellung der Studentenbewegung

Die Auseinandersetzung mit dem wissenschaftlichen Milieu in Uwe Timms Roman *Heißer Sommer* läßt sich unter drei Stichpunkten zusammenfassen: zum ersten das Erleben des Universitätssystems als repressiv und die Wahrnehmung der Spaltung in systemkonforme und systemkritische Teile, zum zweiten die Frage nach dem Sinn wissenschaftlicher Arbeit und die Auseinandersetzung mit Theorie als solcher und zum dritten die Ablehnung des wissenschaftlichen Milieus und die Hinwendung zu den Arbeitern.

Die Darstellung des von Krause als repressiv erlebten universitären Systems und des Wissenschaftsbetriebs zieht sich durch weite Teile des Romans. Die Darstellung von Zwang und damit einhergehender Angst und Unsicherheit ist kontinuierlich vorhanden. Sowohl an der Universität München als auch an der Hamburger Hochschule macht der Protagonist diese Erfahrung, ihre Darstellung hört erst auf, als er in die Fabrik geht. Der Erzähler listet eine Reihe von Beispielen auf, wie Krauses Erfahrungen, als ein er bestimmtes Hölderin-Referat halten möchte (vgl. 4.3), oder seine Erinnerung an die erste Sitzung eines Seminars. Der empfundene Druck wird vielfach durch die Darstellung des Eintretens eines Professors in den Seminarraum oder Hörsaal illustriert, das als inszenierter Einzug dargestellt wird:

Plötzlich brach das Gemurmel ab, Maier hatte den Seminarraum betreten. Während Maier nach vorn ging, trommelten alle auf die Tische. Hinter Maier gingen mit feierlich ernsten Gesichtern zwei Assistenten. Maier setzte sich und begann über Thomas von Aquin zu reden. Er sagte, was übersteigt das lumen naturale, natürlich das – . Er zeigte mit dem Finger auf Ullrich. Ullrich blickte schnell zur Seite. [...] Maier sagte: Das lumen supra naturale, und fügte hinzu, man müsse sich schon konzentrieren, sonst könne man gleich zu Hause bleiben. (35)

Der Eintritt des Professors in den Seminarraum gemeinsam mit seinen Assistenten erinnert an den Einzug des Priesters zur Messe in die Kirche, eine Assoziation, die der Erzähler durch die Beschreibung der Gesichter der Assistenten als „feierlich“ und „ernst“ nahelegt. Zu diesem Eindruck trägt auch bei, daß beschrieben wird, wie die Assistenten – ähnlich Meßdienern – hinter dem Professor den Raum betreten. Die dargestellte Situation in Hamburg ist der Münchner ähnlich, wenn auch die Studenten hier mit ihren Protesten erreichen, daß der Eintritt

nicht ungestört vonstatten geht:

Renke kam. Er hatte sich zwischen den am Eingang Stehenden hindurchgedrängt. Hinter ihm gingen fünf oder sechs Assistenten und Doktoranden in Anzügen. (113)

Hier ist zu beobachten, daß die Inszenierung nicht mehr so glatt läuft, so muß sich Renke in den Saal „hineindrängen“, die Zahl der ihm folgenden Assistenten ist nicht mehr genau anzugeben. Aber die Bemühung, einen eindrucksvollen Ein- bzw. Auftritt zu inszenieren, ist durchaus noch erkennbar; die Tatsache, daß betont wird, daß alle Assistenten Anzüge tragen, macht deutlich, wie stark sich die Gruppe auf dem Podium von den Studierenden unterscheidet.

Noch ein weiteres Mal wird ein solcher Einzug dargestellt. Mit der Darstellung beginnt ein Kapitel, das komplett aus dem sonst Erzählten herausfällt: Während der gesamte Roman ansonsten im Präteritum erzählt ist, beginnt dieses Kapitel im Präsens:

Er betritt den Seminarraum.  
Sogleich wird es ruhig.  
Während er nach vorne geht, klopfen alle. Hinter ihm geht sein Assistent, hinter dem geht seine wissenschaftliche Hilfskraft. (33)

Neben der generellen Verwendung des Präsens fällt zudem die ebenso durchgängige Verwendung von Pronomen auf: Daß mit „er“ ein Professor gemeint ist, geht aus dem Kontext hervor, genannt wird weder sein Name noch wird explizit sein Rang deutlich gemacht. Dadurch steht „er“, der Professor, stellvertretend für alle Professoren, wird zu ‚dem typischen‘ Professor. Was es mit der befremdlichen, zwischen den übrigen Kapiteln des Romans isoliert stehenden Szene auf sich hat, wird erst im vorletzten Satz klar. Es handelt sich um eine Seminarstunde, die der Protagonist miterlebt: „Der hat sicher Atembeschwerden, denkt Ullrich“ (34) heißt es, als geschildert wird, wie ein Student nach vorne geht, um sein Referat vorzutragen. Erst hier wird klar, daß es sich nicht nur um eine typische Szene in der Universität handelt, sondern um eine vom Protagonisten erlebte Szene. Die höhere Verweiskraft wird mehrfach verdeutlicht: durch die Verwendung des Präsens, das suggeriert, daß dieser Vorgang so immer wieder stattfindet und es sich nicht um ein abgeschlossenes Ereignis handelt; zudem durch die ausschließliche Verwendung von Pronomen, deren Bezug lange nicht eindeutig ist. Auch hier werden wieder die üblichen Bestandteile der Schilderung der Situation in Seminaren oder Vorlesungen aufgenommen – auch hier ist wie-

der der Einzug des Professors mit seinen Assistenten und seiner Hilfskraft beschrieben, wieder erinnert die Darstellung an den Einzug eines Priesters in die Kirche. Die räumliche Einordnung des Hintereinandergehens macht zugleich auch eine hierarchische deutlich, wobei die Darstellung dieser Hierarchie in der zuletzt genannten Szene dadurch verstärkt wird, daß auch unter den Mitarbeitern des Professors eine Rangordnung herrscht: Die wissenschaftliche Hilfskraft geht nicht neben dem Assistenten, sondern auch zwischen diesen beiden wird eine Rangfolge wahrgenommen und eingehalten.

Auch in anderen Romanen, die sich mit dem wissenschaftlichen Milieu während der Studentenbewegung beschäftigen, wird eine vergleichbare Szene gestaltet. Doutiné beschreibt in *Wanke nicht, mein Vaterland* von 1970 den Einzug folgendermaßen:

Kennzeichen, zwei junge, adrettgebürstete Herren, zwei Schritte hinter Hochwürden. Bücher schleppen, Aktentasche tragen, Tür aufreißen, Fenster schließen. [...] Und immer hinterher und nie vorneweg.<sup>325</sup>

Genau wie bei Timm findet sich der Vergleich des professoralen Verhaltens mit dem von Klerikern, hier explizit durch die Bezeichnung „Hochwürden“ deutlich gemacht. Auch hier wird das ‚Hinter-dem-Professor-Gehen‘ der Assistenten betont. Damit ist nicht nur die örtliche Bestimmung, sondern auch eine hierarchische Einordnung gegeben, was daraus hervorgeht, daß die Hilfstätigkeiten der beiden Assistenten betont werden.

Problematisch an der bei Timm dargestellten Szene ist die Tatsache, daß zwar durch die Wiederholung wie auch die die Art der Beschreibung deutlich wird, daß hier Druck und Zwang dargestellt werden sollen, dies aber nicht inhaltlich gefüllt wird. Der Erzähler berichtet zwar, daß der Protagonist unter dem als repressiv empfundenen System leidet, es wird aber nicht nachvollziehbar, da die inhaltliche Darstellung fehlt. Somit bleibt auch unbestimmt, wogegen sich der Protest konkret richtet.

Der als repressiv erlebte universitäre Lehr- und Arbeitsstil trägt für Krause dazu bei, daß ihm der Sinn der wissenschaftlichen Arbeit als solcher und damit auch des eigenen Studiums nicht klar ist. Direkt zu Beginn des Romans muß er in

---

<sup>325</sup> Doutiné, H. (1970): 259.

einem Gespräch mit einem Arbeiter feststellen, daß er den Sinn seines eigenen Tuns nicht schlüssig erklären kann. Er berichtet von einem Referat, und sein Gesprächspartner, ein Drucker, den er in einer Kneipe kennengelernt hat, fragt, wozu „so ein Referat“ gut sei.

Ullrich zögerte, wie meinst du das.  
Was soll das, was kommt dabei raus?  
Ach so, sagte Ullrich, dafür bekommt man einen Schein, den braucht man fürs Examen.  
Und das ist alles?  
Ullrich schlug einen Lokalwechsel vor. (28)

Die Frage des Arbeiters macht Krause bewußt, daß er keine Antwort auf die Frage nach dem Sinn eines Referats geben kann, in seinem Zögern drückt sich seine Verunsicherung, vielleicht auch seine Unkenntnis, aus. Als er meint, daß er mit der einfachen Aussage, man benötige diesen Leistungsnachweis für das Examen, den Fragenden zufriedenstellen kann, reagiert er erleichtert, ignoriert jedoch die darauf folgende Frage „und das ist alles?“ völlig. Der abrupte Vorschlag, das Lokal zu wechseln, macht deutlich, daß ihm bewußt ist, daß die genannte nicht die eigentliche Begründung für ein Referat sein kann, zugleich weiß er aber auch, daß er nicht in der Lage ist, eine ihn selbst überzeugende Antwort zu geben.

Die Frage nach dem Sinn von (geisteswissenschaftlicher) Arbeit stellt sich ebenso deutlich in einer Szene, in der die Störung einer Vorlesung durch Studenten des SDS geschildert wird. Schon vor Beginn der eigentlichen Veranstaltung hält Conny, einer der Führer des SDS, eine Ansprache, in der er unter anderem sagt:

So sind unsere Magnifizenzen und Spektabilitäten bislang auch nur selten mit kritischen Fragen konfrontiert worden. Wir haben uns oft selbst nicht einmal diese Fragen gestellt. Die Frage, für wen man forscht, wer lehrt und vor allem, was man lernt. Diese Fragen werden dann auch als unwissenschaftlich diffamiert. (111)

Für Conny ist die Frage nach dem Sinn der Wissenschaft die entscheidende, er kann und will die wissenschaftliche Arbeit nicht als Selbstzweck sehen, hat aber keine andere – ihn befriedigende – Antwort. Zugleich wird hier Connys Unwissenheit und die Distanz der Studenten zu den Professoren durch die Verwendung der Ehrentitel „Magnifizenzen“ und „Spektabilitäten“ deutlich: Auch wenn diese Bezeichnungen an Universitäten üblich sind, so werden sie hier distanzierend eingesetzt. Dies signalisiert das Possessivpronomen „unsere“, das eigentlich nur bei mindestens gleichgestellten Personen, bzw. bei solchen, mit denen

man in einem engeren Kontakt steht, verwendet wird und die Verwendung des fehlerhaften Plurals „Magnifizenzen“. Da es an einer Universität nur einen Rektor gibt, dem diese Anrede zusteht, wirkt die Pluralverwendung hier komisch. Daß sie nicht als ehrerbietige Bezeichnung gemeint ist, geht auch daraus hervor, daß die Personen zwar so bezeichnet, nicht aber so behandelt werden.

Die Fragen nach dem Sinn von Wissenschaft werden zwar aufgeworfen, aber nicht beantwortet. Weder wird eine Antwort der Professoren als Vertreter der herkömmlichen Wissenschaft genannt, noch eine neue Antwort auf Seiten der protestierenden Studenten gesucht. Conny geht vielmehr über zu den Klassengegensätzen, die seiner Meinung nach aus der Weigerung der Professoren, die gestellten Fragen zu diskutieren, deutlich werden.

Lassen wir beizeiten die Tabus auffliegen, mit denen sie, die Herrschenden in diesem Land, ihre Herrschaft in unserem Bewußtsein wie mit einem Minengürtel abgesichert haben. Sprechen wir über die Klassegegesätze in unserer formierten Gesellschaft, decken wir die Formen der Ausbeutung in unserem Land auf. (111)

Die Überleitung von der Frage nach dem Sinn von Wissenschaft zu dem Herrschaftssystem geschieht hier weder vermittelt noch in einer logischen Reihe. Es wird vielmehr direkt vom einen auf das andere übersprungen, wobei dieser Sprung durch die Verwendung des Personalpronomens „sie“ besonders deutlich wird. Zunächst sind mit „sie“ die Professoren gemeint, der letzte Satz dieses Teils der Rede lautet: „Solche Fragen nehmen unsere Spektabilitäten schon revolutionär und sodann sehen sie rot.“ (111) Der nächste Satz enthält dieses Personalpronomen nicht, und direkt im übernächsten Satz steht das „sie“ als Personalpronomen für „die Herrschenden“: „Lassen wir die Tabus auffliegen, mit denen sie, die Herrschenden [...]“. Dadurch, daß die Erläuterung, wer mit „sie“ gemeint ist, erst nach dem Pronomen folgt, bezieht man es zunächst auf die davor erwähnten „Spektabilitäten“. So wird auch eine Gleichsetzung von Professoren und Herrschenden nahegelegt. Mit diesem Übergang von Fragen der Wissenschaft zu solchen der Gesellschaft beendet Conny seine Stellungnahme zur Wissenschaft. Diese bleibt, wie viele Aussagen von Figuren des Romans, diffus. Zugleich fällt auf, daß der Erzähler zwar sehr detailliert Connys Ausführungen darstellt, die Position der Professoren bleibt aber unerwähnt, die Kritisierten kommen nicht zu Wort.

Obwohl die pauschale Ablehnung der herkömmlichen Wissenschaft ausführlich dargestellt wird, fehlt doch jegliche Auseinandersetzung mit den Inhalten. Vielmehr wird komplett alles Herkömmliche abgelehnt, was etwa in Aussagen wie, eine Seminararbeit sei etwas „für die Überfleißigen, die immer noch in den Bibliotheken hocken und Papa Goethe lesen“ (145), zum Ausdruck kommt. Im Verlauf des Romans wird die Literatur als Objekt der Wissenschaft für Krause immer abwegiger:

Umgang mit und Interesse an Literatur werden ihm [Krause] zum Erkennungszeichen einer falschen bzw. richtigen Gesinnung und abgestempelt werden auf diese Weise jene Personen, die sich noch oder schon immer mit Literatur abgeben [sic!].<sup>326</sup>

Einen einzigen Versuch, eine wissenschaftliche Arbeit, die die eigenen Ansprüche erfüllt, zu verfassen unternimmt Krause, als er eine Arbeit über die Arbeiterliteratur der zwanziger Jahre schreibt. Einem anderen Mitglied des SDS erklärt er:

Das soll endlich mal was werden, hinter dem ich endlich mal stehe. Etwas, was auch für andere wichtig ist. [...] So eine Arbeit muß uns doch verändern. [...] Es fehlt nur noch der Schluß. Da muß rauskommen, was man mit Büchern anfangen kann. Zum Beispiel, was können wir heute mit einem Roman wie *Brennende Ruhr* anfangen. (214)

Auch diese Arbeit schreibt er nicht zu Ende, kann den eigenen Ansprüche nicht genügen.

An die Stelle der traditionellen wissenschaftlichen Arbeit tritt bei den Studenten eine stark emotionale Herangehensweise an philosophische und soziologische Theorien. Im dritten Kapitel des zweiten Teils wird Krauses Empfinden gegenüber der ‚neuen‘ Art des Umgangs miteinander und mit Wissenschaft beschrieben, die er bei den Studenten des SDS kennenlernt:

Sie konnten unglaublich ernst und konzentriert miteinander diskutieren und im nächsten Moment wie die Kinder herumalbern, um dann sogleich wieder genauso ernst wie vorher weiterzudiskutieren. Beides gehörte zusammen, das löste sich nicht ab, wie Ullrich zunächst gedacht hatte, sondern das eine ging aus dem anderen hervor. (130)

Eingeblendet in dieses Kapitel, in dem Ullrich über den Umgang nachdenkt und sich an einige Szenen erinnert, sind Aussagen Marcuses und Zitate aus dem „Kursbuch 9“ *Vermutungen über die Revolution*. Sie erscheinen wie Kommentare zu den geschilderten Aussagen bzw. Beschreibungen von Gefühlen. Diese sind

---

<sup>326</sup> Prinz, A. (1990): 190. Vgl. dazu auch den Aufsatz von J. Bopp, *Geliebt und doch gehaßt, Studentenbewegung und Theorie* (1984).

inhaltlich immer an die Gedanken Krauses gekoppelt, wobei diese Koppelung willkürlich ist und recht vereinfachend erscheint. So schließt an einen Absatz, in dem Krause voller Genuß in einer Kneipe eine Frikadelle ißt und dabei mit Conny über die Leistungsfixierung an den Universitäten spricht, eine Aussage Marcuses an über den „gefährlichen Klang“, den der Glücksanspruch in einer Ordnung, die den meisten Mühe, Mangel und Not bringe, habe (129). Ein Abschnitt, in dem Krause die Konkurrenz zwischen ihm und einem Kommilitonen beschreibt, wird kommentierend begleitet von der Aussage Marcuses, sozialer Wandel setze ein vitales Bedürfnis nach diesem voraus (vgl. 131). In dieser theoretischen Arbeit, so legt der Erzähler durch die Zitate nahe, können die Studenten ihre eigenen Positionen wiedererkennen bzw. daraus herleiten. Jedoch erscheint diese Beschäftigung mit dem soziologischen Text wenig reflektiert, sondern vielmehr aus dem Zusammenhang gerissen. Vorgeführt wird ein Umgang mit wissenschaftlichen Texten, der nichts mit Wissenschaft zu tun hat, sondern durch die Verwendung von einzelnen, aus dem Zusammenhang gerissenen Teilen, durchschnittlichen Gemütszuständen eine vorgebliche theoretische Fundierung verleiht. Deutlich wird hier die Ambivalenz, die das Verhältnis der Studenten zu wissenschaftlichen Theorien im allgemeinen prägt: Die Studenten erleben die traditionelle Theoriearbeit als systemstabilisierend, befürchten, daß durch die Analyse die bestehenden Verhältnisse als naturgegeben dargestellt werden. Auf der anderen Seite erkennen sie an, daß es die marxistische Theorie ist, die die Mittel zur Verfügung stellt, um das Wesen des Kapitalismus zu erkennen.<sup>327</sup>

Auch in anderen Romanen über die Studentenbewegung wird die Frage nach dem Sinn von Wissenschaft aufgeworfen und der Ausweg, den die Studenten wählen, dargestellt. Die Lösung liegt in der engen Verzahnung der Arbeit an theoretischen, zumeist soziologischen, manchmal auch philosophischen Texten und der daraus – vermeintlich – resultierenden neuen Form des Umgangs miteinander. Immer wieder wird in den Romanen das Gefühl eines „qualitativen Sprungs“ durch die neue Art des Umgangs miteinander thematisiert. So wie Krause in Timms Roman das beständige Umschwenken von Spaß und Ernst, das auseinander hervorgeht, lobt, so meint auch ein Student in Jaeggis *Brandeis* von 1978: „Und dann plötzlich die Osterdemonstrationen, die ganze Aktivität: es war eine

---

<sup>327</sup> Vgl. dazu auch Prinz, A. (1990): 33ff.

Befreiung.<sup>328</sup> Bei Lang wird gar von der „kollektiven Nestwärme“ gesprochen. Auch Vesper erwähnt in dem autobiographischen Romanessay *Die Reise* von 1977 dieses Thema<sup>329</sup>, wie auch Viebahn 1973 in *Das Haus Che*<sup>330</sup>.

Typisch für die Romane der Zeit ist nicht zuletzt auch die Darstellung der studentischen Bemühungen, Kontakt mit den Arbeitern aufzunehmen – und die Darstellung des Scheiterns dieses Versuches. So wie Krause in die Fabrik geht, dort die Nähe zum Arbeitermilieu sucht und feststellen muß, daß es trotz seiner Anstrengungen noch feste Grenzen zwischen den Milieus gibt, so stellt auch eine Arbeiterin in *Brandeis* fest:

Natürlich gibt es Studenten, die gehen in einen Betrieb und sind am Arbeiten, machen irgend so eine Aspirantenstellen oder verdienen Geld und meinen, weil sie Studenten sind, schon was Besseres zu sein. Sie arbeiten wie wir, ja aber sie denken andere Dinge als wir ... Sie meinen vielleicht sogar manchmal das gleiche, aber es hilft nichts, nicht, solange sie nicht in unserer Situation stehen, hoffnungslos, ohne mögliche Ausflüchte, drin bis auf die Knochen, ohne Ausweg.<sup>331</sup>

Vergleichbar ist auch die Darstellung der Situation bei Henisch:

Sie [die Studenten] waren vor den Fabrikstoren gestanden und hatten Flugblätter verteilt, aber die Gesichter der Arbeiter waren verschlossen geblieben, morgens wie abends, und wenn man sie überhaupt beachtete, dann hatte man sie aufgefordert, erstens zu verschwinden, zweitens zum Frisör zu gehn und drittens einmal richtig zu arbeiten.<sup>332</sup>

Die Romane selbst stellen die Ablehnung der Studenten durch die Arbeiter zu- meist nur fest, nur selten machen sich die Figuren Gedanken über die Begründung. Die Tatsache, daß es festgestellt wird, deutet darauf hin, daß die Erzähler die Naivität mancher Versuche bewußt machen wollen, explizit wird dies aber nie dargestellt oder benannt. Diese expliziten Darstellungen finden sich lediglich in nicht-fiktionalen Texten, wie etwa bei Michael Schneider, der konstatiert, daß die Arbeiter das Gefühl gehabt hätten, „vom Regen in die Traufe zu kommen“, wenn sie nach acht organisierten und disziplinierenden Stunden in der Fabrik nach Feierabend von den Intellektuellen „diszipliniert und organisiert“ würden<sup>333</sup>.

---

<sup>328</sup> Jaeggi, U. (1978): 44.

<sup>329</sup> Vesper, B. (1977): 164

<sup>330</sup> Vierbahn, F. (1973): 10.

<sup>331</sup> Jaeggi, U. (1978): 73.

<sup>332</sup> Henisch, P. (1978): 201.

<sup>333</sup> Schneider, M. (1975): 60.

Neben diesen typischen Themen von Romanen, die die Zeit der Studentenbewegung behandeln, sind auch formale und erzähltechnische Übereinstimmungen zu beobachten. Literarisch sind die meisten Romane schwach und stellen anspruchslos eine Geschichte dar. Die fehlende Qualität wird unter anderem dadurch verursacht, daß herkömmliche Formen ungebrochen übernommen und traditionelle Erzählweisen zum ‚Transport‘ neuer Inhalte genutzt werden. Es wird deutlich, daß kein neues erzählerisches Konzept geschaffen wird, daß die sprachliche Gestaltung der Texte nur in zweiter Linie interessiert.<sup>334</sup> Der fehlende ästhetische Wert der Romane wird vielfach konstatiert, so beklagt Reich-Ranicki, die „radikale Politisierung der Literatur“ habe nicht „die Politik verändert, sondern die deutsche Literatur ruiniert“<sup>335</sup>. Lützeler relativiert diese „Katastrophenmeldung“, stellt aber dennoch fest,

daß in den Romanen der Studentenbewegung künstlerisch keine neuen Wege beschritten wurden. Man imitierte die alten Muster des Entwicklungsromans, der Bekenntnisschrift, des Tagebuchs und die Autobiographie. Sprachlich und gestalterisch sind die meisten Bücher von einer Anspruchslosigkeit, die nicht ahnen läßt, daß ihre Verfasser durchweg Literaturstudenten waren.<sup>336</sup>

Auch darin ist Uwe Timms Roman also typisch für seine Zeit und sein Thema.

Selbstthematization Texte über das wissenschaftliche Milieu, die sich mit der Studentenbewegung beschäftigen, fügen dem Bild des wissenschaftlichen Milieus eine neue Facette hinzu, die in dieser Form bislang noch nicht zu beobachten war: Im Mittelpunkt der Texte stehen zumeist Studenten, die sich mit der Universität als Stellvertreterin für das als repressiv empfundene Gesellschaftssystem auseinandersetzen; die dargestellten und von den Studenten oft bekämpften Professoren repräsentieren die Vätergeneration<sup>337</sup>. Deutlich wird dies darin, daß die Strukturen der Universität nicht beschrieben werden, wissenschaftliche Inhalte oder typische Verhaltensweisen kaum vorkommen. Das alltägliche Leben an einer Hochschule findet in diesen Texten nicht statt. Das bedeutet, daß die Leser

---

<sup>334</sup> Zur literarischen Qualität und sprachlichen Gestaltung der Romane der Studentenbewegung vgl. Lüdke, M. (1979) und Lüdke, M. (1977). Auch Jacobs, J. und Krause, M. (1989) gehen kurz auf die Texte ein.

<sup>335</sup> Reich-Ranicki, M. (1979): 21.

<sup>336</sup> Lützeler, P.M. (1980): 130.

<sup>337</sup> Lützeler weist darauf hin, daß die Professoren grosso modo als Repräsentanten der Vätergeneration, die „als Handlanger, Mitläufer oder Dulder des Hitlerismus angeklagt wurden“, betrachtet wurden. Lützeler, P.M. (1980): 117.

Kritik an etwas wahrnehmen, ohne die Begründung dafür zu erfahren. Denn den in vielen Texten als beispielhaft dargestellten Einzügen der Professoren in die Hörsäle fehlt die Verweiskraft, es wird zwar behauptet, daß sie repräsentativ sind, es wird aber nicht im Text deutlich gemacht. Die Texte sind somit insofern voraussetzungsvoll, als die Erzähler erwarten, daß die Leser um die Mißstände wissen und diese nicht schildern, sondern nur die Aktionen dagegen. Ob und inwiefern die Universität dabei die Gesellschaft spiegelt, wird in den Romanen nicht deutlich markiert. Die Proteste werden innerhalb des Textes nicht begründet, für die Erklärung muß auf die außerliterarische Realität zurückgegriffen werden. Dargestellt wird der Kampf eines Teiles des Milieus gegen dasselbe, wobei zugleich ein moralischer Anspruch erhoben wird. Dieser wird in der fehlenden Ironie und Komik der Texte deutlich, sowohl die Kämpfe der Studenten wie auch die Reaktionen der Professoren werden ausschließlich ernsthaft dargestellt. Damit unterscheidet sich die Reaktion deutscher Autoren auf die Studentenbewegung signifikant von der englischer und amerikanischer, die „mit den traditionellen literarischen Mitteln der Verunsicherten und in die Defensive Gedrängten [reagierten]: mit Komik, Ironie und Satire.“<sup>338</sup> Das hängt damit zusammen, daß die Autoren der deutschen Romane über die Studentenbewegung die Zeit nicht als Professoren, sondern als Studenten oder Doktoranden erlebt haben: Sie sind nicht die Verunsicherten, die sich wehren müssen, sie sind – auch noch als Autoren – die Angreifenden. Daß sie ohne jede Selbstironie ihre Positionen vertreten und sich um keinerlei Objektivierung bemühen, macht ihre Texte extrem zeitgebunden und für die Leser auch nur zwanzig Jahre später eher uninteressant.

#### 4.4 ... in autobiographisch-erzählenden Texten

Neben Romanen und Erzählungen, in denen die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus dieses in fiktionalisierter Form darstellen und Gelehrtenautobiographien, in denen Wissenschaftler ihren Lebensweg schildern, liegen in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts auch Texte vor, in denen ein Autor seine Erfahrungen im wissenschaftlichen Milieu thematisiert, ohne sich als Individuum in den Mittelpunkt des Geschehens zu stellen und retrospektiv zu berich-

---

<sup>338</sup> Weiss, W. (1994): 155.

ten. Insofern handelt es sich weder um autobiographische noch um rein fiktional erzählende Texte<sup>339</sup>. Um deutlich zu machen, daß die hier interessierenden Texte autobiographische wie auch fiktional erzählende Anteile habe, wird von autobiographisch-erzählenden Texten gesprochen<sup>340</sup>.

Im Mittelpunkt der folgenden Untersuchung stehen zwei Fragen: Was erzählen die Autoren vom Leben im wissenschaftlichen Milieu, welche Selektionen nehmen sie vor und inwiefern weisen die autobiographisch-erzählende Texte Übereinstimmungen mit fiktionalen Erzähltexten auf?

Auch hier gilt wieder, daß das Textkorpus schmal ist, ich nicht viele autobiographisch-erzählende Texte nachweisen kann. Dennoch sollen diese Texte in einem eigenen Kapitel behandelt werden, da sie insofern einen interessanten Beitrag zur Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus leisten, als sie offener und konkreter als reine fiktionale Erzähltexte ihre Verhaftung in der Realität deutlich machen.

#### **4.4.1 Gisa Funck: *Echt fertig!***

Gisa Funck beschreibt in ihrem 2000 erschienenen „Tagebuch einer Examenkandidatin“ (so der Untertitel) *Echt fertig!* neun Monate im Leben der Ich-Erzählerin, von der Suche nach einem Thema für die Examensarbeit bis zur letzten mündlichen Prüfung<sup>341</sup>.

Das Tagebuch enthält insgesamt 37 Einträge, deren Längen zwischen zwei und fünf Seiten variieren. Die Einträge sind unregelmäßig vorgenommen, der kürzes-

---

<sup>339</sup> Autobiographie wird hier im Sinne Lehmanns verstanden als, „eine Textart, durch die ihr Autor in der Vergangenheit erfahrene innere und äußere Erlebnisse sowie selbst vollzogene Handlungen in einer das Ganze zusammenfassenden Schreibsituation sprachlich in narrativer Form so artikuliert, daß er sich handelnd in ein bestimmtes Verhältnis zur Umwelt setzt.“ (Lehmann, J. (1988): 36). D.h., daß die Entwicklung des Individuums im Mittelpunkt steht, und eben dies trifft auf die hier zu untersuchenden Texte nicht zu. Wie solche Texte erzähltheoretisch einzuordnen sind, kann hier nicht untersucht werden. Ziel dieser Arbeit ist die Untersuchung der Darstellung des wissenschaftlichen Milieus durch seine Angehörigen, die Frage, was sie darstellen und wie sie dies tun. Zur theoretischen Klärung von fiktionalem Gehalt und autobiographischem Anteil solcher Texte sei auf die einschlägige Literatur verwiesen. Vgl. zur Autobiographie Lehmann, J. (1988), Holdenried, M. (2000) und Wagner- Egelhaaf, M. (2000), zur Fiktion z.B. Iser, W. (1983).

<sup>340</sup> Reine Gelehrtenautobiographien werden hier nicht untersucht, da es sich bei diesen nicht um fiktionale Erzähltexte handelt und sie so keine Beitrag zur literarischen Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus leisten.

<sup>341</sup> Die Seitenzahlen beziehen sich auf die Ausgabe von 2000.

te Abstand beträgt einen Tag (7.12. und 8.12.) der längste 14 Tage (5.5. und 29.5.). Im Durchschnitt wird alle fünf Tage eine Eintragung vorgenommen.

Alle Eintragungen sind mit Wochentag und Datum gekennzeichnet, wobei nur beim ersten Eintrag auch eine Jahreszahl genannt wird („Montag, 31. August '98“), danach werden nur noch Wochentag, Tag und Monat angegeben. Am Sonntag, 20. 12. wird in Klammern die Angabe „4. Advent“ (79) hinzugesetzt. Mit diesen genauen Angaben ist die zeitliche Einordnung des Geschehens möglich und wird überprüfbar. So wird markiert, daß der Text einen starken Bezug zur Wirklichkeit hat. Der Zeitbezug wird z.B. auch darin deutlich, daß zu der dargestellten Zeit aktuelle Kinofilme erwähnt „Ich war mit Inka verabredet. Fürs Kino. (Benigni: ‚Das Leben ist schön.‘)“ (81), Politiker wie Klaus von Trotha oder Peter Radunski genannt werden. Auch die Bundestagswahl im Herbst 1998 und der daraus resultierende Regierungswechsel werden erwähnt (30). Neben der zeitlichen ist auch die räumliche Bestimmung eindeutig, die Tagebuchschreiberin lebt in Köln: „In Köln begegnet man sich andauernd“ (17) und studiert an der dortigen Universität. Die Namen der dargestellten Professoren stimmen allerdings nicht mit denen der Germanistikprofessoren der Kölner Universität überein, auch eine einfache Verfremdung ist nicht zu erkennen.

*Echt fertig!* ist ein Tagebuch, das heißt, daß ausschließlich aus der Perspektive der Ich-Erzählerin und Protagonistin Gisa Funck erzählt wird. Daß die Hauptfigur den gleichen Namen wie die Autorin trägt, wird erst in der Mitte des Tagebuchs deutlich, zunächst wenn sie einen Kommilitonen zitiert: „Ich muss, Gisa, ich muss!“ (61). Später wird auch der Nachname der Ich-Erzählerin genannt, als ein Professor sie nach ihrem Namen fragt und sie „Funck. Wie Rundfunk. Nur mit adeligem <c>“ (127) antwortet. Bedingt durch die Erzählsituation liegt die Innensicht ausschließlich auf Gisa, ihre Gefühle, Gedanken und Empfindungen lernt der Leser kennen. Alle anderen Figuren werden aus ihrem Blickwinkel dargestellt, Gespräche meist in Zusammenfassungen mit wenigen wörtliche Zitaten wiedergegeben. Auch die verwendete Sprache suggeriert zum Teil, daß es sich nicht um einen für Leser bestimmten Text handelt. So finden sich auffallend viele Ellipsen, bei denen das Subjekt „ich“ weggelassen wird. Für das Verständnis ist das Subjekt nicht zwingend nötig, da es sich immer aus dem Kontext ergibt: „Habe wieder den ganzen Tag die Bibliothekskataloge durchforstet“ (7), oder: „War nach drei Tagen Dauerlesen zum ersten Mal draußen (23)“. Zugleich wird

so der Eindruck von Eile, von „Atemlosigkeit“ erzeugt, als würde sich die Erzählerin immer wieder zwischendurch Zeit nehmen, schnell einige Gedanken zu notieren. Dem widersprechen allerdings die oft recht langen Gedankengänge, die sich über mehrere Abschnitte ziehen. Daß das Tagebuch, obwohl im ‚klassischen‘ Tagebuchstil verfaßt, an Adressaten gerichtet ist, ist daran erkennbar, daß Informationen über die Erzählerin, über ihre Familie und Freunde in Analepten gegeben werden. Auch die Wahl ihres Studienfaches, die entsetzte Reaktion ihrer Eltern, „‘Mach lieber was Handfestes!’ beschwor mich Mom. ‚Jura zum Beispiel oder Informatik, da werden junge Leute gesucht!‘“ (9), wird in Rückblenden berichtet. Daneben machen kurze erklärende Einschübe deutlich, daß es sich um einen adressatenbezogenen Text handelt: „Konrad hat zwar nur Jura studiert [...]“ (7). Da es sich bei dem erwähnten Konrad um den Freund der Erzählerin handelt, wäre eine solche Notiz in einem Tagebuch unnötig, ebenso wie die Erklärung, daß es sich bei Peter Radunsiki und Klaus Trotha um „die beiden Wissenschaftsminister aus Baden-Württemberg und Berlin“ (13) handelt, oder daß Gisas Freundin Cora „Germanistik im vierzehnten Semester“ (26) studiert. Der Tagebuchcharakter wird allerdings dadurch betont, daß alle Figuren mit Vornamen genannt werden und die Erklärungen, wer wer ist, zum Teil erst einige Seiten nach der ersten Erwähnung zu finden sind. So wird der Eindruck vermieden, daß diese Erklärungen notwendig für das Verständnis des Lesers sind, die Fiktion des Tagebuchs weitgehend aufrechterhalten.

*Echt fertig!* wurde in Auszügen zunächst in der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlicht.<sup>342</sup> Im Vergleich mit der hier analysierten Buchausgabe sind die Auszüge deutlich gekürzt und die Namens der Figuren<sup>343</sup> wie auch einige andere Angaben verändert.<sup>344</sup> Zudem ist die dargestellte Zeit kürzer, es wird ausschließlich die Phase, in der die Examensarbeit verfaßt wird, dargestellt, nicht das komplette Examen wie im Buch. Zudem fehlen hier die Beschreibungen von den Aktivitäten außerhalb der Arbeit an der Staatsarbeit, d.h. die Erzählerin ist hier, anders als in der Buchausgabe, kein ‚runder‘ Charakter. Die Veröffentlichungen in der *Süd-*

---

<sup>342</sup> Vom 29. September 1998 bis zum 20. April 1999 wurden insgesamt 30 Teile des „Tagebuchs eines Staatsexamens“ veröffentlicht, jeweils wöchentlich auf der Hochschulseite.

<sup>343</sup> Die Freundin Betty heißt in dem Zeitungsartikel Anja, Cora ist Clara, Thorsten ist Michael.

<sup>344</sup> So ist der im Buch beschriebene Spanienurlaub des Freundes (31) in der Zeitungsveröffentlichung ein sechswöchiges Praktikum (3.11.98), von einem anderen wird berichtet, er habe sein Abitur in Berlin gemacht (27.10.98), während im Buch von Bremen (38) die Rede ist.

*deutschen Zeitung* stießen auf eine große Resonanz und wurden von den Lesern vielfach kommentiert.<sup>345</sup>

Im Mittelpunkt der Darstellung steht das Verfassen der Examensarbeit, die Schilderungen des Lernens und vor allem die Erfahrungen mit der Bürokratie der Universität. Trotzdem ist zu beobachten, daß es nicht ausschließlich um die Darstellung des wissenschaftlichen Milieus geht, denn neben den erwähnten Themen finden sich auch Überlegungen zum Sport, zum Verhalten von Teenagern in der Disco (32) oder zu den Veränderungen in der Gestaltung der Wetterberichte im Fernsehen (50). Indem sie solche Überlegungen notiert, gelingt es der Erzählerin, ein umfassendes Bild zu zeichnen, sich nicht ausschließlich als Examenkandidatin darzustellen. Eingestreute Berichte über Freundschaften oder Reflexionen über die Zeitgeschichte lassen ein vielschichtiges Portrait der Ich-Erzählerin entstehen. Sie bleibt kein bloßer Typus der Studentin im Examen, auch wenn das Typische an ihrer Erfahrung im Examen eindeutig im Vordergrund steht. Dies wird vor allem daran deutlich, daß einige dargestellte Kommilitonen die gleichen Erfahrungen machen.

Bei der Darstellung des wissenschaftlichen Milieus sind drei Themenkreise auszumachen: Die Schilderung der bürokratischen Schwierigkeiten bei der Anmeldung zum Examen, die Darstellung der Professoren und die Schilderung der aus der Examenssituation resultierenden emotionalen und psychischen Veränderungen der Protagonistin.

Die Schilderung der Schwierigkeiten mit den bürokratischen Anforderungen des Prüfungsamts, das andere als die an der Universität vermittelten Inhalte verlangt, zieht sich durch das gesamte Tagebuch. So heißt es beim Eintrag vom 11. September:

---

<sup>345</sup> Diese Diskussion wurde hauptsächlich im Internet geführt. Ein großer Teil der Diskutierenden stimmte den dargestellten Erfahrungen Funcks zu und bot der Redaktion der Hochschuleseite der *Süddeutschen Zeitung* vielfach eigene Artikel zum Thema an. Daß die Erfahrungen als authentisch gelesen wurden, zeigt sich nicht zuletzt an der Zuschrift des Leiters eines Staatlichen Prüfungsamtes einer nordrhein-westfälischen Universität, der der Autorin zustimmte und sie zu einem persönlichen Gespräch einlud. Ein veröffentlichtes Beispiel für die engagierte Rezeption ist der Artikel von Andreas Bernard (selbst Angehöriger der Münchner Universität). Sein Artikel ist eine aggressive Auseinandersetzung mit dem Tagebuch, von dem er gleich zweimal erklärt, es handele sich um eine „Aneinanderreihung holzschnittartiger Klischees“ und bedauert, daß „wirklich kein einziges Klischee aus dem Studentenleben ausgelassen worden“ sei. Die persönliche Betroffenheit des Rezensenten geht soweit, daß er die Autorin persönlich anspricht: „Mensch, Gisa, hat dich doch keiner gezwungen, diese unverständlichen dicken Suhrkamp-Wissenschaft-Bände zu lesen [...]“ (Bernard, A. in: *Jetzt*, 24.4.00:19).

Denn wenn die beiden Wissenschaftsminister aus Baden-Württemberg und Berlin Herrn Schäfer vom Prüfungsamt kennen würden, dann würden sie wissen, dass die Planung der ersten Mondlandung gegen eine Anmeldung zum Ersten Staatsexamen ein Klacks gewesen sein muss. (13)

Die allgemeinen Äußerungen über die bürokratischen Hemmnisse beim Examen werden im Text durch eine Vielzahl von Beispielen belegt, etwa durch die Schilderung, daß für die Anmeldung zum Examen „mindestens zwei Prüfungsthemen“ aus dem Bereich der Didaktik gewählt werden müssen, aber „[m]ir jedenfalls [...] in fünf Jahren Studium kein Didaktikkurs begegnet [ist]“ (16), oder durch den Bericht eines Freundes, dessen Latinum nicht anerkannt wird:

Er hat sein Latinum in Bremen gemacht. Das wird in Köln nicht anerkannt. ‚Warum hat mir das keiner vorher gesagt?‘, fragte Thorsten. Ganz ruhig. ‚Wir antworten nur auf Fragen, die uns gestellt werden,‘ entgegnete Herr Schäfer. (38)

Die Forderungen des Prüfungsamts werden nicht nur als sinnlos und willkürlich dargestellt, es wird zugleich gezeigt, daß die Überwachung ihrer Einhaltung auf Grund fehlender fachlicher Kenntnisse der Mitarbeiter nicht gegeben ist:

Der [Beamte des Prüfungsamts] ist zum Glück aller Geisteswissenschaftler examiniertes Chemiker. Darum sah Herr Schäfer auch bei mir keine thematischen Überschneidungen zwischen *Lessing* und *Aufklärung*. Zwischen *Weimarer Republik* und *Präsidentenkabinette*. Zwischen *Bertolt B.* und *Brecht*. (38)

So wird die Sinnlosigkeit der Vorschriften doppelt vorgeführt: erstens durch die Darstellung von schikanös wirkenden Vorschriften, zweitens durch die Beschreibung fehlender Kontrolle bei der Erfüllung.

Der zweite Themenkreis beschreibt die Professoren der Universität. Die Darstellung erfolgt auf zweierlei Weisen, durch Aussagen der Ich-Erzählerin über deutsche Professoren im allgemeinen, wie auch durch die Beschreibung der Professoren der Kölner Universität. Die allgemeinen Aussagen über deutsche Professoren sind in sich noch einmal zu differenzieren: Sie werden zum einen in genereller Form gemacht, zum anderen werden ausländische Professoren zum Vergleich herangezogen. Dargestellt wird immer wieder die fehlende Kommunikation zwischen den Professoren und den Studenten, die aus dem Selbstverständnis der Professoren als Wissenschaftler entsteht:

Denn die hiesigen Professoren wollen in erster Linie eines: große Wissenschaftler sein. Etwas Neues zu erforschen besitzt in einer führenden Industrienation wie Deutschland von jeher ein Renommee. Jemandem etwas beizubringen gilt hingegen als minderwertige Pflichtübung. (104f.)

Daraus entsteht „die Aphasie zwischen Professor und Student“, die die Erzählerin als „integrativen Bestandteil des deutschen Bildungssystems“ (104) bezeichnet. Auch bei den Vergleichen der deutschen mit ausländischen Professoren kommt der Vorwurf, deutsche Professoren hätten kein Interesse an der Vermittlung des Wissens, zum Ausdruck. Dabei wird immer so vorgegangen, daß der Masse der deutschen Professoren einzelne ausländische Repräsentanten gegenübergestellt werden:

Habe danach bis zum Morgengrauen Terry Eagletons *Einführung in die Literaturtheorie* durchgelesen. Zum Segen für die Wissenschaft begreifen zumindest die englischen Forscher (im Gegensatz zu den deutschen und französischen), es als ihre Aufgabe, einem etwas zu erklären. (44)

Oder:

Der [Umberto Eco] hat einen wohlthuend fremdwortfreien Ratgeber zum Examen geschrieben, mit dem Titel: *Wie man eine wissenschaftliche Abschlussarbeit schreibt*. Ein Titel, den sicher kein deutscher Professor gewählt hätte. (106)

Werden einzelne Professoren der Kölner Universität erwähnt, so zeigen die Darstellungen allerdings Unterschiede zu den allgemeinen Beobachtungen. Die ihnen zugeschriebenen Charakterzüge sind zwar ähnlich negativ, beziehen sich aber nicht auf den Unwillen zur Lehre. Somit dienen die Beschreibungen der einzelner Professoren nicht dazu, die generellen Aussage zu exemplifizieren, sondern fügen dem Bild ‚vom Professor im allgemeinen‘ vielmehr noch eine weitere Dimension hinzu. So wird Professor Brumbach, der Betreuer Gisas, erwähnt, der „penetrant von Glaser [spricht], wenn er über meinen Examensautor Friedrich Glauser redet“ (43), Professor Meyer, der

unbegreifliche Parallelen zwischen Glasers Krimis und seinen jugendlichen APO-Aktivitäten 1968 in Berlin [sieht] (12);

oder Professor Fleckstein, der „hinter der angeblich ‚dekonstruktivistischen Erzählstruktur ein ‚frühes Kindheitstrauma‘ vermutet.“ (12)

Die Professoren erscheinen so als thematisch auf die eigenen Interessen fixiert, nehmen die Studentin mit ihren Interessen und Problemen kaum wahr. Obwohl betont wird, daß sie sich ausschließlich für die Forschung interessieren, werden ihre wissenschaftlichen Arbeiten kaum erwähnt, wie überhaupt die Darstellung von Forschung keine Rolle spielt<sup>346</sup>. Die Professoren bleiben in *Echt fertig!* ty-

<sup>346</sup> Daß es nicht die wissenschaftliche Arbeit ist, die die Erzählerin als entscheidend an der Universität erlebt, geht auch daraus hervor, daß die Anregung für ihre Examensarbeit über Glauser aus der Zeitung stammt: „Im Kölner Stadtanzeiger stieß ich auf Friedrich Glauser.“ (11)

penhaft, sie sind nicht als eigene Charaktere geschildert. Das unterscheidet sie zum Beispiel von den geschilderten Freunden Gisas oder ihren Eltern, die alle mit persönlichen Zügen ausgestattet werden. Darin kommt, ebenso wie in der häufigen Beschreibung des deutschen Professors im allgemeinen, zum Ausdruck, daß es nicht um die Schilderung (oder gar die Abrechnung) mit einzelnen geht, sondern hier vielmehr Schwächen der Institution Universität aufgezeigt werden sollen. Und diese Schwächen liegen, so die Diagnose der Erzählerin, in den übermächtigen Strukturen, dargestellt durch das Prüfungsamt, und auch in den Interessen der Professoren, die sich von denen der Studenten signifikant unterscheiden.

Der dritte Themenkreis, der von der Menge des Dargestellten den Schwerpunkt bildet, sind die aus dem Examensstreß resultierenden psychischen Veränderungen der Erzählerin. Bei diesen Schilderungen fällt die Selbstironie auf, häufig wird mit dem Stilmittel der Komik gearbeitet. So etwa, wenn sie so versunken in die Arbeit ist, daß sie nicht mitbekommt, daß ihr Freund für eine Woche in Urlaub ist. Oder wenn sie, nachdem sie eine Plombe verloren hat, eine Studie von Zürcher Medizinstudenten liest, die erklären, „unbeschadet“ könne man ein Examen nicht bestehen, und feststellt: „Und auf einer Symptom-Skala, die vom Wehwehchen bis zum Wahnsinn reicht, sei kariöser Befall noch ein vitales Signal“ (110). Die Alliteration von Wahnsinn und Wehwehchen, die weit auseinanderliegende Symptome miteinander verbindet, wirkt komisch, ebenso die Verwendung von Umgangssprache bei der vorgeblichen Wiedergabe von Ergebnissen einer medizinischen Untersuchung. Komik entsteht auch durch den häufig thematisierten und als Gegensatz dargestellten Unterschied zwischen den geisteswissenschaftlichen Ansätzen der Erzählerin und den pragmatischen ihre Freundes, der Jurist ist. Die beiden werden hier einander gegenüber gestellt, wobei sich die Charakterisierung der Germanisten implizit aus dem kompletten erzählten Text ergibt, die Juristen dagegen selten, aber dann explizit charakterisiert werden. Sie sind „fürchterlich erfolgreich“ (41) und streben nach

einer Führungsposition mit Rentenanspruch, einem Ehepartner mit Treueschwur, einem Haus mit Garten und einem Hund und / oder Kind/ern mit Schleifchen im Haar. (42)

Daß trotz psychischer Veränderungen und emotionaler Probleme der Erzählerin die Schilderung des wissenschaftlichen Milieus insgesamt positiv ist, liegt an der

Darstellung der vielen Freundschaften, dem ‚Mitleiden‘ der Kommilitonen und vor allem der Selbstironie der Erzählerin. Auch wenn die unter der Situation leidet, so ist sie doch in der Lage, komische Aspekte zu entdecken und vor allem diese witzig darzustellen.

Gisa Funcks Tagebuch unterscheidet sich, trotz des autobiographischen Hintergrundes und der Wahl der für Selbstthematizationen des wissenschaftlichen Milieus ungewöhnlichen Erzählsituation, inhaltlich wenig von den bislang untersuchten Texten. Der Text weist vielmehr Parallelen zu Universitätsromanen auf, die in den neunziger Jahren entstanden sind, wie denen von Schwanitz. Auch Funck schildert den hohen Stellenwert der bürokratischen Einrichtungen in der Universität, die die wissenschaftlichen Inhalte fast verdrängen. Das kommt unter anderem darin zum Ausdruck, daß der Leser zwar erfährt, daß sie über Friedrich Glauser schreibt, Angaben zum Inhalt ihrer Staatsarbeit aber nicht gemacht werden. Diese fehlen auch bei der Darstellung der Professoren, und der geringe Stellenwert wird nicht zuletzt darin deutlich, daß die Darstellung der Bürokratie, durch Herrn Schäfer verkörpert, die der Professoren überwiegt. Ebenso wie in Universitätsromanen wird auch hier nicht die wissenschaftliche Arbeit inhaltlich vorgestellt, sondern lediglich deren Auswirkungen auf den Betreffenden.

Die Wahl der Tagebuchform bringt, auch durch die feste Verankerung in der außeliterarischen Realität, den Vorteil der Unmittelbarkeit und der Glaubwürdigkeit des Erzählten. Hier interessiert weniger die literarische Gestaltung des Textes, wengleich durch eine Vielzahl von Metaphern und Vergleichen zumindest Komik erreicht wird, hier steht die Darstellung des eigenen Erlebens eindeutig im Vordergrund.

#### **4.4.2 Erzählende Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben des wissenschaftlichen Milieus**

Gisa Funcks echt fertig ist der einzige längere autobiographisch-erzählende Text über das wissenschaftliche Milieu. Daneben gibt es einige wenige kurze Texte, die sich auf ähnliche Weise mit dem Erleben des Milieus beschäftigen und die im folgenden untersucht werden.

Eva Christina Zeller stellt 1985 in *Tübingen 1933 – 1983* zwei Erfahrungsberichte von Tübinger Studierenden vor. Der erste Text ist mit „Ich war ein Student (Ton-

bandprotokoll)“ überschrieben. Hier erzählt ein Mann, der 1929 sein Studium in Tübingen begonnen hat und einmal von sich selbst als „Herr[n] B.“ spricht, von seinen Erfahrungen während des Studiums. Es handelt sich um eine Ich-Erzählung, die Angabe „Tonbandprotokoll“ weist den Text als Realitätsbericht aus. Trotzdem ist die Überarbeitung, die Tatsache, daß hier nicht einfach ein Protokoll nach einer Tonbandaufnahme angefertigt wurde, deutlich erkennbar. So ist der Text klar strukturiert, die Sätze sind syntaktisch fehlerlos und vollständig, Anzeichen für Mündlichkeit fehlen völlig. Der zweite Teil trägt die Überschrift „Ich bin keine Studentin“; hier beschreibt die Ich-Erzählerin Eva Zeller, die Germanistik, Philosophie und Rhetorik im achten Semester studiert, ihre Erfahrungen mit dem Studium. Zeller ist die Autorin des gesamten Textes in dem Sinne, daß sie die Textgestalt organisiert und die Selektionen vornimmt. Allerdings enthält *Tübingen 1933 - 1983* zwei Texte, die insofern zwei verschiedenen Berichtserstatern zugeschrieben werden können, als Herrn B.s Text deutlich mit „Tonbandprotokoll“ gekennzeichnet ist. Aus diesem Grund sollen die beiden Teile des Textes im folgenden zur Vereinfachung der Untersuchung als eigenständig betrachtet werden, das Tonbandprotokoll wird als „Text I“, die autobiographisch-erzählenden Aufzeichnungen Eva Zellers als „Text II“ bezeichnet.

Beide Texte von Zeller unterscheiden sich grundlegend in ihren Aussagen über die jeweiligen Erfahrungen im Studium. Herr B. berichtet zunächst über die persönliche Beziehung der Studenten zu den Professoren und erwähnt auch einige seiner akademischen Lehrer, wie Weinrich oder Focke, namentlich. Dennoch ist hier wenig Begeisterung, kaum Interesse am studierten Fach festzustellen. Vielmehr geht Herr B. nach der sehr kurzen und allgemeinen Darstellung der Beziehung zwischen Professoren und Studenten zur Beschreibung des Lebens in einer studentischen Verbindung über. Er selbst, so berichtet er, gehörte schon mit 18 Jahren der Verbindung „Normannia“ an und konstatiert: „Ja, die Verbindungen prägten das Bild“<sup>347</sup>, womit er sich auf das allgemeine studentische Leben, das in Tübingen zu der Zeit fast ausschließlich durch die Verbindungen gestaltet wurde, bezieht<sup>348</sup>, wie auch auf sein eigenes Leben bzw. Studium. Denn in dem

---

<sup>347</sup> Zeller in: Jens, W. (1985): 22.

<sup>348</sup> Daß ein Großteil der Studenten in Verbindungen organisiert war geht aus der Aussage hervor: „Ich kann keine Zahlen nennen, aber von den 3000 Studenten waren vielleicht 2000 in

dann folgenden weiteren Text ist nahezu ausschließlich von dem Leben und den Anforderungen in einer Verbindung die Rede. Dabei überwiegt eindeutig die positive Einordnung des Verbindungslebens, so wird von sommerlichen Ausflügen, nächtlichen Skatrunden, Studentenstreichen und lebenslangen Freundschaften berichtet. Herr B. setzt das Studentenleben in Tübingen von dem in Großstädten ab, wenn er sich auch nicht auf die wissenschaftliche Arbeit, sondern auf das Interesse der Studenten an dem politischen Geschehen bezieht und berichtet:

In Tübingen waren die Studenten wenig politisch interessiert, das war in München oder Berlin ganz anders.<sup>349</sup>

Für Herrn B. ist das Studium eine „Berufsausbildung“<sup>350</sup>. Prägender als die wissenschaftliche Arbeit sind die Erlebnisse in der Verbindung, zwar werden drei Professoren namentlich erwähnt, ihre Arbeit spielt aber keine Rolle.

Die Universität und das Studium werden in Text II völlig anders erlebt. „An der Universität grassiert die Lebensangst“<sup>351</sup>, stellt Eva Zeller lakonisch fest und macht mit dem Verb „grassiert“ deutlich, daß sie es ähnlich einer Seuche, also einer Krankheit, gegen die der Einzelne machtlos ist, einordnet. Zudem kommt in dieser Feststellung auch eine gewisse Passivität zum Ausdruck, die Lebensangst wird festgestellt, wird ertragen. Mit diesem Satz beginnt eine fast zweiseitige Passage über das Lebensgefühl bzw. die Lebensangst, die geprägt ist von Ausdrücken wie „Wut“ (zweimal), „Frust“, „Angst“ (dreimal), „Unsicherheiten“ und „Trostlosigkeiten“. Dabei macht die Erzählerin deutlich, daß sie sich nicht als Einzelfall empfindet, zum einen, indem sie immer wieder zu unpersönlichen Wendungen wie „man“, „es geht“ oder „es fehlt“ greift, zum anderen indem sie feststellt: „Ich bin als einzelne Studentin immer viele.“<sup>352</sup> Die signifikante Häufung von Parataxen spiegelt das zudem als eintönig empfundene Leben. Das Gefühl von Trostlosigkeit und Frustration entsteht nicht nur durch das als repressiv empfundene System Universität, sondern auch durch die Angst vor der Zukunft, vor

---

Verbindungen.“ Daß die Verbindungsstudenten die öffentliche Meinung beeinflussten (und das Bild) prägten zeigt die Erklärung, daß man nicht organisierte Studenten „Wildsäue“ genannt habe: „Man hat sie ‚Wildsäue‘ genannt, weil man der Meinung war, ein richtiger Student gehöre einer Korporation an.“ (Zeller in: Jens, W. (1985): 22).

<sup>349</sup> Zeller in: Jens, W. (1985): 25.

<sup>350</sup> Zeller in: Jens, W. (1985): 25.

<sup>351</sup> Zeller in: Jens, W. (1985): 29.

<sup>352</sup> Zeller in: Jens, W. (1985): 29.

der Arbeitslosigkeit nach dem Abschluß des Studiums<sup>353</sup>. Mit dieser Angst begründet Eva Zeller auch ihre Empfindung, keine Studentin zu sein, sondern „nur“ zu studieren, denn abschließend stellt sie fest: „Ich bin keine Studentin. Ich studiere nicht für die Zukunft.“<sup>354</sup> Ex negativo läßt sich daraus die Schlußfolgerung ziehen, daß sie diejenigen als Studenten empfindet, die das Studium zielgerichtet angehen, um durch den Abschluß einen Arbeitsplatz zu erhalten. Studium ist nicht Selbstzweck, wird nicht als Bereicherung unabhängig von vordergründigem Nutzen empfunden. Hinzu kommt, daß die persönliche Beziehung unter den Studenten wie auch zwischen Professoren und Studenten zu fehlen scheint:

Die Professoren sind keine Vorbilder. Entweder haben sie kein Gesicht, oder es sind komische Käuze. Seltene Ausnahmen gibt es natürlich auch. Begeistert sind die wenigsten.<sup>355</sup> <sup>356</sup>,

Professoren werden hier nicht mehr mit Namen genannt, wie dies bei Herrn B. der Fall ist, sie sind ebenso wie die Studenten eine Masse, die nahezu ununterscheidbar ist. In der Formulierung „haben kein Gesicht“ kommt die Austauschbarkeit, die fehlende Individualität zum Ausdruck, der Pleonasmus von den ‚seltenen Ausnahmen‘ wirkt wie ein Zugeständnis, das einen möglichen Einwand vorwegnimmt.

Im Unterschied zu Herrn B. berichtet die Ich-Erzählerin von politischen Aktivitäten, wenn auch nur in Nebensätzen. Darin, wie auch in der Tatsache, daß sie überhaupt davon berichtet, zeigt der Text Parallelen zu den Selbstthematizationen des wissenschaftlichen Milieus der achtziger Jahre; auch die Universitätsromane von Michael Zeller und Kinder beschrieben die politischen Aktivitäten ebenso wie die Angst vor staatlicher Repression<sup>357</sup> wegen dieser Aktivitäten.

Der Bericht von Eva Zeller ist typisch für autobiographisch gefärbte Texte, die in den achtziger Jahren von Studenten verfaßt wurden. Walter Jens erklärt im Vor-

---

<sup>353</sup> Diese Angst wird auch in anderen Texten thematisiert, so heißt es z.B. in Cornelia Grätz' *Ich mach' noch 'ne Ausbildung*: „Ein Philosophie-, Rhetorik- und Germanistikstudium mag ja ganz nett sein, doch Geld verdienen kann man damit nicht.“ (Grätz in: Jens, W. (1985): 63).

<sup>354</sup> Zeller in: Jens, W. (1985): 31.

<sup>355</sup> Zeller in: Jens, W. (1985): 29.

<sup>356</sup> Das Fehlen von persönlichen Beziehungen an der Universität thematisieren auch Wolfram Ströhle und Thomas Freidl, die sich allerdings beide auf die fehlenden Verbindungen der Studenten untereinander beziehen.

<sup>357</sup> Die staatliche Repression wird in den Texten immer wieder anhand der späteren Übernahme des Studenten in den Staatsdienst geschildert, so meint auch Zeller: „Wenn ich dem [Protest gegen die Nachrüstung] Ausdruck verleihe, lichtet mich der Verfassungsschutz ab. Mir macht das nichts [...]. Meinem Nebenmann auch nicht, er will sowieso kein Lehrer werden.“ (Zeller in: Jens, W. (1985): 28).

wort zu dem Sammelband *Studentenalltag*, daß der Band Texte von 25 Studierenden der Tübinger Universität enthalte, die im Rahmen eines *creative-writing-Seminars* verfaßt worden seien:

Studierende schreiben nicht über historische oder mythologische Phänomene im Licht ihrer Erfahrung, sondern – über sich selbst. [...] Motto: Wir reden von uns; doch ist Verfremdung und poetische Distanz da angezeigt, wo das allzu Direkte keine Verweiskraft beanspruchen kann.<sup>358</sup>

Und weiter faßt er zusammen:

Fremdheit und Versuch, die Fremdheit zu überwinden, ohne sich aufzugeben und seine Individualität zu verlieren, Isolation und Kampf gegen Anpasserei; Mitmachen und Widersetzlichkeit: Das sind distanziert, ironisch und – gottlob! – auch selbstironisch beschrieben, die Hauptthemen der Beiträge.<sup>359</sup>

Damit ist der Unterschied zu dem Text von Herrn B. deutlich: Nicht die Begeisterung für Wissenschaft, nicht das Gefühl von Geborgenheit, nicht die Freundschaft zu Kommilitonen prägen die Darstellungen von Universität in den achtziger Jahren, sondern das Gegenteil: die Erfahrung von Vereinzelung, die Angst vor der Zukunft und die Frage, welchen Sinn das vermittelte Wissen überhaupt hat<sup>360</sup>.

Drei autobiographisch geprägte, erzählende Text aus unterschiedlichen Orten und verschiedenen Zeiten des zwanzigsten Jahrhunderts zeichnen ein heterogenes Bild<sup>361</sup>. In den Schilderungen von Herrn B. von 1935 ist die Begeisterung für die Wissenschaft nicht vorhanden, das Studium ist eine Ausbildung, allerdings eine, die eine spätere angemessene Berufstätigkeit garantiert. Die Beziehungen zu den Professoren sind zwar recht persönlich, das Interesse an den von ihnen vertretenen Fächern aber gering, die studentische Verbindung prägt sämtliche Aktivitäten. In dem Text, der das Studium im Jahre 1985 schildert, ist weder die Begeisterung für die Wissenschaft, noch die Sicherheit, daß das Studium als Ausbildung für die spätere Berufstätigkeit nützliche Kenntnisse vermittelt, vorhanden. Die Beziehungen der Studenten untereinander wie auch die zu den Pro-

---

<sup>358</sup> Jens, W. (1985): 9.

<sup>359</sup> Jens, W. (1985): 10.

<sup>360</sup> Diese Erfahrungen werden auch in dem Gedichtband *Sommersemester – Wintersemester* von René Zey erwähnt, der sich in erster Linie mit der Fremdheit an der Universität, dem Gefühl der Isolation und der Examensangst beschäftigt.

<sup>361</sup> Bei den (auto-)biographischen Texten fällt auf, daß es sich immer um Erinnerungen an die Studentenzeit handelt, wenn sich Professoren etwa an ihre Berufstätigkeit erinnern, so geschieht dies in Form von Memoiren, also Texten, die sich selbst nicht als fiktional darstellen.

fessoren sind unpersönlich, ein politisches Engagement gibt es zwar, es geht aber mit der Angst vor den Nachteilen, die dieses bringen kann, einher. In dem zuerst besprochenen jüngsten Text von Funck dagegen ist das Interesse an dem Fach, wenn auch mit Abstrichen bezüglich der Umsetzbarkeit in der und des Nutzens für die Schule, erkennbar; im Vordergrund stehen hier die Probleme mit der Universität als Organisation. Im Unterschied zu dem zweiten Text von Zeller wird bei Funck aber von persönlichen Kontakten unter den Studenten und von vielen Freundschaften berichtet, aus denen das Gefühl der Geborgenheit im wissenschaftlichen Milieu resultiert. Kennzeichnend für alle drei Texte ist die Tatsache, daß die Autoren bzw. Erzähler weniger sich als Person in den Mittelpunkt des Erzählten rücken, als vielmehr ihre Erfahrungen als typisch für eine bestimmte Generation von Studenten bzw. für ein bestimmtes Studienfach darstellen.

Es fällt auf, daß autobiographisch-erzählende Texte ausschließlich von Studenten, bzw. als Erinnerungen an die Studentenzeit verfaßt werden. Von Professoren dagegen liegen vielfach reine Autobiographien vor, in denen sie ihren Lebensweg schildern.<sup>362</sup> Im Unterschied zu den hier besprochenen Texten wird in diesen rückblickend und zugleich zielgerichtet erzählt. Die Auswahl der Ereignisse, Erlebnisse, Vorgänge, die berichtet werden, erfolgt zumeist im Hinblick auf den zum Zeitpunkt des Schreibens erreichten Zustand, zudem wird in den Autobiographien zumeist eine „Standortmarkierung“<sup>363</sup> vorgenommen. Zudem stellen autobiographisch-erzählende Texte von Studenten zumeist das Typische ihrer Erfahrungen in den Vordergrund, stellen – trotz des autobiographischen Ansatzes – weniger ein Individuum als vielmehr einen repräsentativen Vertreter ihrer Generation dar. Dies scheint in Autobiographien von Wissenschaftlern, die meist am Ende der Karriere verfaßt werden, anders zu sein, denn hier liegt der Schwerpunkt auf der Darstellung des Individuellen.<sup>364</sup> Da es sich nicht um fiktionale, erzählende Texte handelt, können diese hier nicht berücksichtigt werden.

---

<sup>362</sup> Als Beispiel kann hier der von Peter Suhrkamp herausgegebene Band *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker?* genannt werden, in dem sich bekannte Literaturwissenschaftler mit eben dieser Frage beschäftigen. Vgl. dazu auch den Abschnitt Selbstthematization in Kapitel 2. dieser Arbeit.

<sup>363</sup> Lehmann, J. (1988): 38.

<sup>364</sup> Genauere Aussagen zu den unterschiedlichen Ansätzen können hier nicht gemacht werden, dazu wäre eine explizite Untersuchung von Gelehrtenautobiographien notwendig.

Autobiographisch-erzählende Darstellungen des wissenschaftlichen Milieus stimmen mit den belletristischen in weitem Maße überein, wenn man sie mit den Universitätsromanen und den sonstigen Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus der jeweiligen Zeit vergleicht. Die Orientierungslosigkeit der Studenten der achtziger Jahre, die Eva Zeller schildert, ist durchaus mit der in den Universitätsromanen von Kinder und Michael Zeller dargestellten vergleichbar, Funcks Kritik an eitlen Professoren und übermächtigen Strukturen zeigt Parallelen zu den Romanen von Schwanitz, und die Schilderung des studentischen Verbindungswesens deckt sich zum Teil mit der Darstellung in Studentenromanen. Das heißt, daß autobiographisch-erzählende Texte über das wissenschaftliche Milieu als solche keine Subgattung bilden, außer den formalen Übereinstimmungen im Bezug auf ihre autobiographische Erzählsituation keine Übereinstimmungen aufweisen. Vielmehr zeigt sich eine Nähe zwischen den autobiographisch-erzählenden und den rein erzählenden Texten insofern, als sie ähnliche Themen zu bestimmten Zeiten behandeln und die Figuren oft vergleichbare Einschätzungen von bestimmten Sachverhalten zeigen.

Aus der Tatsache, daß belletristische und autobiographisch-erzählende Darstellungen des wissenschaftlichen Milieus ein solch hohes Maß an inhaltlicher Übereinstimmung aufweisen, läßt sich die Überlegung ableiten, ob belletristische Texte über das wissenschaftliche Milieu in besonderer Weise in der Wirklichkeit durch die Autoren verhaftet sind, die Wahrnehmung der Realität in besonderem Maße widerspiegeln. Eindeutig zu beantworten ist diese Frage nicht, da es auch möglich ist, daß die Verfasser von autobiographisch orientierten Texten sich an den belletristischen Darstellungen orientieren, daß aber die Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus in stark in der Wirklichkeit verhaftet ist und auf aktuelle Tendenzen reagiert, kann wohl ohne Übertreibung festgestellt werden.

#### **4.5 Ein Mosaik**

Welches Bild ergibt sich nun von fiktionalen Darstellungen des deutschen Wissenschaftsbetriebs und Universitätslebens, wenn man die heterogenen Texte, die in diesem Kapitel untersucht worden sind, betrachtet?

Die große Bandbreite der Texte, die hier vorgestellt wurden, läßt einen einfachen Schluß, ein grundsätzliches Resümee, nicht zu. Einige Übereinstimmungen fallen aber auf: Sieht man die verschiedenen Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus neben dem Universitätsroman, so hat man ein Textkorpus, das Romane, in denen die Auseinandersetzung eines Einzelnen mit einer wissenschaftlichen Theorie beschrieben wird, Kriminalromane und -erzählungen, die im wissenschaftlichen Milieu loziert sind, Romane über die Studentenbewegung und autobiographische Berichte über die Studienzeit umfaßt. Abgesehen von den Romanen, in denen sich der Einzelne mit der Wissenschaft auseinandersetzt (vgl. 4.1), thematisieren alle anderen Texte weder wissenschaftliche Arbeit noch deren Inhalte. Im Kriminalroman wie auch in autobiographischen Texten oder Romanen über die Studentenbewegung bleibt die Forschung außen vor. Während Kriminalromane sich häufig auf die Strukturen der Organisation ‚Universität‘ und die dort üblichen Umgangsformen beziehen, steht in den Romanen über die Studentenbewegung vor allem der Protest im Vordergrund. Erzählt wird vor allem von der Auflehnung gegen die herkömmlichen Strukturen, gegen die Art des Umgangs mit wissenschaftlicher Arbeit, wobei die Universität häufig Stellvertreterin für die Gesellschaft im ganzen sein soll. Daß der Protest gegen die Strukturen nicht durch die Beschreibung derselben begründet wird, ist eine Schwäche dieser Texte.

Im Fehlen der Darstellung von wissenschaftlicher Arbeit gleichen die hier untersuchten Texte den Universitätsromanen, weder hier noch dort spielt die wissenschaftliche Arbeit, die Forschung, eine Rolle. Aber auch die Texte, die den Einzelnen in Auseinandersetzung mit der Forschung schildern, weisen eine Gemeinsamkeit mit Universitätsromanen auf, und zwar in bezug auf das, was sie schildern, wenn sie einen Forschungsprozeß darstellen: Sowohl in Universitätsromanen als auch in den anderen Texten fällt auf, daß es nicht um die Forschung an sich geht, um den wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, sondern um die Auswirkungen der wissenschaftlichen Arbeit auf den Einzelnen, auf die Gefühle und Gedanken, die diese Tätigkeit in ihm auslöst.

Kontinuität zeigt sich auch in der Art, wie die Erzähler ihre Figuren konturieren. Der Einzelne spielt in den meisten Selbstthematizationen des wissenschaftlichen Milieus eine Nebenrolle. Mit Ausnahme der Romane, die sich mit dem Einzelnen in Bezug auf seine wissenschaftliche Arbeit auseinandersetzen, und der

autobiographisch-erzählenden Texte, wurden in diesem Kapitel kaum Texte besprochen, in denen die Erzähler einen runden, komplexen Charakter schaffen. Vielmehr stößt der Leser auf ‚den‘ Studenten im Kriminalroman, auf ‚den‘ Professor in den Romanen, die die Studentenbewegung thematisieren. Dies bedeutet allerdings nicht, daß die Autoren Klischees aufgreifen oder neue schaffen, sie arbeiten vielmehr die dargestellten Figuren nicht sorgfältig aus, beschreiben lediglich einige wenige Eigenschaften, die in Hinsicht auf das gewählte Thema von Interesse sind. Dies fällt vor allem in den Romanen, die sich mit der Studentenbewegung auseinandersetzen auf: Weder die Studenten noch ihre Antagonisten, die Professoren, werden als Figuren ausgearbeitet, erhalten kaum individuelle Züge, sondern stehen repräsentativ für ihre Gruppe. Dies ist ausgerechnet in den Romanen anders, die eine Auseinandersetzung mit Forschung und Wissenschaft schildern: Gerade in Merciers Roman *Perlmanns Schweigen* ist zu beobachten, wie der Erzähler zwei übliche Vorgehensweisen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus eben nicht anwendet. Zum einen schafft er mit der Figur Philipp Perlmanns einen komplexen Charakter, der in verschiedenen Situationen und Aspekten seines Lebens dargestellt wird. Zum anderen ist dies der Roman, in dem das geleistet wird, was so vielen Texten fehlt: Die ausführliche Beschäftigung mit Wissenschaft, die für den Leser auch deshalb nicht uninteressant ist, weil sie eng mit dem Leben und Denken des Protagonisten verknüpft ist. Allerdings geht es auch hier, wie erwähnt, weniger um die wissenschaftliche Arbeit an sich als vielmehr um ihre Auswirkungen auf die Psyche des Einzelnen. Runde Figuren, komplexe Charaktere könnte man auch in den autobiographisch-erzählenden Texten über das wissenschaftliche Milieu erwarten. Doch auch hier geht es den Autoren weniger um die Darstellung eines Individuums im universitären Betrieb als um die Beschreibung einer ‚repräsentativen‘ Figur. Ohnehin findet sich diese Form der Darstellung ausschließlich von Studenten, und diese schildern das Lebensgefühl, die eigenen Erfahrungen als typisch für eine bestimmte Generation. Auf die Darstellung individueller Merkmale legen die Autoren weniger Wert.

Allen Texten gemeinsam ist die Konzentration des Erzählers auf die Darstellung der Handlung: Die Texte sind weder formal innovativ noch sprachlich besonders ausgereift, der Schwerpunkt, dies wird immer wieder deutlich, liegt auf dem Inhalt, nicht auf der sprachlichen Gestaltung. Das ist insofern bedauerlich, als dies

die Texte stärker in die Lesergruppe bindet, die auch das Personal der Texte stellt: die Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus. Formal innovativere, sprachlich sorgfältiger gearbeitete Texte könnten vielleicht auch das Interesse von Lesern finden, die nicht unmittelbar dem dargestellten Milieu angehören. Für die sind die Texte in erster Linie deshalb von Interesse, weil sie das wiedererkennen können, was sie täglich erleben, bzw. beobachten können, wovon erzählt wird – und wovon eben nicht<sup>365</sup>.

Auffällig ist bei allen hier vorgestellten Texten, mit Ausnahme der Romane über die Studentenbewegung, auch das Fehlen von Schilderungen von Berührungen des wissenschaftlichen Milieus mit anderen. Im Universitätsroman wird diese doppelt gebrochene Sicht von außen auf das wissenschaftliche Milieu immer wieder thematisiert, wobei auffällt, daß die Erzähler damit immer stärker die anderen als die eigene Gruppe ironisch oder komisch darstellen. Dies fehlt in allen hier untersuchten Texten. Auch die Romane über die Studentenbewegung schildern diese doppelt gebrochene Sicht nicht, entwerfen auch kein realistisches Portrait eines anderen Milieus, sondern stellen dem wissenschaftlichen Milieu das der Arbeiter gegenüber. Dabei geht es weniger um eine realistische Schilderung der Milieus als vielmehr um die Darstellung des positiven Gegenbilds zum kritisierten wissenschaftlichen Milieu.

Auch bei der Untersuchung der sonstigen Formen der literarischen Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus fällt auf, daß Texte vom Anfang des 20. Jahrhunderts fast völlig fehlen. Bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten gab es in der deutschen Literatur die Gattung des Studentenromans. Hier schildert ein Autor, meist stark autobiographisch geprägt, die Zeit des Studentenlebens, wobei allerdings die Hochschule an sich, die wissenschaftliche Arbeit oder die Strukturen der Organisation Universität keine Rolle spielen. Dargestellt wird ausschließlich das Leben in einer studentischen Verbindung, sei es eine Burschenschaft, sei es ein Korps. Da die Autoren dem wissenschaftlichen Milieu in der hier zugrunde gelegten Form nicht angehören – die Romane wurden zumeist lange nach Abschluß des eigenen Studiums verfaßt – und sich die Texte nicht

---

<sup>365</sup> Ähnliches ist auch bei den immer beliebter werdenden „Heimatkrimis“ festzustellen. Diese Romane, meist weder sprachlich noch inhaltlich sorgfältig gestaltet, sind für die Leser der entsprechenden Stadt oder Region interessant und werden dort verkauft. Offenkundig macht es den meisten Lesern Vergnügen, ihre tägliche Umgebung geschildert zu sehen. Vgl. dazu auch Walter, K.P. (1997).

mit dem wissenschaftlichen Milieu beschäftigen, sind sie kein Dokument für die Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus und werden aus diesem Grund in dieser Arbeit nicht berücksichtigt<sup>366</sup>. Da also selbstthematisierende Texte vom Beginn des 20. Jahrhunderts nur in sehr geringem Maße vorhanden sind, läßt sich hier, ähnlich wie beim Universitätsroman, feststellen, daß die Tendenz zur Selbstthematization im wissenschaftlichen Milieu im Laufe des 20. Jahrhunderts immer stärker zunimmt.

Inwieweit das Auftreten bzw. Fehlen von fiktionalen Auseinandersetzungen mit dem wissenschaftlichen Milieu mit den gesellschaftlichen Gegebenheiten zusammenhängt, läßt sich nur schwer beantworten. Betrachtet man die Themen, die die Autoren darstellen, so lassen sich kaum Kontinuität feststellen. Nur in einem Fall ist die direkte literarische Reaktion auf gesellschaftliche Ereignisse festzustellen und zwar bei den Romanen, die sich mit der Studentenbewegung auseinandersetzen. Setzt man allerdings die Bedeutung der Studentenbewegung für das wissenschaftliche Milieu in Relation zur Quantität der literarischen Auseinandersetzungen, so muß man feststellen, daß die Studentenbewegung keine wirklich signifikante Auswirkung auf die Literatur hat.<sup>367</sup>

Ein Fazit zu ziehen ist damit unmöglich, es entsteht vielmehr ein Mosaik, bei dem sich aus ganz unterschiedlichen Teilchen ein Gesamtbild ergibt. Auf die Darstellung eindeutiger Entwicklungslinien und gleichförmiger Themengestaltung muß zugunsten der Aufzeigung von Heterogenität, Vielfältigkeit und Variantenreichtum verzichtet werden.

---

<sup>366</sup> Zum Studentenroman vgl. Kleissel, R. (o.J.) oder Ruckteschell, K. von (1990).

<sup>367</sup> Enzensberger erklärt dieses Fehlen folgendermaßen: „Jetzt, 1968, war das geschriebene, was Literatur plötzlich das Überflüssigen, das Gefährliche, das Narkotikum, welches politisches Handeln verhindert ... Dozenten, die nicht mehr dozieren, Studenten, die nicht mehr studieren. Wir schrieben Flugblätter. Wir formulierten Resolutionen.“ (Enzensberger, H.M. zitiert nach Lützeler, P.M. (1980): 122 f).

## 5. Das wissenschaftliche Milieu in Satire und Parodie

Nicht nur in Universitätsromanen und in anderen fiktionalen Erzähltexten thematisieren Mitglieder des wissenschaftlichen Milieus dasselbe, sondern auch in satirischen und parodistischen Texten. Um solche geht es im folgenden Kapitel, da es nicht um fiktionale Erzähltexte im reinen Wortsinn handelt, werden die Texte in einem eigenen Kapitel untersucht. Zudem weisen diese Texte, anders als die im vorherigen Kapitel untersuchten, strukturelle Ähnlichkeiten auf, die es erlauben, sie als einen speziellen Typ der selbstthematisierenden Literatur zu analysieren.

Satirische und parodistische Texte sind – im Vergleich mit den übrigen Formen – relativ häufig, 17 Texte konnte ich für das zwanzigste Jahrhundert nachweisen. Diese Publikationen sind allerdings recht schwierig zu finden, da sie selten in Anthologien o.ä. abgedruckt werden, hinzu kommt, daß die Autoren sie selten etwa in Sammelbände aufnehmen.<sup>368</sup> Repräsentativität der hier untersuchten Texte ist also nur schwer zu gewährleisten, Vollständigkeit überhaupt nicht. Dennoch läßt sich grosso modo feststellen, daß die Beliebtheit von Satiren über das wissenschaftliche Milieu seit den achtziger Jahren zuzunehmen scheint. Ein Hinweis ist etwa darin zu sehen, daß die *Deutsche Universitätszeitung* unter der Rubrik „Das Vorvorletzte“ seit 1986 regelmäßig Satiren über das wissenschaftliche Milieu veröffentlicht, die allerdings nicht von Wissenschaftlern selbst, sondern von den Redakteuren geschrieben werden. Einschränkend muß zudem gesagt werden, daß die Beliebtheit der literarischen Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus generell seit den achtziger Jahren zunimmt, was sich nicht zuletzt in der wachsenden Zahl der Universitätsromane niederschlägt. Somit ist nicht eindeutig festzustellen, ob die zunehmende Beliebtheit von Satiren und Parodien eine Auswirkung der steigenden Beliebtheit von selbstthematisierenden Texten an sich oder eine Reaktion auf veränderte Verhältnisse ist<sup>369</sup>.

---

<sup>368</sup> Eine Ausnahme ist hier Volker Klotz, der seine Satire *Tief See Sinnigkeiten* in den Sammelband *Literaturbeamter auf Lebenszeit* (1991) aufnimmt.

<sup>369</sup> Daß offensichtlich Interesse an satirischen Darstellung von Wissenschaftlern herrscht, läßt sich auch daran erkennen, daß Schwanitz' Typologie von verschiedenen Wissenschaftlertypen in diversen Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurde. (Vgl. Welt am Sonntag Nr. 3, 21.1.1996 und Forschung & Lehre 1/1996).

Bei der Kennzeichnung dieser Texte als ‚satirisch‘ oder ‚parodistisch‘ ergeben sich einige Schwierigkeiten, ist doch die genaue Zuordnung kaum möglich<sup>370</sup>. Satiren werden unter Rückgriff auf Weber verstanden als solche Texte, die Ausdruck von Anstoßnahme an Mißständen der den Satiriker umgebenden Welt sind. Diesen Texten liegt eine moralische Besserungsabsicht zugrunde, sie sind ein Appell, Mißstände als solche zu erkennen. Das heißt, daß es sich um persuasive und handlungsauffordernde Texte handelt. Von anderen kritischen Textsorten unterscheiden sich Satiren durch

ihr spezifisch Ästhetisches. Ästhetisch ist die Satire dadurch spezifiziert, daß sie ihren Gegenstand übertreibend verzerrt, als lächerlich hinstellt und dem Spottgelächter preisgibt.<sup>371</sup>

Parodien dagegen fehlt der moralische Anspruch, einen wahrgenommenen Mißstand aufzudecken und so den Anstoß zur Veränderung einer als schlecht empfundenen Situation zu geben. Hier werden Form und Stil nachgeahmt, die ursprüngliche Bedeutung des zugrundeliegenden Textes und dessen Funktion aber verändert:

Formale Entsprechung und gleichzeitige inhaltliche Diskrepanz zwischen Vorlage und Nachbildung sind zwei wesentliche Bedingungen für die Parodie [...]<sup>372</sup>

Zumeist wird die Parodie so verstanden, daß sie eine bestimmte Vorlage nachahmt und damit entweder Kritik an dieser äußert oder sich einfach über sie lustig macht. Die Texte, die im folgenden besprochen werden sollen, sind deshalb nicht eindeutig als ‚Parodien‘ zu bezeichnen, ahmen sie doch wissenschaftliche Texte an sich nach, aber eben nicht einen bestimmten. Genauso fragwürdig ist es, sie einfach als ‚Satiren‘ zu bezeichnen, denn das moralische, handlungsauffordernde Element fehlt den Texten zumeist bzw. ist nicht eindeutig erkennbar.

Wenn also von parodistisch-satirischen Texten die Rede ist, dann ist damit gemeint, daß es sich um Texte handelt, die Wissenschaftlichkeit suggerieren, indem sie traditionelle Formen des wissenschaftlichen Schreibens nachahmen.

---

<sup>370</sup> Eine ausführliche Diskussion von Satire oder Parodie ist an dieser Stelle nicht nötig und kann im Rahmen dieser Arbeit nicht geleistet werden. Von der vielfältigen Literatur über Satiren seien an dieser Stelle Weber, D. (1995) und Arntzen, H. (1989) genannt, der Forschungsbericht von Brummack, J. (1991) bietet einen weiten Überblick über die Satireforschung. Ein interessanter neuerer und von dem traditionellen Konzepten abweichender Text zur englischen Satire liegt vor mit Mahlers, A. (1992). Mit Parodien beschäftigen sich Freund, W. (1981) und Verweyen, T. und Witting, G. (1979).

<sup>371</sup> Weber, D. (1995): 167.

<sup>372</sup> Stang, H. (1992): 205.

Die Nachahmung bezieht sich dabei nicht auf einen Einzeltext, sondern auf den in wissenschaftlichen Veröffentlichungen üblichen Stil. Damit wird nicht nur der dargestellte Gegenstand lächerlich, sondern zugleich die wissenschaftliche Schreibweise. Ob moralische Anstoßnahme an bestehenden und als solchen erkannten Mißständen dem Texte zugrunde liegt, ob sie aus Lust am Witz oder als ironische Selbstbespiegelung entstehen, ist im Einzelfall zu überprüfen.

### 5.1 Thomas Meuser: *Promo-Viren*

Der von Thomas Meuser herausgegebene Band *Promo-Viren* erschien in erster Auflage 1994, eine zweite, aktualisierte und um einen Aufsatz erweiterte Ausgabe wurde 2000 publiziert<sup>373</sup>. Meuser legt eine Sammlung von Aufsätzen vor, die sich mit Fragen rund um die Promotion beschäftigen, dabei geht es ebenso um die Planung der Arbeit wie auch um Charakterisierungen von Doktoranden, Studenten und Professoren. Der Band ist in vier Teile gegliedert und enthält insgesamt 15 Aufsätze. Der erste Teil „Zur Lage der Promotionslehre“ umfaßt vier, der zweite „Erstmaliger Einblick: der Nachwuchsforscher aus seiner eigenen Sicht“ drei, der dritte „Elendiger Ausblick: der Nachwuchsforscher aus der Sicht arg Betroffener“ vier und der letzte Teil „Erfreulicher Ausblick: das Leben als Titelträger“ wiederum vier Aufsätze. Die Aufsätze wurden von 17 Autoren verfaßt, vier Aufsätze sind jeweils in Zusammenarbeit von zwei Autoren entstanden, Meuser selbst ist als Herausgeber als einziger mit zwei Aufsätzen vertreten, hinzu kommt das von ihm verfaßte Vorwort. Am Schluß des Bandes steht eine Bibliographie. Diese enthält fingierte wie auch reale Titel- und Autorenangaben, so findet sich die (wahre) Angabe „Kirsch, Werner/ Esser, Werner- Michael/ Gabele, Eduard: Das Management des geplanten Wandels von Organisationen, Stuttgart, 1979“ neben „Nebel-Krähe, M.: Die Geburtsstunde der Metapedinotologie, Bonn 1996“ (256).

Sowohl die äußere Form des Buches, sein Erscheinen im renommierten Gabler-Verlag, wie auch seine Gliederung, das Literaturverzeichnis am Schluß und die genaue Gliederung der einzelnen Aufsätze läßt den Band zunächst als einen

---

<sup>373</sup> Die Seitenzahlen beziehen sich im folgenden auf die Ausgabe von 2000.

ernsthaften Forschungsbeitrag über das Promovieren erscheinen. Der Leser wird scheinbar aufgefordert, *Promo-Viren* als einen ernsthaften wissenschaftlichen Text zu rezipieren, zugleich wird ihm aber deutlich gemacht, daß es sich um einen satirisch-parodistischen Text handelt. Diese Satiresignale liegen alle nicht auf der formalen, sondern auf der inhaltlichen Ebene, die Satire entsteht u.a. durch das Auseinanderklaffen des streng wissenschaftlichen Aufbaus und des komischen Inhalts. Erstes Signal ist sicherlich der Titel, „Promo-Viren“, der sich von dem gleichlautenden Verb „promovieren“ nur durch die Schreibweise unterscheidet, klanglich sind keine Unterschiede feststellbar. Indem das Verb geteilt und die zufällige lautliche Übereinstimmung mit dem medizinischen Begriff der „Viren“ genutzt wird, entsteht ein witziges neues Wort. Weitere Satiresignale werden im Vorwort gesetzt, wenn etwa der Herausgeber erwähnt, die Autoren, „allesamt ausgewiesene Promotionsexperten“, seien

- unerfahrene, besonders betroffene Nachwuchswissenschaftler
- erfahrene, immer noch benommene Titelträger und
- zerfahrene, nie genug bekommende Prof(i)s. (5)

Ganz eindeutig ist die witzige Absicht des Textes dann zu erkennen, wenn Meuser berichtet, die Herausgabe des Bandes sei nötig geworden, um zu erforschen, warum Menschen promovieren:

[o]bwohl jeder Promovend, der hoffnungsvolle junge Nachwuchsforscher ebenso wie der durch einige Nervenzusammenbrüche arg gezeichnete Titelaspirant weiß, dass zur Erlangung des Dokortitels viele katastrophenähnliche Ereignisse überwunden werden müssen [...] (5)

Diese Frage, so berichtet Meuser, könne nun nach einer „Untersuchung einer repräsentativen Auswahl geeigneter Probanden“ beantwortet werden: „sie [sind] allesamt von einer bisher unbekanntem Virus-Spezies befallen: den *Promo-Viren*.“ (5) Meuser sieht deshalb vorgeblich die Notwendigkeit, eine neue Wissenschaftsdisziplin zu begründen, die „Promotionswissenschaft“.

Im folgenden soll ein Aufsatz dieses Bandes exemplarisch erörtert werden, um so einen Einblick in Wissenschaftssatiren und -parodien zu erhalten. Inwieweit diese Art der satirischen-parodistischen Darstellung des wissenschaftlichen Milieus typisch ist, wird danach untersucht werden.

Meuser gliedert seinen Aufsatz *Beschaffung und Einsatz der Promotionsfaktoren: von Niederlagen, Auslagen, Zwangslagen und ähnlich unangenehmen Lagen* in zwei Teile: die „Elementarfaktoren“ und die „dispositiven Faktoren“. Zu den Elementarfaktoren gehören „Das Diplom“, „Die Professoren“, „Der Computerexperte“, „Die Literatur“ und „Das Thema“. Sie alle werden in einzelnen Abschnitten behandelt, wobei „Die Professoren“, „Der Computerexperte“ und „Die Literatur“ in sich noch mal untergliedert sind. Der zweite Teil, der sich mit den dispositiven Faktoren beschäftigt, ist in die Abschnitte „Planung als Bedingung, sie wieder zu verwerfen“, „Die Organisation als Bedingung zu wissen, wie es gehen könnte“ und „Das Durchwurschteln als Bedingung, überhaupt vorwärts zu kommen“ geteilt. Die Länge beträgt mit sechs Seiten nur ein Drittel der Länge des ersten Teils mit achtzehn Seiten. Während im ersten Teil Faktoren, die für alle Arten von Promotion von Belang sind, thematisiert werden, wird im zweiten die wirtschaftswissenschaftliche Orientierung des Autors deutlich: Hier wird mit Insiderkenntnissen über Theorien der Organisationslehre gespielt, werden in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften renommierte Autoren wie Erich Gutenberg<sup>374</sup> aufs Korn genommen, indem aus ihren Werken zitiert wird. Die Zitate werden aus ihren Zusammenhängen gelöst und in einen anderen gestellt (vgl. 49f.).

Der Witz des Textes entsteht durch das Auseinanderklaffen der äußeren Form der Darstellung und ihres Inhalts. Die Form, die strenge Gliederung, die Literaturangaben etc. lassen den Text als einen ernsthaften erscheinen, der bei der Untersuchung einer ernsthaften Frage einer rationalen Argumentation folgt. Die zu erörternde Frage ist hierbei, was alles für eine Promotion benötigt wird. Die Antwort ist eine Aufzählung der „benötigten“ Dinge und Personen wie Diplom, Professoren, Literatur oder Computexperte. Durch die Frage wird die Möglichkeit der Aufzählung geschaffen, die Meuser dann nutzt, um verschiedene Bereiche des universitären Lebens und Arbeitens satirisch-parodistisch darzustellen. Viele Ausführungen in dem Aufsatz, wie in dem gesamten Band sind komisch. Die erheiternde Wirkung entsteht dabei durch witzige Formulierungen und durch die

---

<sup>374</sup> Erich Gutenberg (1897-1984) war Professor für Betriebswirtschaftslehre in Clausthal, Jena Frankfurt und Köln und „beeinflusste nachhaltig die Entwicklung der dt. Betriebswirtschaftslehre“ (Brockhaus (1996): 306).

karikierende, übertriebene Darstellung von absonderlichen Verhaltensweisen der beschriebenen Figuren:

Für Professoren ist es sehr leicht, ihren Doktoranden aufmerksam, freundlich und gutgelaunt zu begegnen. Schon der Anblick eines Nachwuchsforschers stimmt sie fröhlich, weil ihnen schlagartig klar wird, wie gut es ihnen eigentlich geht. Deshalb suchen sie auch in Phasen allgemeiner Niedergeschlagenheit den Kontakt zu Doktoranden; das relativiert die eigene Situation und verbessert einfach ihre Stimmung. (33f.)

Der gesamte Text ist geprägt von der Distanz des Verfassers zu den beobachteten Objekten bzw. Subjekten, die sowohl die Doktoranden als auch die Professoren als ‚possierliche Versuchstiere‘ erscheinen läßt, die von außen beobachtet werden. Die Doktoranden werden zumeist als „Promovenden“ bezeichnet oder als „Nachwuchsforscher“, wobei der Bezeichnung Nachwuchsforscher zumeist noch ein Adjektiv beigefügt wird. Dieses charakterisiert den Doktoranden als „hoffnungsvolle[n] Nachwuchsforscher“, „recherchierende[n] Nachwuchsforscher“ und „organisierende[n] Nachwuchsforscher“. Die Charakterisierung der Professoren erfolgt, indem Meuser ihr Verhalten gegenüber ihren Doktoranden beschreibt und Erwartungshaltungen thematisiert:

Professoren erwarten, dass ihre Doktoranden jederzeit zur Erledigung dringender Aufgaben zur Verfügung stehen. Und Professoren haben nur dringende Aufgaben zu erledigen. (33)

Die Komik dieser Aussage entsteht dadurch, daß im ersten Satz eine Aussage gemacht wird, die sich auf einen speziellen Sachverhalt bezieht, nämlich die Erledigung dringender Aufgaben, im zweiten Satz aber wird deutlich, daß der Spezialfall der Normalfall ist. Das Fehlen eines Artikels weist zudem auf die Allgemeingültigkeit der Aussage hin. Den Doktoranden wird empfohlen, den „korreferierenden“ Professor, so bezeichnet Meuser den Zweitgutachter, besonders zu pflegen:

Nehmen Sie ihm bei jeder sich bietenden Gelegenheit die Tasche ab, öffnen Sie ihm freundlich evtl. im Weg stehende Türen (aber lassen Sie dabei die Tasche nicht fallen) und fragen Sie ihn ab und zu um Rat. Achten Sie aber darauf, dass Sie nicht übertreiben. (36)

Komisch wirkt hier nicht nur der Professor, der, so muß der Leser annehmen, sich von solchen Hilfsdiensten beeindruckt läßt, sondern auch der Doktorand, der nicht nur zur selbstverständlichen Höflichkeit angehalten werden muß, sondern der zudem noch der Ermahnung, die Tasche nicht fallen zu lassen, bedarf.

Die Professoren, die am Rigorosum teilnehmen, bedürfen dagegen, so Meuser, keiner besonderen Pflege, einige „aufbauende Begegnungen (im Fachjargon Gesichtspflege genannt)“ (38) seien ausreichend. Die verspottende Absicht wird hier durch den Ausdruck „Gesichtspflege“ offenkundig: Hier wird eine eingeführte Übertragung eines Wortes aus dem kosmetischen Bereich in den beruflichen verwendet und dies als Ausdruck der Fachsprache beschrieben. Zwar ist diese Ausdrucksweise in der mündlichen, informellen Kommunikation üblich, in der schriftlichen Kommunikation ist er aber nicht angemessen und wirkt so wiederum komisch.

Die Doktoranden werden nicht wie die Professoren explizit charakterisiert, sondern implizit, durch die Ratschläge, die ihnen für ihr Verhalten gegeben werden. So wird betont, „Promovenden [sollten] den Professoren gegenüber immer aufmerksam, freundlich und gut gelaunt auftreten“ (33), und empfohlen, sich einen Duden zu besorgen, da „Rechtschreibfehler [...] in einer Dissertation nichts zu suchen“ hätten. Durch diese banalen Ratschläge erfolgt die implizite Charakterisierung der Doktoranden, die so als sozial nicht kompetent und ungebildet dargestellt werden.

Meuser parodiert die in der Wissenschaft übliche Art der Vermittlung nach allen Regeln der Kunst. So stellt er die Wissenschaftssprache bloß, indem Selbstverständlichkeiten verkompliziert und mit Fachtermini umschrieben werden oder indem ein Teil der Literaturangaben unsinnig ist, bzw. Autoren mit verspottenden Namen wie „Hitzkopf“ zugeschrieben wird. Dadurch, daß diese Angaben aber eben nicht immer unsinnig sind, sondern sich zum Teil auch auf reale Literatur beziehen, wird der Witz subtiler und nur für den Eingeweihten erkennbar. So entsteht eine Wissenschaftsparodie, die allerdings weniger kritisch als vielmehr selbstironisch-witzig ist. Dies resultiert in erster Linie daraus, daß die erwähnten Professoren und Doktoranden nicht bloßgestellt, sondern mit Nachsicht betrachtet und vermeintliche Erklärungen für ihr Verhalten gegeben werden. Meuser, selbst Professor in Dortmund, beschreibt Angehörige der Universität mit nachsichtiger Sympathie und gibt vorgeblich logische Erklärungen für bestimmte Verhaltensweisen, indem er Motivationen aufzeigt:

Weil die Professoren [...] so viel Wert auf Kommunikation mit dem Nachwuchs legen, sehen fast alle Promotionsordnungen die Beteiligung mehrerer Typen dieses elementaren Faktors vor. (34)

### 5.3 Satirisch-parodistische Texte über das wissenschaftliche Milieu

Satirisch-parodistische Texte über das wissenschaftliche Milieu erscheinen in verschiedenen Formen. Unterschieden werden kann zunächst zwischen den selbständigen und unselbständigen Veröffentlichungen, entweder komplett satirisch-parodistisch strukturierte Bücher<sup>375</sup>, die die Aufsätze mehrerer Autoren vereinen oder ausschließlich von einem Autor verfaßt sind, oder kurze satirisch-parodistische Texte, die zumeist als Artikel in Zeitschriften, Sammelbänden etc. erscheinen.

Eine Besonderheit, die neben den komplett satirisch-parodistisch gebauten Büchern und den kurzen Prosatexten existiert, sind satirische Gedichte über das wissenschaftliche Milieu. Sie liegen im deutschen Sprachraum lediglich von Kurt Tucholsky vor<sup>376</sup>, es kann allerdings vermutet werden, daß weitere, unveröffentlichte existieren. So ist es durchaus wahrscheinlich, daß eine Art von Gebrauchsliteratur existiert, die für Feiern oder ähnliches verfaßt und mündlich vorgelesen wird.

Satiren über das wissenschaftliche Milieu wie auch Parodien auf die konventionelle Form wissenschaftlicher Vermittlung setzen – wie alle Satiren und Parodien – die Vertrautheit des Lesers mit der Sache voraus<sup>377</sup>. Die Technik der übertreibenden, verzerrenden und imitierenden Darstellung ist nur dann zu erkennen, wenn der Leser wahrnehmen kann, daß und inwiefern die Darstellung des Autors verzerrend ist, daß und was imitiert wird<sup>378</sup>. Insofern wird mit satirisch-parodistischen Texten stärker als mit anderen Gattungen ein bestimmtes Lesepublikum angesprochen<sup>379</sup>, die Kenntnis der historisch-empirischen Wirklichkeit

---

<sup>375</sup> Hier sind zu nennen: Otto Wunderlichs *Entfesselte Wissenschaft*, Thomas Meusers *Promoviren*, Max Thürkaufs *König Nobels Hofstaat*, Werner van Treeks *Wissenschaft als Satire*, Hendrik van Dooms *Botschaft und Wandel*, Siegfried Bärs *Forschen auf Deutsch* und Thomas Meusers *Grundlagen der Promotionslehre*.

<sup>376</sup> Dies sind die Gedichte *Professoren*, *Preussische Professoren*, *Marburger Studentenlied* und *Saxo-Borussen*. Da Tucholsky aber nicht zum wissenschaftlichen Milieu gerechnet werden kann, werden die Gedichte hier nicht ausführlich untersucht.

<sup>377</sup> Vgl. dazu Weiss, W. (1992): 25ff. und Mahler, A. (1992): 49.

<sup>378</sup> Zu den Formen wissenschaftlicher Darstellungen vgl. die Aufsätze von Danneberg, L., Kaulen, H. und Batts, M. in Brenner, P. (1993).

<sup>379</sup> Darauf weist auch Kämmerer hin: „Das avisierte Publikum der Satire ist immer ‚speziell‘ im Sinne einer Interessengemeinschaft. Nur so lassen sich auch die Fehlleistungen beim Verständnis einer Satire erklären, die daher rühren können, daß der Rezipient von falschen Voraussetzungen bei der Autorintention ausgeht oder daß er über einen ungenügenden Wissensstand zum Verständnis der jeweiligen satirischen Anspielung verfügt.“ (Kämmerer, H. (1999): 24).

ist hier in einem weitaus stärkeren Maße erforderlich. Bei Satiren über das wissenschaftliche Milieu und Parodien auf den wissenschaftlichen Darstellungsstil bedeutet dies neben der Kenntnis der Sache vor allem das Beherrschen eines elaborierten Codes und der entsprechenden Fachtermini – die wiederum von der einen wissenschaftlichen Disziplin zur nächsten variieren.<sup>380</sup>

Satirisch-parodistische Texte über das wissenschaftliche Milieu können nach zwei Schwerpunkten unterschieden werden: die Typen- oder Personalsatire und die Wissenschaftssatire bzw. -parodie. Bei Personal- oder Typensatiren handelt es sich um Satiren im Wortsinne, bei den Texten, die sich auf Wissenschaft und wissenschaftliche Arbeit als solche beziehen, ist dagegen die doppelte Bezeichnung ‚satirisch-parodistisch‘ sinnvoll.

Die Personal- oder Typensatire bezieht sich entweder auf konkrete Personen oder nimmt den Berufsstand des Wissenschaftlers komplett bzw. nach Rang in Professoren, Doktoren etc. untergliedert aufs Korn. Dieser Typus hat eine lange Tradition, bereits seit der Aufklärung werden so nicht nur die deutschen Gelehrten dargestellt<sup>381</sup>. Zu den immer wieder den Gelehrten zugeschriebenen Eigenschaften gehören nach Grimm

griesgrämliches Aussehen, linkisches Benehmen, schmutzige und nachlässige Kleidung, Menschenscheu, Unhöflichkeit, Starrheit und Hochmut.<sup>382</sup>

Die Ursachen für diese ‚typischen‘ Merkmale eines Gelehrten vermuten die Autoren in der abgeschiedenen Lebensweise. So weist schon von Johann Michael Loen darauf hin, daß es natürlich sei, wenn

Leute, die, anstatt mit Menschen umzugehen, fast immer zu Hause über ihren Büchern sitzen und sich da in ihre eingebildete Vortrefflichkeit verlieben, nach und nach unbelebt, finster und lächerlich werden.<sup>383</sup>

---

<sup>380</sup> Neben Texten, die sich satirisch-parodistisch mit dem wissenschaftlichen Milieu auseinandersetzen und dabei vorgeblich wissenschaftliche Kriterien für ihre Darstellung einhalten, existiert auch in der übrigen Literatur eine Reihe von Texten, die Formen wissenschaftlicher Darstellung verwenden. Wenn diese Texte sich aber nicht mit dem wissenschaftlichen Milieu beschäftigen, so sind sie im Rahmen dieser Arbeit nicht von Interesse. Einen guten Überblick über solche Texte in der europäischen Literatur bietet Stang, H. (1992).

<sup>381</sup> Zur Tradition der Gelehrtensatire wie auch der Darstellung des Gelehrten in der volkstümlichen Literatur vgl. Grimm, G. (1998) und Grimm, G. (1983).

<sup>382</sup> Grimm, G. (1998): 169.

<sup>383</sup> Von Loen, M. (1768): 21.

Einen wichtigen Unterschied weisen diese satirischen Darstellungen der Gelehrten zu den heutigen allerdings auf: Es handelt sich nicht um selbstthematizierende Texte, d.h. die Autoren gehören nicht dem wissenschaftliche Milieu an. Anders verhält es sich mit den reinen Personalsatiren bzw., wie Grimm es nennt, den „Individualsatiren“. Diese stammen von Wissenschaftlern selbst und verspotten Kollegen<sup>384</sup>. Solche satirischen Darstellungen sind heute nur selten in dieser scharfen Form zu finden oder werden nicht veröffentlicht. Annäherungen daran finden sich z.T. in Universitätsromanen<sup>385</sup>. Die Typensatire des 20. Jahrhunderts greift nur selten auf die herkömmlichen Stereotype für Professoren und Studenten zurück. Lediglich die den Professoren zugeschriebene Weltfremdheit wird thematisiert, etwa von Tucholsky in dem Gedicht *Professoren*.<sup>386</sup> In den meisten Satiren des 20. Jahrhunderts über Angehörige des wissenschaftlichen Milieus werden dagegen eigene Klischees geschaffen, indem Figuren als Typen konzipiert und ausdrücklich als solche dargestellt werden. So heißt es z.B. bei Heckmann:

Charakterstudie eines germanistischen Lehrstuhlinhabers: Er federt gern beim Gehen, besonders dann, wenn er glaubt, gesehen zu werden. Er glaubt eigentlich immer gesehen zu werden. [...] Er bemüht sich überall dort, wo er auftritt, um eine aufsehenerregende Haltung [...]. Der Doktorand der Germanistik lebt in ständiger Angst. Er bangt um das Wohlwollen seines Doktorvaters und gibt sich alle Mühe, seine Belesenheit in Fußnoten anzudeuten.<sup>387</sup>

Mit den Artikeln „eines“ und „der“ wird hier deutlich gemacht, daß es sich um eine allgemeingültige Aussage handelt bzw. daß Typen beschrieben werden<sup>388</sup>.

<sup>384</sup> Hier ist etwa an Liskows Verspottung Philippis oder die Satiren von Rabener zu denken. Weitere Beispiele nennt Grimm, G. (1998). Vgl. dazu auch 1.2.

<sup>385</sup> Ein Beispiel ist die satirische Darstellung Kurt Wölfels in Zellers *Follens Erbe*; der Erlanger Literaturwissenschaftler wird in dem Roman als Curt Schäfel karikiert (vgl. 4.2).

<sup>386</sup> Hier wird spielerisch das Stereotyp aufgegriffen und dem alten Professor der Typ des neuen, taktierenden Privatdozenten gegenübergestellt. Der alte Professor wird charakterisiert als „weltfremd, vergeßlich“, es wird aber zugleich auf die positiven Eigenschaften hingewiesen, wenn er als „stilles, manchmal tiefes Gewässer“ beschrieben wird. Der neue Typ des Privatdozenten wird dargestellt mit den Worten: „Er redet in und außerm Haus / von Politik mit viel Talent / Beziehungen zur Industrie / sind sehr beliebt, drum hat man sie.“ Daß sich die Charakterisierung des alten Professors auf gängige Stereotype bezieht, wird unter anderem dadurch deutlich, daß sie mit „man sagt“ eingeleitet wird. Allerdings ist auch hier darauf hinzuweisen, daß es sich nicht um einen selbstthematizierenden Text handelt, Tucholsky kann nicht dem wissenschaftlichen Milieu zugerechnet werden.

<sup>387</sup> Heckmann, H. (1973): 73ff.

<sup>388</sup> Eine Typisierung von Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus nimmt z.B. auch Schwanitz in *Verhinderer, Chaoten, Pedanten* [...] vor. Er teilt die Angehörigen von Hochschulgremien in verschiedene Typen ein und charakterisiert dabei z.B. den Verhinderer als „Feind aller Leistungswilligen“, den „Pedanten“ als „Virtuose[n] der Anfrage und Kontrolleur des Protokolls“ oder den Schlichter als „Moralist der Meta-Ebene, sozusagen der Parasit des Gremienge-zänks“.

Professoren werden in vielen satirisch-parodistischen Texten als von sich überzeugt und selbstherrlich dargestellt<sup>389</sup>, Studenten und Doktoranden als angepaßt oder opportunistisch<sup>390</sup>. Beide Gruppen haben weniger Interesse an den Fortschritten der Forschung als vielmehr an der Sicherung der eigenen Stellung.

Eine anders geartete Typisierung nimmt Ralf Schnell in seiner Einführung in die Germanistik<sup>391</sup> vor. Schnell stellt sieben literaturtheoretische Ansätze vor, indem er jeweils einen „typischen“ Vertreter beschreibt. Die einzelnen Typen werden dabei ausgesprochen apodiktisch dargestellt: „Der Sozialgeschichtler versteht sich als eigentlicher Erbe der ‘68er Bewegung, und das mit Recht.“<sup>392</sup> Oder „Der Feminist hat drei Mütter und einen Vater.“<sup>393</sup> Durch diese weder Widerspruch, noch Einschränkung zulassende Art der Darstellung will er die Denkrichtung pointiert und komisch darstellen, um

die gravitatische Gestalt der Ernsthaftigkeit, mit der engagierte Theoriearbeit gelegentlich einhergeht, durch Darstellungsformen zu charakterisieren, welche die Anstrengungen der Lektüre nicht erhöhen, sondern sie womöglich zu einem Vergnügen machen [...]<sup>394</sup>

Die Typisierung bezieht sich hier also nicht auf die Vertreter verschiedener hierarchischer Stufen, sondern auf diejenigen bestimmter Denkrichtungen.

Neben den Typen- bzw. Personalsatiren gibt es eine geringe Anzahl von Texten, die die wissenschaftliche Arbeit als solche satirisch oder parodistisch darstellen. In diesen Texten werden meist die formalen Anforderungen, die an die wissenschaftliche Ausarbeitung von Texten gestellt werden, imitiert und dadurch parodiert. Inhaltlich kann unterschieden werden zwischen den Texten, die sich mit den im wissenschaftlichen Milieu üblichen Konventionen beschäftigen, und denen, die unsinnige Themen vorgeblich ernsthaft abhandeln und somit die wissenschaftliche Arbeit als solche verspotten oder einfach witzig darstellen. Da die verschiedenen Typen selten in reiner Form vorliegen und da das Textkorpus re-

<sup>389</sup> „Der Professor weiß alles. Ihm ist nichts fremd. Selbst über Dinge, über die er nie zuvor etwas gehört hat, vermag er endlose Monologe von ebenso epischer Breite wie wissenschaftlicher Tiefe vorzutragen.“ (Schulte, R. in: Meuser, Th. (2000): 106).

<sup>390</sup> „Seine [des Doktoranden] sehr zurückhaltend vorgetragene eigene Meinung deckte sich eigentlich fast immer mit der des Professors. Das nennt man wissenschaftlich prästabilisierte Harmonie.“ (Heckmann, H. (1973): 73).

<sup>391</sup> Schnell, R.: *Orientierung Germanistik* (2000).

<sup>392</sup> Schnell, R. (2000): 205.

<sup>393</sup> Schnell, R. (2000): 210.

<sup>394</sup> Schnell, R. (2000): 204.

lativ klein ist, soll auf eine Einteilung hier verzichtet werden, stattdessen werden die wichtigsten Merkmale der Satiren zusammengestellt.

Formal ist in vielen Texten die Parodie der konventionellen Formen wissenschaftlicher Vermittlung zu beobachten. Der wissenschaftliche Annotationsapparat, bestehend aus Fuß- oder Endnoten und Anmerkungen, wird häufig imitiert und so parodiert. Dazu fügen die Autoren zumeist eine übermäßige Anzahl an Fußnoten in den Text ein:

Die Fußnote ist (oder gibt vor zu sein<sup>2</sup>)<sup>3</sup> Träger wissenschaftlicher Information<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Vgl. dazu die funktionelle (innere) Typologie unter B II und C II 3 sowie die Darlegung unter C V a. E.

<sup>3</sup> Es handelt sich bei dem vorstehenden Klammereinschub um eine apokryphe Fußnote vom Typ der Textfußnote in der Terminologie der morphologischen (äußeren) Typologie.

<sup>4</sup> Oder auch nicht; vgl. dazu unter C V.<sup>395</sup>

Eine andere Möglichkeit besteht darin, in den Fußnoten völlig unsinnige Informationen zu geben oder die einzelnen Fußnoten überlang zu gestalten. Auch van Doom wendet dieses Verfahren an, geht aber noch weiter und gibt Hinweise zur „Annotationenmaximierung“, denn

Da es sich nicht ausschließen läßt, daß die Titel der Veröffentlichungsliste von übereifrigen Kommissionsmitgliedern einer Autopsie<sup>37</sup> unterzogen werden – gottlob<sup>38</sup> steigert sich das Interesse nur in den allerseltensten Fällen bis zu einer gänzlich unerwünschten Lektüre<sup>39</sup> – sollte größte Sorgfalt auf eine hinreichende Ausstattung mit Anmerkungen gelegt werden.

<sup>37</sup> ?

<sup>38</sup> Man lese statt Gottlob auch Gott-sei-dank, Gottvoll, Gotenhaven etc.

<sup>39</sup> Über das Problem des Analphabetismus bei Lehrstuhlinhabern vgl. meine unveröffentlichte Studie: Über das Problem des Analphabetismus bei Lehrstuhlinhabern. Unter besonderer Berücksichtigung meiner persönlichen, namentlich genannten Bekannten.<sup>396</sup>

Zitiert wird entweder eine nachweisbare (also reale) Quelle, oder einem ‚erfundenen‘ Autor wird ein ebenso ‚erfundenes‘ Werk zugeschrieben.<sup>397</sup> Auch in Bibliographien werden häufig Werke fiktive Autoren aufgenommen, wobei zumeist nachprüfbar und fiktive Autoren und Werke durcheinandergemischt werden, wie

<sup>395</sup> Rieß, P. (1995): 2.

<sup>396</sup> Van Doom, H. (1982): 5.

<sup>397</sup> Auf eine weitere Form, die allerdings in der selbstthematizierenden Literatur nicht vorkommt, weist Stang hin: Zitiert wird in den Fußnoten der Name „einer bekannten Fachautorität, der sie dann einen reichlich abwegigen Kommentar unterschrieben. In Sinecue zum Beispiel ist der Germanist Walter Müller-Seidel eines der prominenten Opfer. Ihm wird die Autorschaft für einen unsinnigen Erklärungsversuch zu Elphinstones Randnoitz [...] unterstellt. (Stang, H. (1992): 219).

es auch bei Meuser zu beobachten ist. Fußnoten werden nicht nur in Parodien auf wissenschaftliche Werke eingefügt, es existiert daneben auch eine kleinere Anzahl von Texten, die sich mit der Fußnote als solcher beschäftigt<sup>398</sup>. Diese Texte sind wiederum parodistisch, indem sie vorgeben, ernsthafte Anhandlungen über Fußnoten zu sein. Rieß sieht in *Vorstudien zu einer Theorie der Fußnote* einen auffälligen Gegensatz zwischen der Häufigkeit der Fußnote in wissenschaftlichen Abhandlungen und „der geringen wissenschaftlichen Behandlung, die die Fußnote als solche erfahren hat.“<sup>399</sup> Er regt die „Begründung einer Fußnotenlehre (Fußnotologie) als eigenständiger Wissenschaft von der Fußnote“<sup>400</sup> an. In den Text eingefügt ist eine übermäßige Anzahl an Fußnoten, zumeist ist maximal die Hälfte einer Seite mit dem eigentlichen Text gefüllt, der Rest besteht aus Fußnoten. Die Parodie der Anlage wissenschaftlicher Texte wird im zweiten Teil des Textes fortgesetzt, wenn ein „Schema zur systematischen Fußnotenlehre“ entwickelt wird, das z.B. „Begriff und Wesen der Fußnoten“, die „Fußnotentypologie“ und die „Empirische Fußnotenlehre“ kategorisierend erfaßt.

Ein weiteres Merkmal der satirisch-parodistischen Texte ist die Beifügung von sogenannten abstracts. Die in Zeitschriften übliche Voranstellung englischsprachiger Zusammenfassungen wird parodiert und satirisch übersteigert, wenn sich z.B. in Lehner et al. neben der englischen auch lateinische, französische oder frühneuhochdeutsche Zusammenfassungen finden<sup>401</sup>.

Inhaltlich wird die satirische oder einfach komische Absicht des Textes häufig dadurch deutlich, daß in den Texten ein völlig unsinniges Thema vorgeblich ernsthaft abgehandelt wird. Dies kann die Untersuchung des „Germknödelparadigma[s] als Substistenzmedium der sozialökologischen Forschung“<sup>402</sup> sein, „die Geheimsprache von Kustoden“<sup>403</sup> oder eben die Fußnote, die außer Rieß z.B. auch Fisch und Strohschneider in *Die Basis des wissenschaftlichen Diskurses* behandeln. Von dem gewählten unsinnigen Thema wird zumeist behauptet, es handele sich um eine neue wissenschaftliche Disziplin. Dies war bei Meuser e-

---

<sup>398</sup> Satirische Abhandlungen über Fußnoten gibt es auch in der englischen oder amerikanischen Literatur vielfach, vgl. etwa Grafton, A. (1998).

<sup>399</sup> Rieß, P. (1995): 2.

<sup>400</sup> Rieß, P. (1995): 2f.

<sup>401</sup> Vgl. Lehner et al. (1980): 7ff.

<sup>402</sup> Untertitel von *De Arte Germoecologiae* von Halfer, B. und Schneider, N. (1987).

<sup>403</sup> Wagenknecht, Chr. und Wieckenberg, E. P. (1976): 259.

benso zu sehen wie etwa bei Wunderlich, der die „Wissenschaftsbetriebslehre“ untersucht, die

aus der Erkenntnis entstanden [ist], daß der Wissenschaftsbetrieb eigenen Gesetzmäßigkeiten folgt, die in anderen Gesellschaftsbereichen kaum gültig, möglich oder verständlich erscheinen, und daß sein Studium deshalb einer eigenen institutionell verankerten Fachdisziplin bedürfe.<sup>404</sup>

Lehner et al. beschäftigen sich mit dem „Sünde-Übel-Zusammenhang“ und stellen bedauernd fest, daß dieser bislang nur mit Mitteln der nicht-quantifizierenden Dogmatik untersucht worden sei:

Diese vergeltungstechnischen Ansätze bleiben der Monokausalität des Sünde-Sühne-Transmissionsmechanismus verhaftet und überblicken nicht den simultanen Gesamtzusammenhang, dem jede irdische Bußgemeinschaft ausgesetzt ist. Erst neuere Ansätze ermöglichen es, die Errungenschaften moraltheologischer Methodologien auf die pastorale Arbeit zu übertragen.<sup>405</sup>

Das Vorgehen der Autoren ist immer das gleiche: Ein abstruses Thema wird gewählt, von dem behauptet wird, es handele sich um ein wissenschaftliches Desiderat. Dieses wird dann vorgeblich wissenschaftlich stringent untersucht, wobei zumeist der wissenschaftliche Anspruch dadurch dokumentiert wird, daß die formalen Normen wissenschaftlicher Arbeit streng eingehalten werden. Ein frühes herausragendes Beispiel für dieses Verfahren ist Lichtenbergs *Fragment von Schwänzen*<sup>406</sup>, dem er die 1775-1778 erschienenen *Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* von Johann Kaspar Lavatter parodiert<sup>407</sup>.

Siegfried Bärns Satire *Forschen auf Deutsch* ist etwas anders angelegt: Hier wird nicht ein unsinniger Sachverhalt vorgeblich ernsthaft untersucht, hier handelt es sich um einen Ratgeber für Studenten der Naturwissenschaften, die erfahren sollen, was im Studium wirklich auf sie zukommt:

Diese Tatsache und die Hierarchie der deutschen Forschung sind dem Studenten so unbekannt wie die Hochzeitsbräuche der Nuer. [...] Dieses Buch will dem Mißstand abhelfen. Es schildert ohne soziologischen Sprachquark die innere Wirklichkeit der deutschen Forschung. Es ist keine langweilige Festredensammlung,

<sup>404</sup> Wunderlich, O. (1995): 179.

<sup>405</sup> Lehner et al. (1980): 18f.

<sup>406</sup> Lichtenberg, G. Chr. (1972): 256ff.

<sup>407</sup> Auf die Satiren und Parodien Lichtenbergs kann hier wegen der Beschränkung der Arbeit auf das 20. Jahrhundert nicht näher eingegangen werden, vgl. dazu Grimm, G. (1998): 163f. und Grimm, G. (1983): 739. Mit Lichtenbergs Satiren beschäftigen sich daneben Buechler, R. (1990) und der von Heinz Ludwig Arnold herausgegebene Band *Georg Christoph Lichtenberg* der Reihe *Text und Kritik*. Zu dem *Fragment von Schwänzen* siehe auch Riha, K. (1992).

sondern ein kleiner, machiavellistischer Leitfaden für jene, die in den Tiefen der deutschen Forschung wandeln. Wer sich auf das soziale Risiko einer Forschungslaufbahn einläßt, muß die Spielregeln kennen. Dieses Buch beschreibt sie, deutsch und deutlich.<sup>408</sup>

Die satirische Absicht des Textes kommt hier weniger in der Wahl des Themas als vielmehr in dessen Ausgestaltung zum Ausdruck, denn Bär beschreibt reale Sachverhalte, wenngleich drastisch überspitzt.

Zwischen Personalsatire und Wissenschaftssatire ist Walter Benjamins *Acta Muriensa*<sup>409</sup> angesiedelt. Hier wird das Vorlesungsverzeichnis und „Auszüge aus den Mitteilungen der Akademie: Rezensionen“<sup>410</sup> der fiktiven Universität Muri wiedergegeben. Dabei ist die Personalsatire insofern vertreten, als Benjamin bekannten Berliner Professoren seiner Zeit unsinnige Vorlesungs- und Forschungsthemen zuspricht, wie etwa „Prof. A. von Harnack: Das Osterei. Seine Vorzüge und seine Gefahren“<sup>411</sup> oder „Prof. Roethe: Übungen über Fontanes Wanderungen durch Mark und Bein“<sup>412</sup>. Neben bekannten Wissenschaftlern seiner Zeit nimmt Benjamin aber auch andere Denker in sein Vorlesungsverzeichnis auf, so z.B. einen „Prof. I. Kant“ der „Übungen über Erdmann. Von Leibniz bis Bahlsen“<sup>413</sup> anbietet. Die den Wissenschaftlern zugeschriebenen Themen entstehen offenbar assoziativ, wie im Fall von Leibniz, wo nicht von dem Philosophen, sondern von der bekannten Gebäckfabrik ausgegangen und die Verbindung mit einer anderen Gebäckfabrik „Bahlsen“ geschaffen wird. Daneben findet sich, besonders in den Auszügen aus den Mitteilungen, auch wissenschaftssatirische Teile. Hier wird etwa ein Forschungsdesiderat benannt, nämlich die Frage, warum Kant einen Zopf trug. Benjamin lobt ein angeblich aus dem Nachlaß von Christian Morgenstern erschienenes Buch „Collegium Logicum“, in dem dieser durch einen Syllogismus die fehlende Begründung liefert:

Alle Indianer tragen Zöpfe.  
Kant war ein Indianer.  
Also trug Kant einen Zopf.<sup>414</sup>

---

<sup>408</sup> Bär, S. (1996): 16.

<sup>409</sup> Benjamin, W. (1977): 442-448.

<sup>410</sup> Benjamin, W. (1977): 442.

<sup>411</sup> Benjamin, W. (1977): 441.

<sup>412</sup> Benjamin, W. (1977): 442.

<sup>413</sup> Benjamin, W. (1977): 441.

<sup>414</sup> Benjamin, W. (1977): 446.

Hier ist, ähnlich wie in der Personalsatire, weniger eine wirkliche Kritik auszumachen, als vielmehr die Lust am Unsinn, was darin zum Ausdruck kommt, daß die Themen nur zum Teil in Beziehung zu den angeblichen Verfassern stehen und es sich bei den Genannten nicht ausschließlich um noch lebende und arbeitende Professoren handelt, sondern auch bekannte Denker aufgenommen werden.

Ein weiteres Merkmal satirisch-parodistischer Texte über das wissenschaftliche Milieu ist die Verwendung von Namenskomik. Zum Teil werden die dargestellten Figuren selbst mit komischen oder sprechenden Namen belegt, vor allem aber die zitierten bzw. in Fußnoten erwähnten Autoren. Sie heißen M. Alleszaehler, M. Wirrlein oder Prof. Plauderer<sup>415</sup>. Bei den Namen ist zudem zu beobachten, daß häufig eine antiquierte Schreibweise gewählt wird, wie etwa Merckwürden mit „ck“ oder Alleszaehler mit „ae“. Dies charakterisiert den Träger des Namens nicht nur als merkwürdig im Sinne von schrullig, sondern zugleich auch als altmodisch und nicht auf dem neusten (wissenschaftlichen) Stand. Nur selten geben sich auch die Verfasser der Texte ein witziges Pseudonym, wie etwa van Doom, der mit diesem fiktiven Namen darauf hinweist, daß der Verfasser des Textes nicht zu erkennen und benennen, also ein Phantom ist.

Daneben finden sich zum Teil auch satirische Texte, die sich ausschließlich auf die im wissenschaftlichen Milieu üblichen Verhaltensweisen beziehen, ein Beispiel hierfür ist Heckmanns *Lebenslauf eines Germanisten in aufsteigender Linie*. In diesen Texten werden zumeist als typisch dargestellte Verhaltensweisen beschrieben. Heckmann macht deutlich, daß sein Protagonist Peter Wind ‚der typische‘ Germanist ist, indem er zwischen die erzählenden Passagen über Peter Winds Studium und Karriere allgemeine Aussage über ‚den Germanisten‘ oder ‚die Germanistik‘ einstreut, in denen etwa erklärt wird:

Die Germanistik ist die Kunst, den Studenten glauben zu machen, was der Dichter wirklich gemeint hat, selbst dann, wenn er nichts gemeint hat.<sup>416</sup>

Oder: „Nach dem ersten Semester befindet sich der Germanist in einem Zustand der Verwirrung.“<sup>417</sup> In diesen Texten resultiert die Komik aus der Perspektive des Erzählers: Er nimmt eine erhöhte Position ein, beobachtet die dargestellten Wis-

---

<sup>415</sup> Wunderlich, O. (1993): 89.

<sup>416</sup> Heckmann, H. (1973): 71.

<sup>417</sup> Heckmann, H. (1973): 73.

senschaftler (wie in einem Tierversuch) und macht sie so zum Objekt des Textes.

Wie die Typen- und Personalsatiren, so haben auch Wissenschaftssatiren und -parodien eine lange Tradition<sup>418</sup>, reichen bis hin zu Lichtenberg. Im zwanzigsten Jahrhundert gewinnen sie in den selbstthematizierenden Literatur über das wissenschaftliche Milieu aber erst wieder ab den achtziger Jahren zunehmend an Beliebtheit. Ein Beispiel hierfür ist die im Konstanzer Faude Verlag erschienene Reihe der „Litzelstätter Libellen“. Als erster Band erschien 1980 *De statu corruptionis: Entscheidungslogische Einübung in die Höhere Amoralität* von Lehner, Meran und Möller; der große Erfolg veranlaßte den Verlag, fünf weitere Bände herauszugeben.

Inwieweit der moralische Anspruch von Satiren, einen vom Autor empfundenen Mißstand „in der ihn akut umgebenden Welt“<sup>419</sup> darzustellen, sich in satirisch-parodistischen Texten über das wissenschaftliche Milieu wiederfindet, ist schwierig zu beurteilen. Fragt man, was genau der Stein des Anstoßes für den Autor ist, so findet man in kaum einem der Texte eine Antwort. Meusers Sammelband über „Promo-Viren“ stellt das wissenschaftliche Milieu witzig dar, spottet sicherlich über einige übliche Verhaltensweisen, ein veritabler Kritikpunkt ist als solcher aber nicht auszumachen. Gleiches gilt für die Texte Wunderlichs oder Heckmanns, beschreiben sie doch witzig das wissenschaftliche Milieu, parodieren die Anforderungen eines wissenschaftlichen Schreibstils, haben aber keinen konkret auszumachenden Kritikpunkt. Nur der übermäßige Gebrauch von Fußnoten in Satiren und Parodien kann wohl als Kritik an der immer mehr zunehmenden Verwendung von Fußnoten in wissenschaftlichen Texten verstanden werden. Anders sieht es bei Typen- und Personensatiren aus, hier ist das, was Anstoß erregt, deutlich zu erkennen, sei es, daß es sich gegen eine konkret benennbare Person richtet, sei es, daß ein bekannter Typus aufs Korn genommen wird.

Satirisch-parodistische Texte über das wissenschaftliche Milieu ergänzen das Bild dieses Milieus, das durch die selbstthematizierende Literatur entsteht, um eine ebenso kritische wie komische Facette. Die Kritik wird hier jedoch weniger

---

<sup>418</sup> Vgl. dazu Stang, H. (1995): 21ff.

<sup>419</sup> Weber, D. (1995): 165.

an speziellen Denkweisen oder an der Form der wissenschaftlichen Vermittlung als solcher geübt, sondern an der falschen, unangebrachten oder übertriebenen Verwendung konventioneller wissenschaftlicher Formen, wie etwa der Fußnote. Die Themen, auf die sich diese Texte beziehen, unterscheiden sich kaum von denen der belletristischen Darstellung des wissenschaftlichen Milieus: Ebenso wie im Universitätsroman, z.B. bei Schwanitz, werden hier Verhaltensweisen aufs Korn genommen, werden überhebliche Professoren und faule oder dumme Studenten beschrieben, ebenso, wie z.B. bei Zeller, werden reale Vorbilder überspitzt dargestellt und so verspottet.

Im Unterschied zu Universitätsromanen und sonstigen erzählenden Texten über das wissenschaftliche Milieu spielt aber in den satirisch-parodistischen Texten die wissenschaftliche Arbeit als solche eine größere Rolle. Hier wird nicht der Wissenschaftler in bezug auf seine Forschung dargestellt oder karikiert, hier wird die Forschung an sich imitiert und parodiert, wobei eine wirklich inhaltliche Auseinandersetzung mit bestimmten Theorien o.ä. allerdings kaum zu beobachten ist. Auffällig ist das verstärkte Auftreten von Satiren ab den achtziger Jahren, also nach dem Ende des ‚deutschen Herbstes‘. Hier wäre zu überlegen, ob dies eine Reaktion auf die veränderten gesellschaftlichen Umstände sein könnte: Als die Angst vor Repression nachläßt (die wiederum im Universitätsroman dazu führte, daß plötzlich nicht die Gegensätze von wissenschaftlichem Milieu mit der übrigen Gesellschaft, sondern die Unterschiede innerhalb des Milieus zwischen verschiedenen Gruppen thematisiert wurden), kommt die Fähigkeit zur Selbstironie zutage.

## 6. Schlußbetrachtung: Wissenschaft – Literatur – Wissenschaft

Ziel dieser Arbeit war es, die Selbstthematierung des wissenschaftlichen Milieus zu analysieren, zu untersuchen, wie Angehörige des wissenschaftlichen Milieus dieses in fiktionalen Erzähltexten darstellen. Indem viele verschiedene Texte in unterschiedlicher Hinsicht untersucht wurden, ist letztlich ein Bild entstanden, das über die Breite und Verschiedenheit bei der Ausgestaltung des Themas Aufschluß gibt.

Dabei konnte zunächst einmal festgestellt werden, daß es in der deutschen Literatur – entgegen der gängigen Meinung – sehr wohl solche Texte, seien es Universitätsromane, seien es sonstige Formen der Selbstthematierung des wissenschaftlichen Milieus, gibt. Unterschiede und Gemeinsamkeiten eben dieser Texte sollen im folgenden unter den Stichworten Definitionen, Erzählsituation, erzählte Orte, erzählte Zeit, Figuren, Schilderung des Milieus und Entwicklung des Themas in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts zusammengefaßt werden<sup>420</sup>.

*Definitionen:* Universitätsromane sind eine eigene Gattung, zu der alle langen fiktionalen Erzähltexte gehören, in denen die Universität das konstitutive Element der Handlung ist, diese initiiert und motiviert. In Universitätsromanen wird eine literarische Beschreibung des Lebens an einer Hochschule – die allerdings, so haben die Analysen gezeigt, immer eine Universität ist – vorgenommen. Daneben existiert eine zweite, weitaus heterogenere Gruppe von Texten, die auch fiktional das wissenschaftliche Milieu thematisieren, die aber nicht der Gruppe der Universitätsromane zugerechnet werden können. Nicht die Hochschule selbst ist in diesen Texten handlungskonstituierend und -motivierend, sondern lediglich ein Aspekt des Hochschullebens; das kann die wissenschaftliche Arbeit ebenso sein wie die Verwendung der geschlossenen sozialen Situation an einem Lehrstuhl als Setting für einen Kriminalroman. Da es in dieser Arbeit um die Selbstthematierung des wissenschaftlichen Milieus geht, sind ausschließlich

---

<sup>420</sup> Unter den genannten Stichworten sind die Texte, die nicht unbedingt fiktionale Erzähltexte sind, also satirisch-parodistische Texte, nicht immer mit zu behandeln. Merkmale dieser Texte werden deshalb am Ende des Abschnitts kurz dargestellt.

solche Texte berücksichtigt worden, deren Autoren zum wissenschaftlichen Milieu gehören.

*Erzählsituationen:* Bei der Untersuchung von Universitätsromanen und den anderen Formen der fiktionalen Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus fällt erzähltechnische Einfachheit auf. Nahezu alle untersuchten Texte sind in der typischen Erzählsituation des 20. Jahrhunderts, der auktorial-personalen, verfaßt; Versuche, die Texte literarisch ansprechend zu gestalten, neue Erzählsituationen auszuprobieren, formal innovative Texte zu verfassen, gibt es kaum. Die Wahl der auktorial-personalen Erzählsituation hat für die Autoren, wie Stanzel es formuliert, den Vorteil, wenig Aufmerksamkeit und kreative Anspannung auf die Abfassung der Texte richten zu müssen<sup>421</sup>. Es wurde bei der Untersuchung deutlich, daß die Erzähler ihre Schwerpunkte auf die inhaltliche Dimension der Texte legen; nicht wie, sondern was erzählt wird, ist für sie entscheidend. Zugleich fiel auf, daß ein deutlicher Schwerpunkt auf der Darstellung innerer Vorgänge liegt; dies wurde etwa in *Der Campus*, in dem häufig die Gedanken Hackmanns dargestellt werden, ebenso deutlich wie bei Merciers *Perlmanns Schweigen*, einem Roman, der überwiegend die Gedanken seines Protagonisten erzählt. Im Mittelpunkt steht immer die subjektive Empfindung über die Institution Universität. Außer fiktionalen Erzählungen und Romanen gibt es keine andere literarische Großform, die die Autoren von selbstthematizierenden Texten über das wissenschaftliche Milieu verwenden: René Zey beschäftigt sich in dem Gedichtband *Sommersemester – Wintersemester* mit dem Leben an der Hochschule, Dramen über das wissenschaftliche Milieu wurden nicht gefunden.

*Erzählte Orte:* Bezüglich der Universitätsorte, die in den Romanen und Erzählungen geschildert werden, läßt sich keine eindeutige Aussage machen. Ein Teil der Texte ist an realen Universitäten loziert<sup>422</sup>, ein weiterer an Orten, die man erkennt, deren Namen aber verfremdet sind<sup>423</sup>, und ein dritter schließlich an nicht

---

<sup>421</sup> Vgl. Stanzel, F. (1995): 19.

<sup>422</sup> Dies sind etwa Noltes *Die Intrige*, Dorns *Berliner Aufklärung*, -kys *Burnout*, Schwanitz' *Der Campus* und *Der Zirkel*.

<sup>423</sup> Hier wären Stengls Roman *Stifflingen*, in dem deutlich die Stadt Tübingen zu erkennen ist, Bodensteins *Das Ernie-Prinzip*, der erkennbar in Flensburg spielt oder Zellers *Follens Erbe*, der in Erlangen angesiedelt ist, zu nennen.

zu bestimmenden Orten bzw. Universitäten<sup>424</sup>. Ein Unterschied etwa zwischen Universitätsromanen und den übrigen Texten zur Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus kann nicht ausgemacht werden, ebenso wenig wie die Nennung oder Nicht-Nennung eines realen Ortes mit der Schärfe etwaiger Kritik an der dargestellten Hochschule zusammenhängt.

*Erzählte Zeit:* Die erzählte Zeit ist in den meisten Texten relativ kurz, die Zeitspannen variieren von einer Woche (Wierichs) bis zu einem Jahr (Zeller). Dies hängt unter anderem damit zusammen, daß die Strukturen vieler Romane oft ähnlich der eines Kriminalromans sind, einer Gattung, für die die Kürze der erzählten Zeit typisch ist. Die Einteilung des akademischen Jahres spielt für die Romane und Erzählungen keine Rolle; Texte, die in der vorlesungsfreien Zeit spielen, finden sich ebenso wie solche, die eine Handlung während des Semesters darstellen.

*Figuren:* Betrachtet man die Figuren, die die Erzähler von Universitätsromanen und anderen selbstthematizingen Texten über das wissenschaftliche Milieu einsetzen, so fällt auf, daß die Texte in erster Linie von Professoren und Studenten berichten. Die Wahl einer Professorenfigur als Protagonist erklärt sich einerseits aus der Bekanntheit der Figur – jeder Leser hat eine, wenn auch diffuse Vorstellung davon, wie Professoren sind, es existieren Stereotype, auf die zurückgegriffen werden kann (vgl. dazu auch weiter unten), und zum anderen gibt die Wahl eines Professors als Protagonist Freiheit in der Handlungsführung. Damit geht die Möglichkeit einher, verschiedene Aspekte des Hochschullebens darzustellen. So beschreibt etwa Schwanitz ein System aus Intrigen gegen einen angesehenen Professor, Mercier dagegen schildert die Auseinandersetzung eines Professors mit wissenschaftlichen Theorien, und Hüfner stellt einen Forschungsprozeß in den Mittelpunkt seines Romans. Studentenfiguren sind als Protagonisten seltener. Zwar bietet sich auch bei dieser Figur der Vorteil der relativen Bekanntheit (einschließlich der Stereotype), die Freiheit bei der Handlungsgestaltung endet aber zumeist dann, wenn von Berührungen des wissenschaftlichen Milieus mit dem politischen erzählt werden soll. Schwieriger wird bei

---

<sup>424</sup> Die sind z.B. Pörksens *Weißer Jahrgang*, Wierichs *Professoren sterben selten leise* oder Tholpeks *Der frühe Rückzug*.

der Wahl eines studentischen Protagonisten auch die Darstellung der Mitarbeit in der Selbstverwaltung der Hochschule. Doch kann auch hier der Zweifel an der wissenschaftlichen Arbeit eines Studenten geschildert werden, wie etwa bei Pörksen, der Student als Ermittler in einem Kriminalroman tätig werden wie bei Schmickl, oder eben die Erfahrung eines Studenten in autobiographischen erzählenden Texten thematisiert werden. Dozenten, also Angehörige des sogenannten Mittelbaus, stehen nicht so häufig im Mittelpunkt eines Romans oder einer Erzählung: Über diese Gruppe existiert zum einen kein so fest umrissenes Vorstellungsbild, wie dies bei den anderen Gruppen der Fall ist, zum anderen haben sie weder die Freiheit noch eine so typische Entwicklung wie die Studenten. Die Wahl der ausschließlich männlichen Formen bei den Beschreibungen entspricht hier der Lage in den Texten, außer bei Dorn und Nolte stehen keine weiblichen Figuren im Mittelpunkt eines Romans. Bei den Erzählungen kommen zwar mehr Protagonistinnen vor, doch auch hier überwiegt eindeutig die Zahl der männlichen Hauptfiguren. Hierin kann eine Abbildung der realen Situation an den deutschen Hochschulen gesehen werden, in denen Frauen in hochqualifizierten Positionen immer noch relativ selten sind. Ebenso sind die Autoren in der Mehrzahl männlich; eine mögliche Erklärung hierfür könnte die Tatsache sein, daß die meisten Autoren die Universität nicht nur als Studenten, sondern auch als Doktoranden und Mitarbeiter und oft auch als Professoren kennen, und die Anzahl der Frauen in dieser Gruppe immer noch relativ gering ist, auch wenn sie – zumindest in den Geistes- und Sozialwissenschaften – unter den Studierenden mittlerweile mehr als die Hälfte stellen.

Die Figurencharakterisierung in erzählenden Texten kann entweder auf der Ebene der Figuren oder auf der des Erzählers geschehen, und auf beiden Ebenen kann wiederum unterschieden werden zwischen impliziter und expliziter Figurencharakterisierung.<sup>425</sup> Durch diese verschiedenen Aussagen entsteht ein Bündel aus Merkmalen, das die literarische Figur konstituiert. In Universitätsromanen, wie auch in den sonstigen Texten der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus, geschieht die Figurencharakterisierung auf beiden Informationsebenen und -typen, jedoch fällt auf, daß das ‚Merkmalsbündel‘, das die Erzähler ‚schnüren‘, oft von geringem Umfang ist. Das heißt, daß die Figuren nur im Hin-

---

<sup>425</sup> Vgl. zum folgenden Fricke, H. und Zymner, R. (1996): 151ff.

blick auf einige Aspekte beschrieben werden. So entstehen keine Individuen, keine literarischen Figuren mit individueller Prägung, so entstehen aber auch keine Typen.<sup>426</sup> Denn die wenigen genannten Merkmale sind keineswegs immer identisch, es gibt kaum wiederkehrende Merkmale.<sup>427</sup> Die Erzähler schaffen zu meist einfach unvollständige, oft unfertige und oberflächlich beschriebene Figuren und eben darin liegt eine Schwäche von einigen der untersuchten Texte. Generell fällt auf, daß Universitätsromane eher vollständige literarische Figuren schaffen als andere Texte, zumindest auf die drei hier ausführlich vorgestellten Universitätsromane trifft dies zu. Allerdings sind auch die Figuren bei Mercier oder bei Funck mit relativ vielen Merkmalen dargestellt, während die Merkmalsdichte z.B. bei Hüfners *Der Physiker und sein Experiment* oder Tholpeks *Der frühe Rückzug* gering ist, so daß eine Verallgemeinerung auch hier wieder nicht möglich ist.

Einen Entwicklungsprozeß machen nur wenige Figuren in Universitätsromanen und in anderen Texten zur Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus durch, und eben ein solcher Prozeß scheint ein Merkmal für die literarische Qualität der Texte zu sein. Die Schilderung eines Veränderungsprozesses des Protagonisten – und dieser ist in den untersuchten Texten fast immer ein Desillusionierungsprozeß – macht den Text anspruchsvoller, vielschichtiger. Wird eine solche Entwicklung dargestellt, dann kann der Text als solcher auch für Leser, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören, von Interesse sein.

*Schilderung des Milieus:* Die Darstellung des wissenschaftlichen Milieus geschieht in den hier untersuchten Texten auf drei verschiedene Weisen: Zum ersten indem eine Figur, die zum wissenschaftlichen Milieu gehört, dieses themati-

---

<sup>426</sup> Der Begriff des ‚Typus‘ wird in der Literaturwissenschaft zumeist nur auf dramatische Texte bezogen und hat oft eine negative Konnotation. In dieser Arbeit sollte eigentlich dieser Begriff auch auf Prosatexte bezogen werden, eine Definition ist aber insofern unnötig, als Typen in den hier untersuchten Texten keine Rolle spielen. Einen Überblick über die verschiedenen Definitionen und auch die Versuche, diese auf Prosatexte zu beziehen, gibt Ruckteschell, K. von (1990): 81ff.

<sup>427</sup> Bei der Darstellung der Figuren fällt auf, daß die Erzähler keineswegs auf Stereotype wie den zerstreuten Professoren, den weltfremden Gelehrten oder den verlotterten Studenten zurückgreifen. Auch die Entstehung neuer Stereotype ist nicht zu beobachten; so findet man vergeßliche Professoren ebenso wie zielstrebige Wissenschaftsmanager, faule Studenten ebenso wie interessierte und fleißige.

sieht, zum zweiten, indem eine außenstehende Figur dies macht, und zum dritten durch Aussagen des Erzählers und durch seine Organisation des Erzählten.

(1) Bei der Einstellung, die die Protagonisten der Texte zur Universität, zum wissenschaftlichen Milieu insgesamt artikulieren, fällt grosso modo die Abwertung auf, die in vielen Texten zum Ausdruck kommt. Häufig beklagen die Figuren selbst den Verfall an den Hochschulen, den Untergang alter Werte und Ideale und benennen auch die Schuldigen für diesen schlechten Zustand: die Gesellschaft, von der das wissenschaftliche Milieu abgegrenzt wird. Dies kommt besonders in Universitätsromanen zum Ausdruck, in denen immer wieder die Zweiteilung Gesellschaft – Universität dargestellt wird, und die Ansprüche der Gesellschaft an die Universität als überzogen und falsch beschrieben werden. Generell läßt sich beobachten, daß nur Universitätsromane sich mit der expliziten Darstellung verschiedener Milieus beschäftigen. Die Konzentration auf das wissenschaftliche Milieu, die Abgrenzung von anderen bringt mit sich, daß durch die schärfere Grenzziehung andere Milieus expliziter behandelt werden können. Da, wo wissenschaftliches und politisches Milieu klar voneinander getrennt sind, ist die Darstellung von – untergründigen und unbekanntem – Verbindungen möglich und für die Erzähler reizvoll. In den übrigen Texten zur Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus ist diese Zweiteilung in dieser Ausprägung nicht vorhanden und die Sicht aus der Innenperspektive auf das wissenschaftliche Milieu auch nicht so explizit negativ. Die Figuren selbst lehnen das wissenschaftliche Milieu nicht in gleicher Weise ab, wie die Figuren von Universitätsromanen dies tun. Die negative Sicht von innen auf das eigene Milieu wird aber in dem Moment durchbrochen, in dem eine Figur das eigene Fach mit einem anderen vergleicht: Andere Disziplinen werden zumeist als noch schlechter als die eigene dargestellt, wobei die positive Bewertung des eigenen Faches nur selten explizit geschieht, zumeist wird die eigene Disziplin implizit dadurch aufgewertet, daß andere abgewertet werden.

(2) Wenn Figuren, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören, dieses in Erzählungen und Romanen beschreiben, dann werten auch sie das Milieu zumeist ab und machen den Akademikern dabei zwei immer wieder vorkommende Vorwürfe: Zum einen wird ihre Sprache als unverständlich kritisiert, woraus die Figuren in den meisten Fällen auf Arroganz schließen, zum anderen wird deutlich gemacht, daß sie die Themen, mit denen sich die Wissenschaftler beschäfti-

gen, für wenig relevant halten. Diese negative Sicht aus der Außenperspektive auf das wissenschaftliche Milieu wurde in Thea Dorns *Berliner Aufklärung* ebenso deutlich wie in Hermann Kinders *Vom Schweinemat der Zeit*. Mit ihren Aussagen über das wissenschaftliche Milieu karikieren sich die außenstehenden Figuren dabei allerdings zumeist selbst, so ist in ihren Aussagen immer wieder ihre Unkenntnis erkennbar, wenn sie unsinnige Forderungen stellen oder offensichtlich falsche Bewertungsmaßstäbe anlegen. Indem der Erzähler außenstehende Figuren schildert, die sich weder der eigenen Unwissenheit bewußt sind, noch die völlige Richtigkeit des eigenen Lebensentwurfes in Frage stellen, macht er deutlich, daß seine Sympathien auf der Seite der Angehörigen des wissenschaftlichen Milieus liegen<sup>428</sup>. Auch wenn die Figuren, die selbst zum Milieu gehören, und auch die Erzähler dies kritisieren, so wehren sie sich doch gegen die Vorwürfe von außen. Die Kritik, die die Außenstehenden in den Universitätsromanen an den Akademikern äußern, trifft sich mit dem, was Autoren von satirisch-parodistischen Texten bemängeln.

Neben der Sprache, die in fast allen Satiren als lächerlich hingestellt wird, indem etwa ‚wissenschaftlich klingende‘ Begriffe erfunden werden, wird häufig auch der Inhalt der Forschung karikiert. Dies geschieht zumeist dadurch, daß neue Forschungsgebiete erfunden werden, bei denen der Unsinn für den nicht eingeweihten Leser kaum zu erkennen ist. In diesem Punkt trifft sich die Kritik der beschriebenen fiktionalen Figuren, die nicht zum wissenschaftlichen Milieu gehören, mit der Kritik, die Autoren, die zum Milieu gehören, in Satiren über dieses äußern.

(3) Die negative Bewertung des wissenschaftlichen Milieus geschieht nicht nur durch die Aussagen der Figuren im Erzähltext, sondern auch in dessen Organisation durch den Erzähler und vor allem durch die Auswahl der Themen. Das, was erzählt wird, vermittelt häufig ein negatives Bild der Universität, so etwa die Intrigen, die in einer Vielzahl von Universitätsromanen beschrieben werden. In den Untersuchungen konnte festgestellt werden, daß Intrigen nicht nur ein häufiges Thema von Universitätsromanen sind, sondern daß sie zumeist auch als zum System gehörig dargestellt und nicht etwa als unmoralisch verurteilt werden. In den anderen Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus

---

<sup>428</sup> Vgl. hierzu Kinder, H. (1980): 133ff.

werden nur vereinzelte Intrigen oder Intrigenversuche dargestellt, so etwa bei Mercier, wenn der Protagonist versucht, den Text eines anderen Professors verschwinden zu lassen, um einen eigenen Betrug zu verschleiern, oder in der Kriminalerzählung *Die nackte Wahrheit* von Schwanitz, wo ein Professor mordet, um die Aufdeckung einer Intrige zu verhindern.

Ein Schwerpunkt der meisten selbstthematisierenden Texte des wissenschaftlichen Milieus liegt auf der Darstellung der subjektiven Empfindungen der Protagonisten. Dies fällt im besonderen bei der Schilderung von Forschung auf: Hier interessiert die Erzähler nicht der Fortschritt im Erkenntnisprozeß, hier spielen vielmehr die Empfindungen des Forschenden gegenüber seiner Tätigkeit eine Rolle, was z.B. in Zellers *Follens Erbe* wie auch in *Perlmanns Schweigen* von Mercier deutlich wird. Die methodisch kontrollierte Beobachtung wird durchbrochen von der persönlichen Teilnahme des Forschenden, wobei diese Verknüpfung allerdings im Universitätsroman kaum reflektiert wird. In den anderen Formen der Selbstthematization ist dies z.T. anders, so wird bei Mercier diese persönliche Teilnahme am Forschungsprozeß sowohl vom Protagonisten wie vom Erzähler reflektiert, auch bei Pörksen finden sich solche Ansätze. Die Texte vermitteln den Eindruck, daß die Arbeit nicht losgelöst von dem Wissenschaftler (und in einigen Fällen auch vom Studenten) betrachtet werden kann, sondern diesen vielmehr insgesamt fordert – und dies gilt auch für Texte, die Naturwissenschaftler in den Mittelpunkt stellen, wie etwa bei Hüfner. Umgekehrt wird auch in vielen Texten deutlich, daß die Ergebnisse der Arbeit (besonders bei den Geisteswissenschaften) von den Forschenden selbst, von ihren persönlichen Interessen, abhängen. Wenn sich die Erzähler von Universitätsromanen und anderen Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus mit Forschung beschäftigen, dann vermitteln sie das Bild, daß die Forschenden nicht nur an der Sache an sich interessiert sind, sondern sich zum Teil von ihrer wissenschaftlichen Arbeit auch Lösungen von persönlichen Problemen erhoffen, wie dies etwa bei Pörkens *Weißer Jahrgang* deutlich wurde.

*Entwicklung des Themas:* Eine Entwicklung des Themas Wissenschaft bzw. wissenschaftliches Milieu in der selbstthematisierenden Literatur ist im 20. Jahrhundert kaum auszumachen. Weder sind bei der Wahl der Erzählsituation große Veränderungen festzustellen, noch bei der inhaltlichen Dimension der Texte. Die

viele Texte prägenden Intrigen finden sich sowohl in Romanen von 1905 als auch in solchen, die 1998 verfaßt wurde. Auffällige Veränderungen sind lediglich bei der Darstellung der Geschlossenheit des wissenschaftlichen Milieus festzustellen, die sich in den siebziger Jahren stark wandelt. Während in den sonstigen Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus ab der Darstellung der Studentenbewegung von 1968 die Spaltung innerhalb der Hochschule beschrieben wird, wird diese Veränderung im Universitätsroman erst ab dem Zeitpunkt virulent, als die Erzähler beginnen, sich mit dem ‚deutschen Herbst‘ zu beschäftigen. Die beschriebene Spaltung trennt nicht Hochschule und Gesellschaft, sondern die systemkritischen von den systemaffirmativen Angehörigen der Universitäten.

Die Auflistung der verschiedenen, hier untersuchten Aspekte fiktionaler Texte zur Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus macht deutlich, daß es sich um höchst disparate Texte handelt, die keine feste Handlungsstruktur aufweisen. Den ‚klassischen Universitätsroman‘ gibt es ebensowenig wie die ‚übliche Handlung eines Universitätskrimis‘ oder ‚die traditionelle Darstellung von Forschung‘. Zudem fällt auf, daß sich die Texte weder auf bekannte englische oder amerikanische Traditionen des Universitätsromans beziehen, noch auf deutsche, wie den Studentenroman.

*Satirisch-parodistische Texte:* Satiren und Parodien sind eine beliebte Form der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus, sie greifen die gleichen Themen auf wie die fiktionalen Erzähltexte. Die wissenschaftliche Arbeit spielt in diesen Texten eine größere Rolle; die Formen der wissenschaftlichen Darstellung werden imitiert und parodiert, wobei allerdings kaum eine inhaltliche Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Positionen o.ä. zu beobachten ist. Daneben existieren Personal- und Typensatiren, in denen sich die Autoren entweder mit im wissenschaftlichen Milieu üblichen Verhaltensweisen, oder explizit mit dem Verhalten einer bestimmten Person beschäftigen.

Damit ergibt sich aus der Untersuchung der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus in der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts: Die Universität ist das konstitutive und allen gemeinsame Element der Texte, alles andere

folgt weder festen Regeln noch eingeführten Darstellungsweisen. Eine konventionelle Form der Darstellung des wissenschaftlichen Milieus, sei es im Universitätsroman, sei es in anderen erzählenden Texten, gibt es nicht.

### *Wissenschaftliche Thematisierung der Selbstthematierung*

Wissenschaftliche Thematisierungen der fiktionalen Selbstthematierung des wissenschaftlichen Milieus in der deutschen Literatur gibt es bislang kaum<sup>429</sup>. Dagegen gibt es in wachsender Zahl Untersuchungen von deutschen Anglisten und Amerikanisten zum anglo-amerikanischen Universitätsroman<sup>430</sup>. Diese Untersuchungen erwähnen zumeist auch kurz die Lage in der deutschen Literatur und stellen dabei übereinstimmend fest, daß es in Deutschland diese literarische Gattung nicht oder so gut wie nicht gibt<sup>431</sup>. Daß diese Aussage in ihrer Pauschalität falsch ist, hat die Untersuchung gezeigt, interessant sind aber die Begründungsversuche für das vermeintliche Fehlen der deutschen Universitätsromane, die die Wissenschaftler liefern.

Drei Begründungsansätze stellen die deutschen Autoren vor: den strukturell-funktionalen, den sozialen und den literaturimmanenten. Mews, Antor und mit Einschränkungen auch Weiss gehen davon aus, daß das vermeintliche Fehlen des deutschen Universitätsromans aus der Struktur der deutschen Universität resultiert. Der strukturelle und funktionale Unterschied der deutschen Universitäten von den amerikanischen und englischen sei verantwortlich für den Mangel an deutschen Universitätsromanen.<sup>432</sup> Zu den anglo-amerikanischen Besonderhei-

---

<sup>429</sup> Nur Hermann Kinders Aufsatz *Vom lustigen Exoten zum traurigen Exempel* in dem von Nischik herausgegebene Band *Uni literarisch* beschäftigt sich mit der deutschen Literatur, ist dabei aber nicht ausschließlich auf das 20. Jahrhundert beschränkt. Die Unterschiede zwischen den Roman *Der Campus* von Schwanitz und der Verfilmung untersucht Paech in dem selben Band.

<sup>430</sup> Als Monographien sind hier zu nennen sind: Weiss, W. (1994), Antor, H. (1996), Dubber, U. (1991), Goch, M. (1991), Borchardt, C. (1997) und Himmelsbach, B. (1992). Weitere Aufsätze zum englischen und amerikanischen Universitätsroman stammen von Weiss, W. (1995), Bungert, H. (1967), Rechwitz, E. (1987), Mews, S. (1987).

<sup>431</sup> So erklärt z.B. W. Weiss, daß es sich lohne „darüber nachzudenken, warum der Universitätsroman auf den angelsächsischen Sprachraum beschränkt blieb, und sich nicht in der deutschsprachigen Literatur etablieren konnte.“ (Weiss (1995): 447) und Himmelsbach stellt fest: „Romane, deren Protagonisten deutsche Professoren oder Dozenten sind, gibt es kaum [...].“ (Himmelsbach, B. (1992): 8). Auch Antor erklärt, daß es sich „um ein überwiegend angelsächsisches Phänomen handelt], das vor allem in Großbritannien und in den USA verbreitet ist. [...] [V]on einer deutschen Tradition des Universitätsromans [kann] nicht die Rede sein.“ (Antor (1996): 3).

<sup>432</sup> „Im Gegensatz zu den überaus zahlreichen Vertretern des Genres in England und Amerika sind in der deutschen Literaturgeschichte Campus-Romane weithin unbekannt. Dieses Tatsache hat ihren Grund darin, daß die deutsche Universität strukturell und in ihrer bildungspoliti-

ten ist auch das soziale Leben innerhalb der Institution Hochschule, speziell auf dem Campus, zu zählen, dessen Fehlen in Deutschland für die Autoren auch das Fehlen des Universitätsromans begründet.<sup>433</sup> Dies geht Hand in Hand mit dem zweiten Begründungsansatz, dem sozialen. Weiss wie auch Himmelsbach behaupten, das geringe Ansehen deutscher Hochschulen begründe das Fehlen des deutschen Universitätsromans<sup>434</sup>. Weiss erklärt weiter, daß amerikanische Universitäten – im Gegensatz zu deutschen – als wichtige Erziehungsinstitutionen wahrgenommen würden „und schon deshalb deren fiktionale Portraits eine breitere Leserschaft finden.“<sup>435</sup>

Beide Erklärungen sind so nicht haltbar. Es scheint sich vielmehr um topische Begründungen zu handeln, die seit Jahren beständig reproduziert werden. Denn ein soziales Universum, wie es die deutsche Universität ist, kann unabhängig von räumlichen Gegebenheiten, funktionalen und strukturellen Verankerungen und sozialem Ansehen sehr wohl beschrieben werden. Sicherlich zwingt der Unterschied zur anglo-amerikanischen Tradition die Autoren, neue, eigene Darstellungsformen zu entwickeln, die fiktionale Beschreibung wird aber nicht per se unmöglich. Daß es Möglichkeiten der fiktionalen Darstellung der Institution gibt, hat diese Untersuchung gezeigt, wie auch, daß diese im deutschen Sprachraum noch keine konventionelle Darstellungsweise gefunden haben.

Einen anderen Ansatz wählt Borchardt in ihrer Begründung. Sie geht davon aus, daß die institutionellen Unterschiede in deutschen und englischen Universitäten zu verschiedenen literarischen Traditionen führen:

Dort [in der deutschen Literatur] konnte der Diskurs über Bildung von der Institution losgelöst behandelt werden und führte zur Schaffung der Untergattung Entwicklungs- und Bildungsroman. In England zerfällt dieser Diskurs in institutionsgebundene Vertextungen (Universitätsroman) und institutionsferne Formen,

---

schen Ausrichtung weder dem Modell des englischen noch dem des amerikanischen Colleg Systems [sic!] entsprach [...]. (Mews, S. (1987): 221).

<sup>433</sup> „[I]m Gegensatz zur deutschen [ist] die anglo-amerikanische Universität kein Ort [...], der nur zum Lehren und Lernen aufgesucht wird, sondern wo sich in den *Colleges*, im *Campus* und in den *Common Rooms* ein soziales Leben mit der ganzen Vielfalt von Kontakten und Beziehungen entfalten kann.“ (Weiss, W. (1994): 4).

<sup>434</sup> „Eine Begründung für die unterschiedlich starke Verbreitung des englischen und des deutschen Universitätsromans liegt sicher darin, daß das anglo-amerikanische Universitätssystem sich wesentlich vom deutschen Hochschulsystem unterscheidet, denn englische und amerikanische Universitäten weisen eine sehr viel stärker ausgeprägte soziale Struktur auf und sind von größerer Bedeutung für die Heranbildung einer gesellschaftlichen Elite als deutsche Hochschulen.“ (Himmelsbach, B. (1992): 8).

<sup>435</sup> Weiss, W. (1995): 447.

die die Universität oft als negative Folie aufrufen und für die der deutschen Begriff ‚Bildungsroman‘ benutzt wird.<sup>436</sup>

Dieser Begründungsansatz scheint mir am schlüssigsten – sofern man der These von Borchardt, daß Universitätsromane „vom Bild der Bildung handeln“, folgt.<sup>437</sup>

Die bisherigen Ausführungen dürfen aber nicht dahingehend verstanden werden, daß die Formen der Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus in der deutschen Literatur üblich oder gar häufig sind. Daß es in Deutschland keine der englischen vergleichbare Tradition des Universitätsromans zu gibt, ist unbestritten. Warum werden aber die Texte, die vorhanden sind, in der Literaturwissenschaft kaum wahrgenommen? Ist es die – oft geringe – literarische Qualität der Werke, besteht eine Scheu, sich mit Texten über das eigene Milieu zu befassen, interessiert sich lediglich ein juveniles Publikum für diese Art von Literatur?

Die geringe Qualität, die zudem nicht kennzeichnend für sämtliche Texte der fiktionalen Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Milieus ist, kann als Grund für das Fehlen von wissenschaftlichen Untersuchungen ausgeschlossen werden. Dagegen spricht schon die Tatsache, daß eine ausführliche Forschung zum Trivialroman existiert, dessen geringer literarischer Wert wohl unbestritten ist. Eine Untersuchung der anspruchsvolleren Werke wäre zudem dann durchaus möglich gewesen. Daß sich ausschließlich ein jugendliches Publikum oder eines mit wenig Interesse an qualitativ hochwertiger Literatur für die fiktionalen Selbstthematierungen des wissenschaftlichen Milieus interessiert, darf als hochgradig unwahrscheinlich angesehen werden. Die große öffentliche Aufmerksamkeit, die einzelne Universitätsromane bei ihrem Erscheinen fanden (man denke nur an Schwanzitz' *Campus*), spricht ebenso gegen diese These wie die Tatsache, daß sämtliche Literatur, die sich mit dem Umfeld der Leser beschäftigt – wie die immer erfolgreicher werdenden Heimatkrimis – auf zunehmend großes Interesse

---

<sup>436</sup> Borchardt, C. (1997): 37.

<sup>437</sup> Eine andere Idee, die aber leider nicht näher ausgeführt wird, äußert Kühn in seiner Rezension von Borchardts Monographie, indem er Unterschiede im Wissenschaftsstil als Begründung für die Seltenheit der deutschen Universitätsromane vermutet: „Es darf spekuliert werden, ob der Mangel an fiktionaler, häufig selbstironisch-komischer Literatur über Hochschulen durch teutonisch ernsthafte wissenschaftliche Untersuchungen kompensiert werden soll.“ (Kühn, Th. (1998): 373).

stößt. Das eigene Umfeld in fiktionalisierter Form zu erleben, übt sicherlich auf viele Leser einen großen Reiz aus.

Bleibt als letzte Möglichkeit die Scheu von Wissenschaftlern, sich mit der fiktionalen Literatur über das eigene Milieu zu beschäftigen. Diese Scheu ist nicht nur für die Autoren typisch – was die geringe Quantität von fiktionalen Selbstthematierungen des wissenschaftlichen Milieus erklärt – sondern auch für die Rezipienten. Die Verbundenheit der Leser mit der dargestellten Welt läßt sich zum Beispiel an der emotional engagierten Rezeption erkennen. Diese wird zwar von allen Autoren erwähnt<sup>438</sup>, ist aber schwierig nachzuweisen. Denn die kritischen Bemerkungen, die zudem zeigen, daß die Leser das entsprechende Werk nicht als Literatur, sondern als Abbildung der Wirklichkeit betrachten, finden sich kaum in den veröffentlichten Rezensionen, sind also nicht zu belegen.<sup>439</sup>

Daß diese Scheu, sich mit dem eigenen Milieu zu beschäftigen, in Deutschland vorhanden ist, bestätigen z.B. die Wissenschaftler, die sich mit dem englischen Pendant beschäftigen. So merkt etwa Weiss an, daß

die geringe Distanz akademischer Kritiker und Literaturhistoriker zur Universität [...] manchen dazu verleite, zum einen diese Romane nur nach ihrer Genauigkeit und Richtigkeit in der Schilderung ihres beruflichen Milieus zu beurteilen, oder sie gar als Schlüsselromane zu lesen, zum anderen aber emotional zu reagieren, wenn sie mit Karikaturen oder Satiren ihrer eigenen Zunft konfrontiert wurden.<sup>440</sup>

Auch Borchardt beobachtet diesen Sachverhalt<sup>441</sup>.

Als wahrscheinlichste Begründung für das Fehlen von wissenschaftlicher Thematisierung fiktionaler Selbstthematierung des wissenschaftlichen Milieus ist also die Scheu von Wissenschaftlern, sich wissenschaftlich und öffentlich mit fiktionalen Texten über das eigenen Milieu zu beschäftigen, anzunehmen. Die Tatsache, daß Universitätsromane wie auch andere Formen der Selbstthematierung im Deutschen nach wie vor relativ selten sind, korrespondiert mit eben dieser Scheu: Mit der Fiktion verstößt man gegen ein ungeschriebenes Gesetz, das besagt, daß Wissenschaftler keine Romane über die Universität schreiben, wenn jemand dies doch tut, so wird der Text – zumindest im öffentlichen wissen-

---

<sup>438</sup> Neben Schwanitz erwähnten dies auch Spitzer und Funck in Gesprächen mit der Verfasserin.

<sup>439</sup> Vgl. dazu 4.5.

<sup>440</sup> Weiss, W. (1994): 2.

<sup>441</sup> Borchardt, C. (1997): 17.

schaftlichen Diskurs – kaum thematisiert. In der nicht öffentlichen Diskussion innerhalb der Universität werden diese Texte aber sehr wohl thematisiert.

Die Tatsache, daß es sowohl deutsche Universitätsromane wie auch andere Formen der Selbstthematization des wissenschaftlichen Milieus gibt, hat die Untersuchung bislang gezeigt. Warum diese in Deutschland anders aussehen als in England und Amerika; das zu untersuchen ist die Aufgabe künftiger komparatistischer Forschung.

### *Ein Ausblick*

Wie selbstthematizierende Texte über das wissenschaftliche Milieu arbeiten, welche Merkmale sie aufweisen, das hat die vorliegende Arbeit dargestellt. Abschließend soll eine Hypothese formuliert werden, die vielleicht erklären kann, warum die Texte so sind, wie sie sind. Dazu wird nun nicht mehr ausschließlich auf die Literatur, sondern auf die außerliterarische Realität Bezug genommen. Die Verifizierung oder Falsifizierung dieser These, die nicht mehr mit rein literaturwissenschaftlichen Methoden zu leisten ist, müssen künftige Arbeiten erbringen.

Universitäten sind Institutionen der höheren Bildung, und so liegt die Überlegung nahe, daß der deutsche Bildungsbegriff, der sich z.B. von dem englischen oder amerikanischen unterscheidet, Einfluß auf die Entstehung von Romanen und Erzählungen über eine Bildungsinstitution hat. Deshalb wird im folgenden ganz kurz und unter Rückgriff auf die einschlägige Literatur die Geschichte des deutschen Bildungsbegriffes dargestellt. Dieser ‚Gang in die Geschichte‘ ist deshalb notwendig, weil – so die Überlegung – das heutige Selbstverständnis der Universität und ihrer Professoren immer noch von der Tradition des Bildungsbegriffes beeinflußt wird.

Im 18. Jahrhundert ist eine Etablierung und Säkularisierung des Bildungsbegriffes festzustellen, Assmann nennt in *Arbeit am nationalen Gedächtnis*<sup>442</sup>, dafür einige Gründe<sup>443</sup>: Mit dem Beginn der Aufklärung fällt der Umbau der deutschen Gesellschaft von einer stratifizierten zu einer funktional differenzierten zusammen. Mit diesem Wandel beginnt in Deutschland eine zunehmende Spezialisie-

---

<sup>442</sup> Assmann, A. (1993).

<sup>443</sup> Der folgenden Darstellung folgt in erster Linie der Arbeit Assmanns (1993).

rung, mit dem Fortschritt der Technik sind zunehmend Spezialkenntnisse gefragt.<sup>444</sup> Als Resonanz darauf wird der Begriff der Bildung von dem der Ausbildung abgetrennt, Bildung soll nun die zunehmenden sozialen Probleme der Gesellschaft lösen. Betont wird die Innerlichkeit von Bildung, Bildung ist nicht mehr durch Lernen an Institutionen zu erlangen, sondern entsteht, so Wilhelm von Humboldt, vielmehr im Menschen selbst:

Wenn wir aber in unserer Sprache Bildung sagen, so meinen wir damit etwas zugleich Höheres und mehr Innerliches, nämlich die Sinnesart, die sich aus der Erkenntnis und dem Gefühle des gesamten geistigen und sittlichen Strebens harmonisch auf die Empfindung und den Charakter ergießt.<sup>445</sup>

Durch die Differenzierung zwischen Bildung und Ausbildung wird zugleich deutlich, daß Bildung nicht Mittel zum Zweck ist, nicht ‚dem Broterwerb dient‘, sondern, daß die Betonung auf ihrem Selbstzweck liegt. Der Bildung werden nun gleich zwei Aufgaben zugeordnet: Zum einen muß die „Kluft zwischen Gelehrten und Ungelehrten“<sup>446</sup> überbrückt werden, deshalb wird zunehmend die Alphabetisierung des Volkes betrieben, aus Bildung wird Volksbildung. Andererseits besteht aber auch zunehmend Distinktionsbedarf, der auch von der Bildung erfüllt werden soll. Der Begriff der Bildung muß also zwei gegensätzliche Aufgaben erfüllen, durch die Volksbildung wird jedem die Möglichkeit, sich ‚zu bilden‘ gegeben, andererseits bilden die ‚Gebildeten‘ eine Elite. Es entsteht eine deutsche „Bildungsreligion“<sup>447</sup>, wie Assmann es nennt, „Kunst und Geschichte bilden die zentralen Schauplätze und Inhalte des Bildungsdiskurses.“<sup>448</sup> Dabei unterscheidet sich Deutschland insofern von anderen Nationen, als die Ausdifferenzierung von Kultur als einem eigenen Diskurs hier sehr viel stärker zum Tragen kommt, was vielleicht mit der fehlenden territorialen Geschlossenheit Deutschlands zu erklären ist.

Dies ist die Stimmung in Deutschland, als ab 1806, nach den napoleonischen Kriegen und dadurch stark beeinflusst, die Universitäten reformiert werden. Die stärkste Veränderung ist dabei die Verstaatlichung der Universitäten, die mit ei-

---

<sup>444</sup> Der Gelehrte wird nun zum Wissenschaftler, vgl. dazu auch 1.2.

<sup>445</sup> Wilhelm von Humboldt, zitiert nach Assmann, A. (1993): 25.

<sup>446</sup> Assmann, A. (1993): 27.

<sup>447</sup> Assmann, A. (1993): 40.

<sup>448</sup> Assmann, A. (1993): 46.

ner Verringerung ihrer Autonomie einhergeht. Diese Veränderungen richten sich nicht nur gegen die Universitäten, sondern auch gegen die Zünfte und alle weiteren stark autonom geprägten Einrichtungen, mit Ausnahme der Kirchen.

Das entspricht einer strukturellen Notwendigkeit; ein Zentralstaat kann keine staatsähnlichen Hoheitsgebilde neben sich dulden.<sup>449</sup>

Besonders die Finanzierung der Universitäten durch Landesherrn bot diesen die Möglichkeit, in die Verwaltung einzugreifen. Als Geldgeber verlangten die Fürsten z.B. Mitspracherecht bei der Ernennung der Professoren, wodurch die Autonomie stark eingeschränkt wurde; außerdem wurde die universitäre Jurisdiktion 1806 abgeschafft.

Die äußere Veränderung der Universitäten hatte natürlich auch einen Wandel im Inneren zur Folge. Da die äußere Autonomie nicht mehr vorhanden war, bemühten sich die Universitäten verstärkt um eine innere Autonomie:

Denn gesellschaftliche Nützlichkeit oder gar Wirksamkeit war nicht mehr gefragt im Universitätswesen, das seine äußere Autonomie verloren hatte an den Staat und um so heftiger sich um eine neue innere Autonomie bemühte. Angesagt war daher Wissenschaftlichkeit, verstanden als Form oder auch nur Indiz allein von sich selbst gesteuerter, methodischer Prozesse der Kenntniserweiterung wenn nötig, in entschlossener und sehr weitgehender Spezialisierung.<sup>450</sup>

Bis hierhin bin ich bei der Darstellung des deutschen Bildungsbegriffes der einschlägigen Literatur gefolgt, die sich jedoch nicht mit der Frage beschäftigt, ob und wie sich das Bildungsideal und der Verlust der äußeren Autonomie auch auf die fiktionale Literatur auswirkt.

Die verlorene äußere Autonomie und der damit einhergehende Versuch, die innere Autonomie zu stärken, führen u.a. dazu, daß die Mitglieder der Universität versuchen, sich gegen die Gesellschaft abzuschotten. Diese Abschottung geschieht auch durch eine extrem elaborierte Sprache, die für Außenstehende unverständlich ist. Nun ist eine Wissenschaftssprache ein Kennzeichen jeder Expertenkultur, Tatsache ist aber, daß in Deutschland kaum Versuche gemacht werden, das Wissen der Expertenkulturen in eine allgemeinverständliche Sprache zu übertragen. Dies hat zum Beispiel zur Folge, daß der Wissenschaftsjournalismus in Deutschland im Vergleich etwa mit dem angelsächsischen relativ

---

<sup>449</sup> Weimar, K. (1989): 174.

<sup>450</sup> Weimar, K. (1989): 224f.

schlecht ist<sup>451</sup>, daß es keine Tradition von populärwissenschaftlichen Schriften gibt. Und dies führt, so die Hypothese, auch dazu, daß in Deutschland kaum fiktionale Texte über das wissenschaftliche Milieu verfaßt werden, denn diese informieren auch die Außenstehenden eben über Interna der Hochschulen. Wenn in Deutschland Romane über Universitäten verfaßt würden, die gar wie in England, ein „eminent dialogisches Genre“<sup>452</sup> bildeten, würde so die Grenze zwischen Universität und Gesellschaft zwar nicht aufgehoben, aber durchlässig gemacht.

---

<sup>451</sup> Auf die verschiedenen Stile im Umgang mit Wissenschaft weist auch Schwanitz hin: „Entsprechend gibt es in England – und durch Übertragung in Amerika – eine starke Tradition wechselseitiger Resonanz von Literatur und Wissenschaft, was u.a. dazu führte, daß im Vergleich zu Deutschland der Wissenschaftsjournalismus dort sehr gut ist und daß viele Wissenschaftler es nicht verschmähen, durch literarische Darstellungstechniken ihren Gegenstand auch für Laien verständlich und für alle attraktiver zu machen.“ (Schwanitz, D. (1990): 32).

<sup>452</sup> Antor, H. (1996): 713.

## 7. Literaturverzeichnis

### 7.1 Primärliteratur

#### 7.1.1 *Universitätsromane*

- Bodenstein, Eckhard: *Das Ernie-Prinzip. Ein Campusroman*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1999
- Dorn, Thea: *Berliner Aufklärung*, Berlin: Rotbuch 1996
- Heichen, Walter: *Die Stiefkinder der alma mater. Roman aus einer Universitätsstadt*, Dresden: Gustav Herrlich 1905
- Hüfner, Stefan: *Der Physiker und sein Experiment. Aus dem Leben eines außerordentlichen Professors*, Konstanz: Universitätsverlag 1988
- Kinder, Hermann: *Vom Schweinemat der Zeit*, Zürich: Diogenes 1980
- Nolte, Dorothee: *Die Intrige. Ein Campus-Roman*, Berlin: Argon 1998
- Schmickl, Gerald: *Alles, was der Fall ist*, Wien: Deuticke 1994
- Schwanitz, Dietrich: *Der Campus*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1995
- Schwanitz, Dietrich: *Der Zirkel. Eine romantische Komödie*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1998
- Spitzer, Hartwig: *Elfenbeinturm. Roman einer Universität*, Frankfurt a.M.: R. Fischer 1993
- Stengl, Britta: *Stiftlingen. Ein Universitätsroman*, Tübingen: Klöpfer und Meyer 1997
- Tholpek, Hans: *Der frühe Rückzug. Ein Hochschulroman*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag 1987
- Trudt, Heiner: *Bockenheimer Bouillabaisse. Ein Uni-Krimi*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1997
- Wierichs, Peter: *Professoren sterben selten leise*, Mühlheim: Graf von Westarp 1986
- Zeller, Michael: *Follens Erbe. Eine deutsche Geschichte*, München: dtv 1990

#### 7.1.2 *Sonstige selbstthematizierende Texte des wissenschaftlichen Milieus*

- Doutiné, Heike: *Wanke nicht, mein Vaterland*, Hamburg, Düsseldorf: Classen 1970
- Fuchs, Peter: *Niklas Luhmann – beobachtet. Eine Einführung in die Systemtheorie*, 2., durchgeseh. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag 1993

- Funck, Gisa: *Echt fertig! Tagebuch einer Examenskandidatin*, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2000
- Henisch, Peter: *Der Mai ist vorbei*, Frankfurt a.M.: Fischer 1978
- Jaeggi, Urs: *Brandeis*, Darmstadt und Neuwied: Luchterhand 1978
- Jens, Walter: *Der Mann, der nicht alt werden wollte*, Hamburg: Rowohlt 1955
- Jens, Walter (Hg.): *Studentenalltag*, München: Droemersch Verlag 1985
- Lang, Roland: *Ein Hai in der Suppe oder das Glück des Philipp Ronge*, München, Gütersloh, Wien: Bertelsmann Autoren Edition 1975
- Mautz, Kurt: *Der Urfreund*, Paderborn: Igel-Verlag 1996
- Mercier, Pascal: *Perlmanns Schweigen*, München: Knaus 1997
- Plumpe, Gerhard und Werber, Niels: *Systemtheorie in der Literaturwissenschaft oder Herr Meier wird Schriftsteller*. In: Fohrmann, Jürgen und Müller, Harro (Hgg.): *Systemtheorie in der Literatur*, München: Fink 1996
- Pörksen, Uwe: *Weißer Jahrgang*, Düsseldorf: Böhme und Erb 1979
- Schneider, Peter: *Lenz. Eine Erzählung*, Berlin: Rotbuch 1986
- Schwanitz, D. u.a.: *Amoklauf im Audimax*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1998
- Timm, Uwe: *Heißer Sommer*, München, Gütersloh, Wien: Bertelsmann Autoren Edition 1974
- Vesper, Bernward: *Die Reise*, Frankfurt: März bei Zweitausendeins 1977
- Viehbahn, Fred: *Das Haus Che oder die Jahre des Aufruhrs. Ein historisches Provisorium*, Hamburg: Merlin 1973
- Walther, Helmut / Dicke, Klaus / Gröschner, Rolf / Müller, Wolfgang: *Unter Talar. Eine Kriminalgeschichte aus dem universitären Milieu*, mit einem Nachw. von Gottfried Willems, Jena: Jenaer Universität-Buchhandlung 1999, zugleich auch: auf der Homepage der Universität Jena, [www.uni-jena.de](http://www.uni-jena.de)
- Zey, René: *Sommersemester – Wintersemester*, Essen: Rene Zey Verlag 1980
- Zey, René: *Hauptstudium. Eine Erzählung*, überarb. u. erw. Ausg., Mülheim: Westarp 1985

### 7.1.3 Satiren und Parodien

- Bär, Siegfried: *Forschen auf Deutsch: Der Machiavelli für Forscher und solche, die es noch werden wollen*, 3. Aufl., Thun, Frankfurt a.M.: Deutsch 1996
- Benjamin, Walter: *Acta Muriensa*. In: *Gesammelte Schriften*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977

- Heckmann, Herbert: *Lebenslauf eines Germanisten in aufsteigender Linie*, in: Kolbe, Jürgen (Hg.): *Ansichten einer künftigen Germanistik*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein 1973
- Hulme, John: *De inventione cantus volx.. Poetische Grundlagentexte aus der dekonstruktivistischen Frühgeschichte der deutsch-französischen Cohabitation*, Konstanz: Faude 1990
- Lehner, Hansjörg / Meran, Georg / Möller, Joachim: *De statu corruptionis: Entscheidungslogische Einübung in die höhere Amoralität*, Konstanz: Faude 1980
- Mehlmann, Alexander: *De salvatione fausti. Die Wette zwischen Faust und Mephisto im Licht von spieltheoretischem Calcül und neuerem Operational Research. Approximativ zweisprachige Ausgabe*, Konstanz: Faude 1989
- Meuser, Thomas: *Promo-Viren. Zur Behandlung promotionaler Infekte und chronischer Doktoritis*, Wiesbaden: Gabler 1994
- Meuser, Thomas: *Promo-Viren. Zur Behandlung promotionaler Infekte und chronischer Doktoritis. 2., völlig infizierte Aufl.*, Wiesbaden: Gabler 2000
- Mummendey, Hans Dieter: *De Vampyris. Auf dem Weg zu einer sozialen Psychophysiologie des akuten Vampirismus*, Konstanz: Faude 1982
- Rieß, Peter / Fisch, Stefan / Strohschneider, Peter: *Prolegomena zu einer Theorie der Fußnote*, Münster, Hamburg: LIT 1995
- Scholares Trebeises: *De oeconomia intergalactica. Von schnellen Volkswirtschaften, kosmischen Handelshemmnissen und extraterrestrischer Kapitalflucht*, Konstanz: Faude 1989
- Stemmler, Theo: *Über den Morbus utilitaris. Fabelhafter Bericht an eine Akademie*, in: *Forschung & Lehre* 2/2000, S. 84-86
- Thürkauf, Max: *König Nobels Hofstaat. Satiren und böse Geschichten zum Wissenschaftsbetrieb*, Berg, Stuttgart: Hallwag 1975
- Treek, Werner van: *Wissenschaft als Satire*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1998
- Van Doorn, Hendrik: *Botschaft und Wandel. Rezeptionstheoretische und komparatistische Studien zu den deutsch-niederländischen Literaturbeziehungen*, 2.völlig rev. Aufl., Rijnhausen: de Coster 1982
- Wagenknecht, Christian und Wieckenberg, Ernst Peter: *Die Geheimsprache der Kustoden. Voruntersuchungen zu ihrer Erforschung*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, Stuttgart: Metzler 1976
- Wunderlich, Otto: *Entfesselte Wissenschaft. Beiträge zur Wissenschaftsbetriebslehre*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1993

#### 7.1.4 Weitere erwähnte oder benutzte Texte

- Alberts, Jürgen: *Keplers Traum*, Stuttgart: Klett Cotta 1989
- Arnim, Achim von: *Hollins Liebesleben*, in: *Sämtliche Romane und Erzählungen*, Band 2, hg. von Walter Migge, München: Hanser 1963
- Arnim, Ludwig Achim von: *Halle und Jerusalem. Ein Studentenspiel und Pilgerabentheuer*, Heidelberg: Mohr und Zimmer 1811
- Benrath, Henry: *Die Mutter der Weisheit. Roman eines Jahres*, Friedberg: Verlag der Bindernagelschen Buchhandlung 1982
- Bergrath, Jan: *Hamlets Schottlandfahrt – Lebendige Wissenschaft*, Ulm: Literaten Verlag 1987
- Bloem, Walter: *Der krasse Fuchs*, Leipzig, Zürich: Grethlein & Co. 1911
- Broch, Hermann: *Die unbekannte Größe*, hg. u. eingel. von Ernst Schönwiese, Zürich: Rhein-Verlag 1961
- Bürgel, Bruno H.: *Vom Arbeiter zum Astronomen*, Berlin: Ullstein & Co. 1919
- Djerassi, Carl: *Cantor's dilemma*, London: Macdonald 1990
- Dürrenmatt, Friedrich: *Die Physiker. Eine Komödie in zwei Akten*, Zürich: Diogenes 1998
- Geldsetzer, Lutz: *Die Philosophenwelt In Versen vorgestellt*, Stuttgart: Reclam 1995
- Goethe, Johann Wolfgang von: *Faust*, hg. u. kom. von Erich Trunz, München: Beck 1994
- Grafton, Anthony: *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*, aus dem Amerikanischen von Jochen Bußmann, München: dtv 1998
- Halfar, Bernd und Schneider, Norbert: *De arte germoecologiae. Das Germknödelparadigma als Subsistenzmedium der sozialökologischen Forschung*, Konstanz: Faude 1987
- Händler, Ernst Wilhelm: *Kongreß*, Frankfurt a.M.: Frankfurter Verlagsanstalt 1996
- Happel, Eberhard Werner: *Der akademische Roman*, Bern, Stuttgart, Wien: Scherz 1962
- Hensel, Kerstin: *Auditorium panopticum*, Leipzig: Mitteldeutscher Verlag 1991
- Herwegh, Georg: *Herweghs Werke zweiter Theil, Gedichte und kritische Aufsätze aus den Jahren 1839 und 1840*, hg. von Herman Tardel, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart: Deutsches Verlagshaus Bong & Co o.J.
- Huizinga, Klaas: *Das Ding an sich. Eine unerhörte Begebenheit aus dem Leben Immanuel Kants*, München: Albrecht Knaus 1998
- Humm, Rudolf Jakob: *Universität oder Ein Jahr in Leben des Daniel Seul*, Zürich, Stuttgart: Classen 1977

- Jankowsky, Kurt: *Professor an der Leine. Kriminalsatire*, Göttingen: Schlender 1977
- Jean Paul: *Dr. Katzenbergers Badereise*, in: Werke, hg. von Norbert Miller, mit einem Nachw. von Walter Höllerer, Band 6, München: Hanser 1963
- Klier, Walter: *Grüne Zeiten*, Wien, München: Deuticke 1998
- Kober, August Heinrich: *Einst in Berlin. Rhapsodie 14*, nach dem Tode des Verfassers hg. u. bearb. von Richard Kirn, Hamburg: Hoffmann und Campe 1956
- ky: *Die Klette*, in: -ky: Zu einem Mord gehören zwei / Es reicht doch, wenn nur einer stirbt / Die Klette, Reinbek: Rowohlt 1995
- Lessing, Gotthold Ephraim: *Der junge Gelehrte*, in: Werke und Briefe in zwölf Bänden, hg. von Wilfried Barner, zus. mit Klaus Bohnen et al., Band 1, Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker Verlag 1989
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Aphorismen*, in einer Auswahl hg. u. mit einem Nachw. versehen von Kurt Batt, Frankfurt a.M.: Insel 1976
- Lichtenberg, Georg Christoph: *Schriften und Briefe*, hrsg. v. W. Promies, Bd.3, München: Hanser 1972
- Liscow, Christian Ludwig: *Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten und andere Schriften*, hg. von Jürgen Manthey, Frankfurt a.M.: Insel 1968
- Mann, Thomas: *Gefallen*, in: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, Band VIII, Frankfurt a.M.: Fischer 1990
- May, Karl: *Der blaurote Methusalem. Eine lustige Studentenfahrt nach China*, in: Karl Mays Gesammelte Werke, Band 40, Bamberg: Karl-May-Verlag 1951
- Meichsner, Dieter: *Die Studenten von Berlin*, Hamburg: Rowohlt 1954
- Menasse, Robert: *Sinnliche Gewißheit*, Reinbek: Rowohlt 1988
- Meyer-Förster, Wilhelm: *Karl Heinrich*, Stuttgart und Leipzig: Deutsche Verlags-Anstalt 1903
- Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*, hg. von Adolf Frisé, neu durchgesehen. u. verb. Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1987
- Pagin, Vera (Hg.): *Das Lesebuch vom Studium. Studienerfahrungen vom 13. Jahrhundert bis heute*, Frankfurt a.M.: Insel 1990
- Rehn, Heidi: *Das Institut*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2000
- Schenker, Walter: *Professor Gifter*, Reinbek: Rowohlt 1979
- Schiller, Friedrich: *Die Räuber*, in: Werke und Briefe, hg. von Klaus Harro Hilzinger et al., Frankfurt a.M.: Deutscher Klassiker-Verlag 1988
- Schmidt, Arno: *Die Gelehrtenrepublik. Kurzroman aus den Roßbreiten*, durchgesehen. Ausg., Frankfurt a.M.: Fischer 1996
- Schnitzler, Arthur: *Der einsame Weg*, Stuttgart: Reclam 1998

- Schöne, Lothar: *Sahlheimer*, Vastorf: Merlin 1984
- Schwanitz, Dietrich: *Verhinderer, Chaoten, Pedanten – wer in deutschen Hochschulgremien das Sagen hat*, in: Welt am Sonntag, Nr. 3, 21.1.1996
- Schwanitz, Dietrich: *Über das Gremienunwesen an deutschen Universitäten. Eine Typologie der Beteiligten*, in: Forschung & Lehre 1/1996, S. 2-4
- Storm, Theodor: *Aufzeichnungen aus der Studentenzei. Aus dem Tagebuch eines Studenten*. In: Sämtliche Werke in vier Bänden, hg. von Karl Ernst Lange und Dieter Lohmeier, Band 4, Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker Verlag 1988
- Sudermann, Hermann: *Der tolle Professor. Roman aus dem alten Königsberg*, München, Wien: Langen Müller 1978
- Treichel, Hans-Ulrich: *Tristanakkord*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2000
- Tucholsky, Kurt: *Gesammelte Werke*, hg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz J. Raddatz, Reinbek: Rowohlt 1960
- Zimmermann, Johann Georg: *Mit Skalpell und Federkiel – ein Lesebuch*, hg.von Andreas Langenbacher, Bern, Stuttgart, Wien: Haupt 1995
- Zimmermann, Johann Georg: *Ueber die Einsamkeit*, Frankfurt a.M. und Leipzig 1785

### **7.1.5 Erwähnte fremdsprachige Universitätsromane**

- George, Elizabeth: *For the Sake of Elena*, New York: Bantam Books 1992
- Gur, Batya: *Am Anfang war das Wort*. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler, München: Goldmann 1995
- Lodge, David: *Changing Places. A Tale of two Campusses*, London: Secker & Warburg 1975
- Lodge, David: *Small World. An Academic Romance*, London: Secker & Warburg 1984
- Sayers, Dorothy L.: *Gaudy Night*, London: Gollancz 1935

## **7.2 Sekundärliteratur**

- Antor, Heinz: *Der englische Universitätsroman. Bildungskonzepte und Erziehungsziele*, Heidelberg: Universitätsverlag Winter 1996
- Arntzen, Helmut: *Satire in der deutschen Literatur: Geschichte und Theorie*, 2 Bände, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1989

- Arntzen, Helmut: *Wissenschaft im Roman. Fußnoten zu Robert Musils ‚Der Mann ohne Eigenschaften‘*, in: *Forschung & Lehre* 8/1995, S. 453-454
- Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Text und Kritik*. Georg Christoph Lichtenberg, o.O. April 1992
- Assmann, Aleida: *Arbeit am nationalen Gedächtnis. Eine kurze Geschichte der Bildungsidee*, Frankfurt a.M., New York: Campus 1993
- Auer, Annemarie: *Ein neuer Studentenroman*, in: *Neue Deutsche Literatur, Monatszeitschrift für schöne Literatur und Kritik*, 4/1955, S. 129-136
- Bauß, Gerhard: *Die Studentenbewegung der sechziger Jahre in der Bundesrepublik und Westberlin. Handbuch*, Köln: Pahl-Rugenstein 1983
- Beck, Ulrich / Vossekuhl, Wilhelm / Ziegler, Ulf: *Eigenes Leben: Ausflüge in die unbekannte Gesellschaft, in der wir leben*, München: Beck 1995
- Benjamin, Walter: *Das Leben der Studenten*, in: *Gesammelte Werke*, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1977
- Blaicher, Günter (Hg.): *Erstarrtes Denken. Studien zu Klischee, Stereotyp und Vorurteil in englischsprachiger Literatur*, Tübingen: Narr 1987
- Bolte, Karl Martin und Hradil, Stefan: *Soziale Ungleichheit in der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen: Leske und Budrich 1984
- Bopp, Jürgen: *Geliebt und doch gehaßt. Studentenbewegung und Theorie*, in: *Kursbuch* 78 (1984), S. 121-142
- Borchardt, Cornelia: *Vom Bild der Bildung: Bildungsideale im anglo-amerikanischen Universitätsroman des 20. Jahrhunderts*, Münster: LIT 1997
- Bradbury, Malcolm: *Introduction to American studies*, London: Longman 1990
- Brenner, Peter J. (Hg.): *Geld, Geist und Wissenschaft. Arbeits- und Darstellungsformen von Literaturwissenschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993
- Brillante, Gloria: *Michael Zellers ‚Follens Erbe‘ und Peter Schneiders ‚...schon bist du ein Verfassungsfeind‘: Versuch zum Problem der Anpassung und der Isolation*, Tesi di Laurea, Venedig 1987/88
- Bruhn, Gert: *Das Selbstzitat bei Thomas Mann. Untersuchungen zum Verhältnis von Fiktion und Autobiographie in seinem Werk*, New York, San Francisco, Bern, Baltimore, Frankfurt a.M., Berlin: Peter Lang 1992
- Brummack, Jürgen: *Satirische Dichtung. Studien zu Friedrich Schlegel, Tieck, Jean Paul und Heine*, München: Fink 1979
- Brummack, Jürgen: *Zu Begriff und Theorie der Satire*. in: *Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, Sonderheft Forschungsreferate*, (45) 1971, S. 275-377

- Buechler, Ralph W.: *Science, Satire an Wit. The Essays of Georg Christoph Lichtenberg*, New York, Bern, Frankfurt a.M., Paris: Peter Lang 1990
- Bungert, Hans: *Amerikanisches Hochschulwesen in literarischer Gestaltung*, in: *Jahrbuch für Amerikastudien* 1967, S. 74-91
- Daiber, Jürgen: *Poetisierte Naturwissenschaft – Zur Rezeption naturwissenschaftlicher Theorien im Werk von Botho Strauß*, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York: Peter Lang 1996
- Danneberg, Lutz und Niederhauser Jürg (Hgg.): *Darstellungsformen der Wissenschaften im Kontrast. Aspekte der Methodik, Theorie und Empirie*, Tübingen: Narr 1998
- Danneberg, Lutz u.a.: *Scientia poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften*, Tübingen 1997
- De Berg, Henk und Prangel, Matthias: *Kommunikation und Differenz: Systemtheoretische Ansätze in der Literatur- und Kunstwissenschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1983
- Dieterle, Arnulf: *Die Strukturelemente der Intrige in der griechisch-römischen Komödie*, Amsterdam: Grüner 1990
- Dörner, Andreas und Voigt, Ludgera: *Literatursoziologie. Literatur, Gesellschaft, Politische Kultur*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1994
- Dubber, Ulrike: *Der englische Universitätsroman der Nachkriegszeit: Ein Beitrag zur Gattungsbestimmung*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1991
- Dyserinck, Hugo: *Komparatistik. Eine Einführung*, 3. durchgeseh. u. erw. Aufl., Bonn: Bouvier 1991
- Ebner, Eduard: *Magister, Oberlehrer, Professoren. Wahrheit und Dichtung in Literatúrausschnitten aus fünf Jahrhunderten*, Nürnberg: Kochs Verlagsbuchhandlung o.J. [1908]
- Ellwein, Thomas: *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Hain 1992
- Engelsing, Rolf: *Der Bürger als Leser, Lesergeschichte in Deutschland 1500 - 1800*, Stuttgart: Metzler 1974
- Fack, Fritz Ulrich: *Die Gewalt und ihre Folgen* in: FAZ, Nr. 231, 5.10.1977
- Faltin, Inge: *Norm - Milieu - Politische Kultur. Normative Vernetzungen in Gesellschaft und Politik der Bundesrepublik*, Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag 1990
- Fischer, Manfred S.: *Nationale Images als Gegenstand vergleichender Literaturgeschichte: Untersuchung zur Entstehung der komparatistischen Imago-logie*, Bonn: Bouvier 1981
- Freund, Winfried: *Die literarische Parodie*, Stuttgart: Metzler 1981
- Freytag, Gustav: *Die Technik des Dramas*, 12. Aufl., Leipzig: Hirzel 1912

- Fricke, Harald und Zymner, Rüdiger: *Einführung in die Literaturwissenschaft: Parodieren geht über Studieren*, 3., nochmals durchgeseh. Aufl., Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh 1996
- Fried, Erich: *So kam ich unter die Deutschen*, Berlin: Wagenbach 1990
- Friese, Heidrun und Wagner, Peter: *Der Raum des Gelehrten. Eine Topographie akademischer Praxis*, Berlin: Edition sigma 1993
- Fromme, Erich: *Es gibt sie, die Sympathisanten*, in: FAZ, Nr. 232, 6.10.1977
- Fromme, Erich: *Sie können dafür*, in: FAZ, Nr. 176, 2.8.1977
- Fulda, Daniel und Prüfer, Thomas: *Faktenglaube und fiktionales Wissen. Zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst in der Moderne*, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York, Paris, Wien: Peter Lang 1996
- Gabriel, Gottfried: *Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur*, Stuttgart, Bad Cannstatt: Frommann 1975
- Gabriel, Gottfried und Schildknecht, Christiane (Hgg.): *Literarische Formen der Philosophie*, Stuttgart: Metzler 1990
- Galtung, Johann: *Struktur, Kultur und intellektueller Stil*, in: Leviathan, Zeitschrift für Sozialwissenschaften, Opladen: Westdeutscher Verlag 1983, S. 303-337
- Gendolla, Peter und Riha, Karl (Hgg.): *Schriftstellerwissenschaftler. Erfahrungen und Konzepte*, Heidelberg: Universitätsverlag 1991
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*, aus dem Franz. von Andreas Knop, München: Fink 1994
- Glaser, Horst Albert (Hg.): *Hochschulreform – und was nun? Berichte – Perspektiven – Glossen*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein 1982
- Glaser, Horst Albert: *Der Sturz des Professors Hackmann. Ein Roman über die mitbestimmte Gruppenuniversität*, in: Forschung & Lehre, 8 /1995, S. 450-452
- Goch, Martin: *Der englische Universitätsroman nach 1945: Welcome to Bradbury Lodge*, Trier: Wissenschaftlicher Verlag 1991
- Götting, Ulrike: *Der deutsche Kriminalroman zwischen 1945 und 1970: Formen und Tendenzen*, Wetzlar: Kletsmeier 1998
- Granovetter, Mark: *Economic Action and Sozial Structures: The Problem of Embeddedness*, in: American Journal of Sociology 3/1983, S. 481-510
- Grimm, Gunter E.: *Literatur und Gelehrtentum in Deutschland: Untersuchungen zum Wandel ihres Verhältnisses vom Humanismus bis zur Frühaufklärung*, Tübingen: Niemeyer 1983
- Grimm, Gunter E. (Hg.): *Metamorphosen des Dichters. Zum Selbstverständnis deutscher Schriftsteller vom Barock bis zur Gegenwart*, Frankfurt a.M.: Fischer 1992

- Grimm, Gunter E.: *Letternkultur: Wissenschaftskritik und antigelehrtes Dichten in Deutschland von der Renaissance bis zum Sturm und Drang*, Tübingen: Niemeyer 1998
- Grützmacher, Curd: *Der Student als literarische Figur in der DDR. Ein Beitrag zur Analyse des Trivialromans heute*, in: Neue deutsche Heft 1974, S. 772-789
- Hamburger, Käthe: *Die Logik der Dichtung*, 4. Aufl., Stuttgart: Klett-Cotta 1994
- Hahn, Alois und Kapp, Volker: *Selbstthematisierung und Selbstzeugnis: Bekanntheit und Geständnis*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987
- Henrich, Dieter und Iser, Wolfgang (Hgg.): *Funktionen des Fiktiven*, München: Fink 1983
- Hempfer, Klaus W.: *Gattungstheorie. Information und Synthese*, München: Fink 1973
- Herles, Helmut: *Wasserspender des Terrors*, in: FAZ, Nr. 179, 5.8.1977
- Himmelsbach, Barbara: *Der englische Universitätsroman*, Frankfurt a.M., Berlin, Bern, New York: Peter Lang 1992
- Holdenried, Michaela: *Autobiographie*, Stuttgart: Reclam 2000
- Horkheimer, Max: *Sozialphilosophische Studien, Aufsätze, Reden und Vorträge 1930-1972. Mit einem Anhang über Universität und Studium*, hg. von Werner Brede, Frankfurt a.M.: Fischer 1972
- Horn, Andras: *Das Komische im Spiegel der Literatur: Versuch einer systematischen Einführung*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1988
- Horn, Andras: *Theorie der literarischen Gattungen. Ein Handbuch für Studierende der Literaturwissenschaft*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1998
- Jacobs, Jürgen: *Der deutsche Schelmenroman: Eine Einführung*, München, Zürich: Artemis 1983
- Jacobs, Jürgen und Krause, Markus: *Der deutsche Bildungsroman. Gattungsgeschichte vom 18. bis zum 20. Jahrhundert*, München: Beck 1989
- Jessing, Benedikt: *Johann Wolfgang Goethe*, Stuttgart, Weimar: Metzler 1995
- Kämmerer, Harald: *Nur um Himmels willen keine Satiren... Deutsche Satire und Satiretheorie des 18. Jahrhunderts im Kontext von Anglophilie, Swift Rezeption und ästhetischer Theorie*, Heidelberg: Universitätsverlag 1998
- Kleissel, Rudolf: *Der deutsche Studentenroman von der Romantik bis zum Ausbruch des Weltkrieges*, Diss.Masch, o.O., o.J
- Klotz, Volker: *Literaturbeamter auf Lebenszeit. Spielräume der akademischen Verwaltung von Dichtkunst. Essays und Notizen*, Darmstadt: Gesellschaft hessischer Literaturfreunde 1991

- Klüver, Jürgen: *Die Konstruktion der sozialen Realität Wissenschaft: Alltag und System*, Braunschweig, Wiesbaden: Vierweg 1988
- Krause, Peter: „O alte Burschenherrlichkeit“: *die Studenten und ihr Brauchtum*, 5., verb. Aufl., Graz, Wien, Köln: Edition Kaleidoskop 1997
- Kunow, Rüdiger: *Das Klischee. Reproduzierte Wirklichkeiten in der englischen und amerikanischen Literatur*, München: Fink 1994
- Lämmert, Eberhard: *Bauformen des Erzählens*, 7. unv. Aufl., Stuttgart: Metzler 1980
- Lamping, Dieter: *Der Name in der Erzählung. Zur Poetik des Personennamens*, Bonn: Bouvier 1983
- Lamping, Dieter: *Lichtenbergs literarisches Nachleben: eine Rezeptionsgeschichte*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1992
- Lehmann, Jürgen: *Bekennen – Erzählen – Berichten. Studien zu Theorie und Geschichte der Autobiographie*, Tübingen: Niemeyer 1988
- Lepenes, Wolf: *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, München: dtv 1985
- Lippmann, Walter: *Public opinion*, New York: Macmillan 1949
- Lippmann, Walter: *Die öffentliche Meinung*. Mit einem Beitrag von Elisabeth Noelle-Neumann, Bochum: Universitätsverlag 1990
- Loen, von: *Freye Gedanken von dem Hofe, dem Adel, den Gerichtshöfen, von der Policey, von dem Gelehrten – Bürgerlichen und Bauern – Stand, von der Religion und einem beständigen Frieden in Europa, samt Anhang zweyer Abhandlungen von der Kriegeszucht und der Ausbreitung falscher Siege und Vortheile im Krieg*, Ulm, Frankfurt a.M. und Leipzig: Johann Friedrich Saum 1768
- Lüdke, Martin (Hg.): *Literatur und Studentenbewegung. Eine Zwischenbilanz*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1977
- Lützeler, Paul Michael und Schwarz, Egon: *Deutsche Literatur in der Bundesrepublik seit 1965. Untersuchungen und Berichte*, Königstein / Ts.: Athenäum 1980
- Luhmann, Niklas: *Die Wissenschaft der Gesellschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994
- Luhmann, Niklas: *Universität als Milieu. Kleine Schriften*, hg. von André Kieserling, Bielefeld: Haux 1992
- Mahler, Andreas: *Moderne Satireforschung und elisabethanische Verssatire. Texttheorie – Epistemologie – Gattungspoetik*, München: Fink 1992
- Martens, Wolfgang: *Von Thomasius bis Lichtenberg: Zur Gelehrten satire der Aufklärung*, in: Lessing Yearbook 10 (1978), S. 7-34

- Martinez, Matias und Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*, München: Beck 1999
- Mechow, Max: *Berliner Studenten 1810-1914*, Berlin: Haude & Spenersche Verlagsbuchhandlung o.J.
- Mews, Siegfried: *Martin Walsers Brandung: Ein deutscher Campus-Roman?* In: *The German Quarterly* 1987, S. 220-236
- Ministerialblatt für das Land Bayern: *Beschäftigung von rechts- und linksradikalen Personen im öffentlichen Dienst*, 1972
- Müller, Marika: *Die Ironie: Kulturgeschichte und Textgestalt*, Würzburg: Königshausen und Neumann 1995
- Neuenschwander, Erwin (Hg.): *Wissenschaft, Gesellschaft und politische Macht*, Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser 1993
- Nietzsche, Friedrich: *Werke in drei Bänden*, hg. von Karl Schlechta, 2., durchgeseh. Aufl., München: Hanser 1960
- Nischik, Reingard M. (hg.): *Uni literarisch. Lebenswelt Universität in literarischer Repräsentation*, Konstanz: Universitätsverlag 2000
- Noelle-Neumann, Elisabeth: *Wissenschaft in der öffentlichen Wahrnehmung*, Vortrag zum 49. Hochschulverbandstag 1999 „Wissenschaft als Beruf“ in der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn am 15. März 1999
- Noelle-Neumann, Elisabeth: *Wissenschaft in der öffentlichen Wahrnehmung*, in: *Forschung & Lehre* 5/1999, S. 228-232
- Nusser, Peter: *Der Kriminalroman*, 2., überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart: Metzler 1992
- Nusser, Peter: *Trivilliteratur*, Stuttgart: Metzler 1991
- Petersen, Jürgen H.: *Der deutsche Roman der Moderne: Grundlagen – Typologie – Entwicklung*, Stuttgart: Metzler 1991
- Ousby, Ian: *Cambridge Guide to Fiction in English*, Cambridge: University Press 1998
- Pfister, Manfred: *Das Drama. Theorie und Analyse*, 5. durchgeseh. u. erg. Aufl., München: Fink 1988
- Pfeiffer, K. Ludwig: *Wissenschaft als Sujet im modernen englischen Roman*, Konstanz: Universitätsverlag 1979
- Plumpe, Gerhard: *Beobachtungen der Literatur. Aspekte einer polykontextuellen Literaturwissenschaft*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1995
- Prinz, Alois: *Der poetische Mensch im Schatten der Utopie. Zur politisch-weltanschaulichen Idee der 68'er Studentenbewegung und deren Auswirkung auf die Literatur*, Würzburg: Königshausen & Neumann 1990

- Proctor, Mortimer: *The English University Novel*, Berkeley: University of California Press 1957
- Reich-Ranicki, Marcel: Anmerkungen zur deutschen Literatur der siebziger Jahre, in: *Entgegnung. Zur deutschen Literatur der siebziger Jahre*, Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1979
- Reckwitz, Erhard: *Literaturprofessoren als Romanciers – die Romane von David Lodge und Malcolm Bradbury*, in: *Germanisch-Romanische Monatsschrift*, 37, 1987, S. 199-217
- Reinfandt, Christoph: *Der Sinn der fiktionalen Wirklichkeiten. Ein systemtheoretischer Entwurf zur Ausdifferenzierung des englischen Romans vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Heidelberg: C. Winter 1997
- Richter, Karl / Schönert, Jörg / Titzmann, Michael (Hgg.): *Die Literatur und die Wissenschaften 1770-1930. Walter Müller-Seidel zum 75. Geburtstag*, Stuttgart: M & P 1997
- Riha, Karl: *Kritik, Satire, Parodie. Gesammelte Aufsätze*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992
- Ringer, Fritz: *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890-1933*, München: dtv 1987
- Rötzer, Hans Gerd: *Geschichte der deutschen Literatur: Epochen, Autoren, Werke*, Bamberg: Buchner 1993
- Ruckteschell, Katharina von: *Gefangene der Freiheit. Studien zum Typus des Studenten in der Literatur des europäischen Realismus*, Frankfurt a.M., Bern, New York, Paris: Peter Lang 1990
- Ryle, Gilbert: *Der Begriff des Geistes*, Stuttgart: Reclam 1969
- Scheuer, Oskar F.: *Das Liebesleben des deutschen Studenten im Wandel der Zeiten*, Bonn: Marcus & Webers Verlag 1920
- Schildknecht, Christiane und Teichert, Dieter (Hgg.): *Philosophie in Literatur*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996
- Schmidt, Jochen: *Goethes Faust, Erster und Zweiter Teil: Grundlagen – Werk – Wirkung*, München: Beck 1999
- Schmidt, Siegfried J.: *Das Experiment in Literatur und Kunst*, München: Fink 1978
- Schnell, Ralf: *Orientierung Germanistik. Was sie kann, was sie will*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2000
- Schöne, Albrecht (Hg.): *Stadt – Schule – Universität – Buchwesen und die deutsche Literatur im 17. Jahrhundert*, Vorlagen und Diskussionen eines Barock-Symposiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1974 in Wolfenbüttel, München: C.H. Beck 1976

- Schülein, Johann August: *Monster oder Freiraum? Texte zum Problemfeld Universität*, Giessen: Focus Verlag 1979
- Schulze, Gerhardt: *Die Erlebnisgesellschaft – Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt a.M., New York: Campus 1996
- Schutte, Jürgen: *Einführung in die Literaturinterpretation*. 4., aktual. Aufl., Stuttgart, Weimar: Metzler 1997
- Schwanitz, Dietrich: *Systemtheorie und Literatur. Ein neues Paradigma*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1990
- Schwanitz, Dietrich: *Bildung. Alles, was man wissen muß*, Frankfurt a.M.: Eichborn 1999
- Searle, John R.: *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*, übers. von Andreas Kemmerling, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1990
- Seiler, Bernd W.: *Die leidigen Tatsachen. Von den Grenzen der Wahrscheinlichkeit in der deutschen Literatur seit dem 18. Jahrhundert*, Stuttgart: Klett 1983
- Selbmann, Rolf: *Der deutsche Bildungsroman*, 2. überarb. u. erw. Aufl., Stuttgart und Weimar: Metzler 1994
- Siegrist, Christoph: *Das Lehrgedicht der Aufklärung*, Stuttgart: Metzler 1974
- Sloterdijk, Peter: *Literatur und Organisation von Lebenserfahrung*, München, Wien: Hanser 1978
- Stang, Harald: *Einleitung – Fußnote – Kommentar. Fingierte Formen wissenschaftlicher Darstellung als Gestaltungselemente moderner Erzählkunst*, Bielefeld: Aisthesis 1992
- Stanzel, Franz K.: *Zur Konstituierung der typischen Erzählsituationen*, in: Hillebrand, Bruno (Hg.): *Zur Struktur des Romans*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1978
- Stanzel, Franz K.: *Theorie des Erzählens*, 6. unv. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1995
- Stanzel, Franz K.: *Typische Formen des Romans*, 11. Aufl., Göttingen, Zürich: Vandenhoeck und Ruprecht 1987
- Stern, Fritz: *Verspielte Größe. Essays zur deutschen Geschichte*, München: Beck 1996
- Stichweh, Rudolf: *Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1994
- Stranik, Erwin: *Der Student*, in: *Die Literatur*, Band 27, 1924-25, S. 143-150
- Szyrocki, Marian: *Die deutsche Literatur des Barock. Eine Einführung*, Stuttgart: Reclam 1979

- Tyrell, Hartmann: *Romantische Liebe – Überlegungen zu ihrer >quantitativen Bestimmtheit<*, in: Baecker, Dirk: *Theorie als Passion, Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1987
- Unsel, Siegfried (Hg.): *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlaß des 70. Geburtstags von Robert Minder*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1972
- Utz, Richard: *Soziologie der Intrige: Der geheime Streit in der Triade, empirisch untersucht an drei historischen Fällen*, Berlin: Duncker & Humblot 1997
- Verweyen, Theodor und Witting, Gunter: *Die Parodie in der neueren deutschen Literatur. Eine systematische Einführung*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1979
- Vogt, Jochen: *Aspekte erzählender Prosa. Eine Einführung in Erzähltechnik und Romantheorie*, 8. durchgeseh. u. aktual. Aufl., Opladen: Westdeutscher Verlag 1998
- Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*, Stuttgart, Weimar: Metzler 2000
- Waldmann, Günter: *Theorie und Didaktik der Trivilliteratur. Modellanalysen – Didaktikdiskussion – literarische Wertung*, mit einer ausführlichen Bibliographie, München: Fink 1973
- Walter, Klaus-Peter: *Krimilandschaft in Deutschland: Der Eifel-Krimi*, in: *Lexikon der Kriminalliteratur. Autoren. Werke. Themen / Aspekte*, Erg. Lieferung 1997, S. 1-6
- Weber, Dietrich: *Die Satire*, in: *Auctor in fabula und andere literaturwissenschaftliche Unterhaltungen*, hg. von Ulrich Ernst, Wuppertal: Wuppertaler Broschüren zur Allgemeinen Literaturwissenschaft 1995
- Weimar, Klaus: *Geschichte der deutschen Literaturwissenschaft bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*, München: Fink 1989
- Weinrich, Harald: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, 2., völlig Neubearb. Aufl., Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz: Kohlhammer 1971
- Weiss, Wolfgang: *Der anglo-amerikanische Universitätsroman: Eine historische Skizze*, 2. durchgeseh. u. bibl. erg. Aufl., Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994
- Weiss, Wolfgang: *Die erzählte Alma mater. Der anglo-amerikanische Universitätsroman*, in: *Forschung & Lehre*, 8/1995, S. 447-449
- Werber, Niels: *Literatur als System: Zur Ausdifferenzierung literarischer Kommunikation*, Opladen: Westdeutscher Verlag 1992
- Wette, Wilhelm de: *Aktensammlung über die Entlassung des Professors de Wette vom theologischen Lehramt zu Berlin, zur Berichtigung des öffentlichen Urteils von ihm selbst herausgegeben*, Leipzig: Vogel 1820

- Wissenschaft im Dialog e.V. (Hg.): *Wem nützt die Wissenschaft? Beiträge zum Verhältnis von Universität und Gesellschaft*, München: dtv 1981
- Zeller, Michael: *Nachruf auf die liberale Öffentlichkeit* in: *Literatur konkret* 1/1977, S. 34-36

### 7.2.1 Rezensionen

- Adam, Konrad: *Reformgewinnler unter sich*, in: *FAZ*, Nr.18, 21.1.1999
- Bernrad, Andreas: *Frau am Rande des Nervenzusammenbruchs*, in: *Jetzt [Magazin der Süddeutschen Zeitung]*, 24.4.00
- D'Erme, Elisabetta: *Anni di piombo e vite parallele*, in: *Il Manifesto*, 13.11.1986
- Greiner, Ulrich: *Es geht voran. Es geht*, in: *Die Zeit*, Nr. 27, 28.6.1996
- Haefs, Gabriele: *Arets mest tyske roman*, in: *Morgenbladet Oslo*, 3.2 1987
- Jäger, Lorenz: *Der Bürger als Feind: Von Weimar ins Dritte Reich: Emrichs politische Sendung*, in: *FAZ*, Nr. 262, 9.11.1996
- Kaiser, Elisabeth: *Die düsenden Scholaren, ‚Schnitzeljagd‘ – ein Roman des englischen Autors David Lodge*, in: *FAZ*, Nr. 251, 29.10.1985
- Kaiser, Elisabeth: *Akademia reist*, in: *Badische Zeitung*, Nr. 3, 4./5.1.1986
- Löb, Ladislaus: *The University And The State. Michael Zeller's Novel Follens Erbe*, in: *The Modern Language Review*, July 1989, S. 658-671
- Obermüller, Klara: *Begründete Melancholie*, in: *Die Weltwoche*, Nr. 28, 9.7.1980
- Schütz, Erhard: *Eine akademische Romance – und was für eine. David Lodges Professorenroman ‚Schnitzeljagd‘*, in: *Frankfurter Rundschau*, Nr. 53, 7.3.1986
- Stitz, Michael: *Gelächter über die Uni-Seilschaften in der Provinz*, in: *Flensburger Tageblatt*, 25.3.1999
- Stamer, Uwe: *Düsternes und Schweinernes*, in: *Stuttgarter Zeitung*, Nr. 153, 4.7.1980
- Töteberg, Michael: *Ganz und gar unfähig zum Widerstand*, in: *Die Tageszeitung*, Nr. 23, 4.6.1982
- Winkler, Willi: *Der globale Campus. David Lodges Universitätsroman ‚Schnitzeljagd‘*, in: *Süddeutsche Zeitung*, Nr. 221, 25.9.1985

### 7.2.2 Nachschlagewerke

- Baraldi, Claudio: *GLU: Glossar zu Niklas Luhmanns Theorie sozialer Systeme*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1998
- Brockhaus: *Die Enzyklopädie in 24 Bänden*, 20. überarb. u. aktual. Aufl., Band 24, Leipzig, Mannheim: Brockhaus 1996
- Hartfiel, Günther: *Wörterbuch der Soziologie*, 3. Aufl., neu bearb. von Karl-Heinz Hillmann, Stuttgart: Kröner 1982
- Hawthorn, Jeremy: *Grundbegriffe moderner Literaturtheorie: Ein Handbuch*, übers. von Waltraud Kolb, Tübingen, Basel: Franke 1994
- Knörrich, Otto: *Lexikon lyrischer Formen*, Stuttgart: Kröner 1992
- Nünning, Ansgar (Hg.): *Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze - Personen - Grundbegriffe*, Stuttgart, Weimar: Metzler 1998
- Schmitt, Franz Anselm: *Beruf und Arbeit in deutscher Erzählung. Ein literarisches Lexikon*, Stuttgart: Hiersmann 1952
- Schweikle, Günther und Irmgard (Hgg.): *Metzler-Literatur-Lexikon*, 2. überarb. Aufl., Stuttgart: Metzler 1996
- Wander, Karl Friedrich Wilhelm: *Deutsches Sprichwörterlexikon. Ein Hausschatz für das deutsche Volk*, Neudruck der Ausg. Leipzig 1867, Aalen: Scientia Verlag 1963
- Wilpert, Gero von: *Sachwörterbuch der Literatur*, 7., verb. u. erw. Aufl., Stuttgart: Kröner 1989
- Wilpert, Gero von: *Goethe-Lexikon*, Stuttgart: Kröner 1998



6.3.2000

Lieber jeckste Frau Staeholzer,

hier meine Antworten:

(1) Pseudonyme: Ich brauche damals noch etwas Zeit, um den Schritt vom Privaten (Lesenden) ins Öffentliche zu tun.

(2) Reaktionen: Was mich zu Allen gekommen ist, war durchweg positiv. Viele Leute schenken sich im dem Buch wieder.

(3) Es ist immer so, dass eigene Erfahrungen in einen Roman einfließen: Gut kann man nur über etwas schreiben, was man kennt.

(4) Alle Figuren sind frei erfunden, reale Modelle gab es nicht.

(5) Die Frage nach einer bestimmten Zielgruppe stellt sich mir eigentlich nicht: Was immer die Lesenden interessant findet.

(6) Ich sehe das Buch in keiner bestimmten Tradition. Offenbar ist es, was man einen "psychologischen Roman" zu nennen pflegt.

Mit guten Wünschen für Ihre Arbeit

Peter Böni

Prof. Dr. Hartwig Spitzer

Kloster Arnsburg  
35423 L i c h  
Tel.: 06404/5709  
Fax.: 06404/64876  
12. Dezember 1995

Dr. H. Spitzer Kloster Arnsburg D 35423 Lich

Frau  
Victoria Stachowicz

Beyenburger Str. 253  
42399 Wuppertal

Sehr geehrte Frau Stachowicz,

mit Interesse habe ich gelesen, daß Sie über deutsche Universitätsromane schreiben wollen. Deren Zahl ist wohl, verglichen mit derjenigen angloamerikanischer, nicht sehr groß. Da Sie auch meinen "Elfenbeinturm" in Betracht ziehen, will ich Ihnen gerne Ihre Fragen beantworten.

Zum Anlaß, das Buch zu schreiben: Es gibt nie nur ein Motiv. Gewiß steckte bei mir auch ein Schuß "Abrechnung" darin, nämlich darüber, wie ein neues, zukunftssträchtiges Fach von den etablierten Fächern an der Universität behindert wurde (und sich inzwischen aber durchgesetzt hat). Dieses Motiv hätte jedoch nicht lange genug getragen. Schon bei der Hälfte der Arbeit war es verbraucht, und das Buch wäre nicht zustande gekommen, wenn nicht das stärkere Motiv hinzugekommen wäre, einmal darzustellen, wie es tatsächlich heute innen in einer Universität aussieht. Darüber herrscht in der Gesellschaft offensichtlich Unklarheit. Oder ist es der Unwille, sich mit dieser undankbaren Realität befassen zu müssen? Auch dies zweite Motiv hätte vielleicht nicht ausgereicht, wenn nicht ein persönliches bestanden hätte. Ich habe in meiner Jugend vor der Wahl gestanden Schriftsteller oder Wissenschaftler zu werden und mich zu letzterem entschieden. Der Wunsch, zu schreiben, ist geblieben - und hat sich, nebenbei, in einer großen Zahl von Fachveröffentlichungen ausgewirkt - so daß ich mich nun, nach

meiner Pensionierung, in dem damals unterdrückten Berufswunsch versuche. Dabei lag es nahe, zunächst mit dem Thema zu beginnen, welches ich am besten beherrsche.

Mein "Elfenbeinturm" ist von mir nicht in einer Tradition anderer deutsche Universitätsromane verfaßt worden, schon deswegen nicht, weil ich fast keine anderen gelesen habe. "Fast", da es Anfang dieses Jahrhunderts einen Schlüsselroman über die Gießener Universität gegeben hat, der hier auch noch bekannt ist, dessen Realität aber, gemessen an der heutigen, geradezu albern wirkt. Jedoch ist er von einem guten Autor gut geschrieben: Henry Benrath "Die Mutter der Weisheit", vor etwa 80 Jahren erschienen, in den fünfziger Jahren von S. Fischer als Taschenbuch noch einmal aufgelegt (soweit ich mich erinnere).

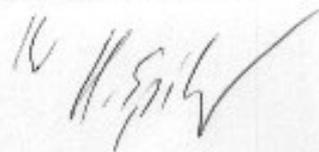
Die Zielgruppe ist gespalten, was nicht ganz logisch erscheint, sich aber doch erklären läßt. Einmal sind es die *Insider* der Uni, die dort arbeiten oder an ihr studiert haben. Davon kommen weniger die Professoren in Betracht, die kennen den Betrieb bis zum Überdruß und lesen in der Freizeit nicht noch darüber (wie sie, was ich aus den Reaktionen lerne, überhaupt wenig Außerfachliches lesen) als die Assistenten, Doktoranden, älteren Studenten. Sie lesen das Buch, kaufen es auch, um es Freunden und zu Hause als Beleg zu zeigen, in welcher Umgebung sie tätig sind. Für die Jüngeren ist es auch deswegen interessant, weil sie die Uni-Internas noch nicht so ganz verstanden haben, von ihnen aber betroffen sind. Die zweite Gruppe besteht aus den Angehörigen der vielen Universitätsbediensteten und Studenten. Um es auf eine Leitfigur zu bringen, die ich als Autor vor Augen hatte: Die Mutter von Studenten, die selbst nicht studiert hat, weil dafür in ihrer Jugend die Bedingungen noch nicht so günstig waren, wie heute, deren Intelligenz ein Studium aber erlaubt hätte. Sie kann nun das Universitätsleben ihrer Kinder besser einordnen. Beide Zielgruppen lassen sich abstrahiert zu einer vereinen. Es sieht so aus, als ob ich sie richtig getroffen habe. Allerdings dürfen Sie sich nur sehr kleine Absatzzahlen vorstellen.

Die Reaktion meiner Umgebung verlief ruhiger als ich angenommen und auch befürchtet hatte. Eine große Empörung blieb ganz aus. Man hat wohl zunächst versucht, etwaige Peinlichkeiten durch Stillschweigen und Abwertungen und Abraten von der Lektüre klein zu halten, was wahrscheinlich einigermaßen gelungen ist. Einige

Angehörige unserer Universität und Stadt erkennen sich als Modell für Figuren des Romans wieder und können darüber nicht begeistert sein. Der Irrtum der meisten Leser meiner Bekanntschaft besteht allerdings in der Annahme, daß alle Figuren ihre hier ansässigen Modelle haben, so daß mehr Ähnlichkeiten gesucht werden, als vorhanden sind. - Genau kann ich diese Frage nicht beantworten, weil man sich scheut, mit mir direkt darüber zu sprechen. Immerhin bin ich weiterhin an der Universität gelitten, habe auch schon in der Aula eine Lesung aus dem Roman gehalten und werde selbst von direkt Betroffenen noch mit Handschlag begrüßt. Es sieht fast so aus, als ob die Reaktion mit der Zeit umschlägt, und man stolz sein wird, aufgenommen worden zu sein. Insgesamt ein überraschend tolerantes Verhalten. Das mag auch damit zusammenhängen, daß ich nicht besonders scharf geworden bin.

Meine Person ist so gründlich recherchiert worden, wie das nun einmal zu einem Universitätsleben gehört und bei mir schon Überdruß hervorruft. Von Pseudonym keine Spur. In meinem Fachgebiet der Regional- und Umweltpolitik (auch "Raumordnung" genannt) bin ich sattsam bekannt. Ich lege zunächst einmal die Kopien von einer in Arbeit befindlichen Dokumentation bei. Ehe ich Ihnen mehr Persönliches sage, möchte ich doch etwas genauer wissen, was Sie mit derartigen Angaben vorhaben. Ich vermag auch den Stellenwert meines Romans in Ihrer Arbeit nicht einzuschätzen. Wenn er gering ist, bedarf es nicht vieler Erörterungen. Wenn er dagegen größer ist, sehe ich nicht, wie Sie ohne ein Interview weit genug kommen. So hätte ich es von meinen Kandidaten erwartet. Sie können sich auf jeden Fall weiter an mich wenden.

Mit freundlichen Grüßen

A handwritten signature in dark ink, appearing to be 'H. Spilw', written in a cursive style with a long horizontal stroke at the end.

Dr. Peter Wierichs  
Lehmbreite 37  
37671 Höxter

Frau  
Victoria Stachowicz  
Bayenburger Straße 253

42399 Wuppertal

Gelsenkirchen, den 28.12.95

Liebe Frau Stachowicz,

leider komme ich erst jetzt dazu, auf Ihren Brief, der mich mit etwas Verzögerung erreichte, zu reagieren. Die meisten Ihrer Fragen lassen sich gewissermaßen 'in einem Atemzug' beantworten. Sie sind mir auch durchaus nicht zu persönlich oder indiskret. Also denn:

Mein Krimi ist - wie die meisten Produkte seiner Art - eine Mischung aus Erlebtem und Erfundenem, wobei Eindrücke aus unterschiedlichen örtlichen und zeitlichen Zusammenhängen miteinander verschmolzen wurden. Ich habe seinerzeit in Münster studiert, glaube aber nicht, daß die dortige Universität in meinen Beschreibungen wiederzuerkennen ist. Die fiktive Uni in den "Professoren" ist vielmehr ein Kondensat aus allen möglichen Universitäten (und anderen Orten), die ich irgendwann gesehen habe - und natürlich viel Phantasie. Sie werden also in und bei Münster weder das im Buch beschriebene verlotterte Hafenviertel noch den Campus oder gar das bergige Umland vorfinden. Dasselbe gilt für die Figuren: Auch in ihnen dürfte sich niemand direkt wiedererkennen, da es immer verschiedene Vorbilder gab. Der Rest ist wiederum 'Imagination'. Trotzdem hörte ich später immer wieder, die geschilderten Figuren und Episoden (mit Ausnahme der Mordgeschichte natürlich) seien irgendwie "tyisch" - und das war letztlich auch der Sinn der Sache.

Denn darum ging es mir: Ich wollte die Universität meiner Studienzeit (der späten sechziger Jahre) so beschreiben, wie ich sie erlebt und erfahren hatte. Daß die Schilderung "positiver" ausfällt als in anderen Romanen hängt vielleicht damit zusammen, daß die Rahmenbedingungen seinerzeit so viel günstiger waren als heute: Es gab noch einen Rest "akademischer Freiheit", der Andrang hielt sich in eher erträglichen Grenzen, und die Berufsperspektiven waren mehr als günstig: Wer seine Examina bestand, hatte beste Aussichten auf einen attraktiven Job im Staatsdienst oder anderswo. Das alles trug natürlich zu einer insgesamt besseren Stimmung bei. Als "positiver Gegenentwurf" zu anderen Romanen war mein Krimi nie gedacht. Er sollte - wie gesagt - lediglich eine Art Stimmungsbild liefern - und darüberhinaus unterhalten. Zu diesem Zweck lag es nahe, Elemente des in Deutschland eigenartigerweise relativ seltenen Universitätsromans mit denen der klassischen Detektivstory zu verbinden.

Als Zielgruppe waren zunächst all jene gedacht, die etwa zur selben Zeit studiert hatten und die - wenn auch nicht einzelne Personen oder Institute - , so doch manches Charakteristische wiedererkennen konnten. Es hat sich dann aber gezeigt, daß auch Mitglieder nachfolgender Studentengenerationen oder Personen, die niemals studiert hatten, die Schilderung ganz unterhaltsam fanden. Beschwert oder beklagt hat sich - wenigstens bei mir - nie jemand.

Ich hoffe, Ihre Fragen damit beantwortet zu haben (anderenfalls werden Sie sich ja vielleicht noch einmal melden) und wünsche Ihnen alles Gute für Ihr Examen.



Michael Z e l l e r

Künstlerhaus  
Elbstraße 54  
04153/ 81655

21481 LAUBENBURG/Elbe

13.Dezember 95

Liebe Frau Stachowicz,

Danke für Ihr Schreiben, Danke für Ihre Neugierde in Sachen FOLLENS ERBE. Gerne gebe ich Ihnen Auskunft.

Frage 1: nicht entweder oder, sondern, wie meist im Leben: sowohl als auch! Ich habe ja die Universität freiwillig verlassen, nach der Habilitation, habe einen Ruf abgelehnt - ich hatte die Uni einfach über, hauptsächlich wegen der Miesigkeit meiner Kollegen (so sah ich das damals; mit den Studenten kam ich glänzend aus). Ein Intellektueller, ein Schriftsteller kann nicht zugleich Beamter sein, der seinen Treueid auf den Staat abgelegt hat und dafür monatlich bezahlt wird, ziemlich üppig übrigens, für meinen Geschmack. Und schreiben wollte ich immer schon, deshalb war ich ja als Jüngling auf die Uni gegangen. Was lag also näher, als beides miteinander zu verquicken - Abrechnung und Milieu- bzw. Sachkenntnis, die für einen Roman nun mal unerlässlich ist.

Frage 2: obwohl ich das eine oder andere Buch gelesen habe in meinem Leben - nein. Ich kannte das eine oder andere Buch, das an der Uni spielt, aber es waren meist Autoren, die an der Uni blieben (und bleiben wollten). Da fehlt, naturgemäß, die Radikalität der Auseinandersetzung. Das muß schon an die Knochen gehen (aller Beteiligten), sonst sollte man's lassen. Lauheit gibt's genug in diesem Land.

Frage 3: Zielgruppe: Uni-Leute? Nein. Ich wollte unbedingt aus der Universität herausschreiben, in die Gesellschaft hinein. Zeigen, wie diese Behörde arbeitet, mit Zensur und Mundtotmachen, und alles hübsch legal, versteht sich. Aber damit ist die Uni kein Unikum, nur pars pro toto - so wird überall gearbeitet. Also: poli-

tisch wirksame Mechanismen aufdecken. Deshalb ist der Untertitel wichtig: Eine deutsche Gedichte. Und die Follen-Parallele. So läuft's eben meistens in Deutschland. Und alles, was ich beschreibe, ist noch einmal, obwohl ich es selbst miterlebt habe, genauestens nachrecherchiert. So gut wie jedes Wort in der politischen Intrige um Buchwald ist Zitat, zukünftige Historiker werden daran ihre Freude haben. Genauigkeit: das war (und ist) mein Ehrgeiz.

Ehrensache, daß die meisten Kollegen nach Erscheinen von FOLLENS ERBE tief beleidigt waren. Einer wollte sogar zu den Gerichten laufen, hat er leider nicht getan. Und zwei Kollegen, die ich vorher nicht kannte, sind persönliche Freunde geworden, bis heute.

Tusculum? Bitte nachschauen bei Michael Zeller, Lust auf Blau und Beine, Gedichte, Frankfurt 1988.

Ich hoffe, das hilft Ihnen weiter? Alles Gute weiter bei Ihrer Arbeit!

Sehr freundlich:

Luzers